TARTU ÜLIKOOL
UNIVERSITAS TARTUENSIS
1632

Frances Külpe
Mutterschaft

Mutterschaft

Ein baltischer Roman

von

Frances Külpe

Fünfundzwanzigste Auflage

Schlesische Verlagsanstalt
(vorm. Schottlaender) G. m. b. H., Berlin

Alle Rechte vom Verlag vorbehalten

Von Frances Külpe erſchienen in der Schleſiſchen Verlagsanſtalt (vorm. Schottlaender) S. m. b. H. in Berlin W 35: Drei Menſchen. Lieferbar in einem ſchönen Geſchenk-Einband und in einem vornehmen Liebhaber-Einband / Der Schmerzensſohn – Eine ſtille Geſchichte / Mutterſchaft – Ein baltiſcher Roman / Die Inſel des Lebens – Märchen und Phantaſien / Rote Tage – Baltiſche Novellen aus der Revolutionszeit / Man verlange koſtenloſe Zuſendung unſerer Verlagskataloge

Buchdruckerei Richard Hahn (H. Otto) in Leipzig

Erſtes Buch

Erstes Kapitel

Dämmernde Stille schweigt über den Bergen. Ein letztes Abendrot hat eben noch die ernsten Tannen mit lichten Mänteln umhüllt. Sehnsüchtig glühen die Wälder auf — vorbei der goldene Zauber. Erschauernd wie frierende Pilger raffen die wieder dunkel gewordenen Bäume ihre schwarzgrünen Gewänder zusammen, als wollten sie über den Bergrücken wandern, und dennoch sind sie stehen geblieben wie traumgebannt. Nachdenklich blicken sie auf das unbändige Kind, die lustig schäumende Wehra, hinab.

Übermütig hüpft sie durch das langgestreckte grüne Tal dahin. Von beiden Bergreihen, die sie begleiten, tanzt und sprudelt, schäumt und tost dem lieblichen Kinde des Schwarzwaldes manch neue Gefährtin in die Arme zur fröhlichen gemeinsamen Wanderung.

Stolz und kalt, unnahbar in seiner Eleganz, leuchtet das prächtige Sanatoriumsgebäude in das Schweigen der Berge, auf das Toben des Gewässers und über das Dörfchen Todtmoos hinaus, als wolle es sagen: Was geht ihr alle miteinander mich an?

„Was geht ihr alle mich an?"

Wirklich tönen diese Worte hervor aus einem wildverwachsenen Bergpfade. Heiser und verzweifelt, haßerfüllt und gramvoll klingen sie. Mühsam ringt sich ein fremdländisch gekleidetes junges Weib durch das Waldesdickicht und teilt spähend die Zweige. Vor dem Wegweiser bleibt die schöne Dirne stehen.

„Zur Wolfsschlucht," liest sie. „Schon recht."

Sie lacht bitter.

„In die Wolfsschlucht gehören gehetzte Wölfe, wie wir sind, hinein!"

Sie trägt ein Bündel und keucht. Immer steiler und düsterer wird der Pfad. Brausend stürzt ein Gewässer über blanke dunkle Felsblöcke, über Geröll und moosiges Gestein. Immer enger türmen sich die Felswände. Finsterer wird's und schauerlich.

Das Mädchen bleibt stehen. Ihr rotes Kopftuch ist auf die Schultern hinabgeglitten. Schweres schwarzbraunes Haar ringelt sich über die schmale bräunliche Stirn, wilde, forschende Augen flackern lauernd und unstet darunter hervor. Um die vollen zusammengepreßten Lippen lagert ein harter Trotz, ein zuckendes Weh.

„Komm, Kind," flüstert sie, „es muß sein. Magst dich noch einmal satt trinken!"

Sie setzt sich auf den steinigen Boden neben dem Abhang. Unter ihr schäumt und tobt die wilde Flut. Sie öffnet das Bündel. Ein zappelndes kleines Mädchen schlägt erstaunt die wundergroßen Augen auf und spitzt das hungrige Mäulchen.

Die schwarzhaarige Dirne legt das Kind mit einer wilden zärtlichen Bewegung an die junge Mutterbrust.

„Laß dir's schmecken, Wolfskind," murmelt sie, „tust deinen letzten Trunk."

Und das Kind trinkt in langen durstigen Zügen und dehnt sich in wonnigem Behagen. Ernsthaft blitzt es unter langen, seidigen Wimpern die junge Mutter an und patscht mit den kleinen Händen geschäftig auf die braune volle Brust.

Ein lauer Luftzug bewegt die zahllosen Schwarzwaldtannen. Sie rauschen und raunen leise.

Drunten über zackigem Geklüft tost der grünlich schäumende Gebirgsbach. Über dem grandiosen Wiegenliede der Mutter Natur ist das Kleine wieder eingeschlafen.

Mit hastigen Fingern hat die junge Mutter das Kind wieder eingewickelt. Sie hebt es hoch empor mit den schlanken braunen Armen, blickt hinab in den schäumenden Schlund und — schaudert.

„Nein, nein," flüstert sie, „so nicht, so nicht!"

Und vorsichtig legt sie das Bündel nieder am Rande des Abgrundes.

„Magst selbst hinunter, ich will warten!"

Wieder löst sie die Wickelbänder ein wenig.

Das Kind lächelt im Schlaf und fährt mit den freigewordenen Händchen nach dem Munde. Eine Ameise kriecht der Kleinen über die Stirn. Behutsam treibt die Mutter sie hinweg und schiebt das Kind ein wenig über den Abhang hinüber. Totenbleich, mit hervorquellenden, verglasten Augen starrt sie das kleine Geschöpf an — —

„Jetzt — jetzt muß es sein!" gurgelt sie — das Kind macht eine jähe Bewegung und stürzt, stürzt an der glatten Felswand nieder, überschlägt sich und wird von einem barmherzigen dürren Tannenast gepackt . . .

Ein doppelter Aufschrei — mit wahnsinnig verzerrtem Antlitz hat sich die Mutter über den Abgrund gelegt, — krampfhaft verlangend streckt sie die Arme dem Kinde entgegen — umsonst, es ist unerreichbar. In schaukelnder Bewegung hängt das Bündel da und wird heftig hin und hergewiegt. In den nächsten Minuten liegt das Kind zerschmettert im grollenden Gewässer . . . „O, Jesus, Maria und Joseph!" kreischt das Weib — und ringt die Hände, „dir zu Lieb', ach, dir zu Lieb', Hans!" . . .

Eine Minute verstreicht — mit fröhlichem Krahlen steckt das Kleine den Daumen ins Mündchen und blinzelt zwischen den langen Wimpern beschaulich zur Mutter empor.

Lauter flüstern und rauschen die Tannen, sie klagen und drohen. Gewaltiger braust der Bach — — „Mörderin, Kindesmörderin!" gellen und dröhnen tausend Stimmen aus der empörten Natur der Mutter entgegen. Eine wehende Kühle schleicht langsam und gespenstisch heran, und an dem dürren Tannenast hängt das lebende Bündel. Liebkosend, taktmäßig wiegt es der Wind hin und her . . . Schlaf, Kindchen, schlaf! . . .

Da schallt ein wahnsinniges Gelächter über all das Rauschen und Brausen und — die Finger in den Ohren jagt mit flatternden Röcken eine Frauengestalt über den Bergrücken.

Schlaf, Kindchen, schlaf! . . . Aber schlafen will das Kind nicht. Die Stellung, in der es der Tannenast gefaßt hat, ist zu wenig einladend. Das Köpfchen hängt schief zur Seite, mit den Händchen rudert das Kind hilflos hin und her, die Füße suchen sich krampfhaft aus der Umhüllung zu befreien und strampeln heftig. Ein jämmerliches, zorniges Klagegeschrei hallt in die Dämmerung hinein.

Tu deine Pflicht, guter Ast, und halte fest. Eilige leichte

Schritte. Kommt ein Reh den Berg hinaufgeschlüpft? Will eine Waldnymphe dem todgeweihten Kinde ein letztes Wiegenlied singen?

Ein paar neugierige, lachende braune Kinderaugen lugen über den Felsrand, um in entsetztem Staunen zu erstarren. Ein fünfzehnjähriges Mädchen, ein feines Herrenkind, beugt sich über den Abgrund. „Lieber Gott, nun aber hilf!" flüstern ein paar bleiche Lippen. Zitternde, nervige kleine Hände lösen Haken und Knöpfe — Rock und Strohhut fliegen zu Boden — da steht das schlanke, rassige Geschöpf und wagt den ersten zagenden Schritt über den Abgrund. Auf dem Leibe gleitend, mit Händen und Füßen arbeitend, tastend und suchend erhascht es einen handbreiten Felsvorsprung und greift nach der Wurzel einer jungen Tanne. Jetzt hängt das Mädchen in der freien Luft — der Fuß ist vom Vorsprung abgeglitten. Zwei Meter tiefer liegt eine schräg abfallende Steinplatte. Die Tannenwurzel hat sich gelockert, — Schutt und kleine Steine rieseln über das Haupt des Mädchens hinweg — der Sprung muß gewagt werden — da hilft kein Besinnen. Hopp! . . .

Da kniet die junge elastische Gestalt und hat sich im Fallen an die wildgrünen Zweige eines jungen Bäumchens geklammert. „Hurra!" sagt eine zitternde Mädchenstimme triumphierend, „na, Wolf, ob du mir das nachmachst?"

Und wieder packen die energischen kleinen Fäuste zu, und langsam, halb gleitend, halb springend gelangt das Mädchen tiefer, die schmalen Füße haben einen neuen Felsvorsprung erhascht. Nur noch zwei ihrer eigenen Körperlängen trennen das tapfere Kind von dem hilflosen kleinen Geschöpf. „Die Hauptsache ist gemacht!" jauchzt die kühne Retterin, hastig von Block zu Block turnt sie weiter, und nun — hat sie

das schaukelnde Bündel ergriffen. Behutsam löst sie das Kind von dem Ast und hält sich zitternd daran fest. Unter ihr gärt und tobt der Gebirgsbach — in schäumendem Gefälle rast er hinab von Stufe zu Stufe. Breiter und bequemer werden die Steinblöcke.

Ratlos schaut sie in die Höhe. „Da hinauf — — mit einer Hand? Unmöglich! Ich muß durchs Wasser!"

Entschlossen setzt sie sich auf einen breiten bemooften Felsblock, legt das Kind neben sich nieder und beginnt die Füße zu entkleiden.

„Nasse Füße . . . hm!" sagt sie nachdenklich. „Aber das ist ein Ausnahmefall. In Schuhen käme ich auch ins Gleiten."

Langsam, vorsichtig patschen die feinen rosigen Füßchen über schlüpfriges Gestein und springen behend von Block zu Block, durchqueren das grünlich schäumende Gewässer.

„Das ging ja prächtig und war obendrein lustig. Jetzt bleibst du hier auf diesem Stein liegen, mein kleines Kindchen, bis ich die Schuhe wieder anhabe!"

Gesagt, getan. Schuhe und Strümpfe sitzen wieder an den schlanken Füßen; bedächtig und ruhig klettert das junge Kind mit seinem erbeuteten Schatz das andere weniger steile Ufer empor.

Sie drückt das Kleine an ihre junge Brust; jetzt erst hat sie Zeit, es zu betrachten.

„Kindchen, Kleines, wie bist du lieb! Nun bist du mein! Du gehörst mir, mir ganz allein!"

Und sie jauchzt und küßt die winzigen Fingerchen, die flaumweichen blonden Härchen, und das Kleine hält still und sieht sie mit den verwunderten, unverständigen Augen ernsthaft an. Jetzt verzieht es gar das Mäulchen zu einem flatternden Lächeln.

Rixas feines braunes Geſichtchen mit der kühngebogenen Naſe und den rätſelhaften Augen leuchtet hell auf wie eine Blume im Sonnenlicht.

„O du ſüße, lebendige Puppe! Du biſt ja ſchöner als alle meine Kaninchen, mein Karo, meine Lora und mein Juwel zuſammengenommen! Wie freue ich mich, o wie freue ich mich! Was nur Mama ſagen wird?"

Ein Schatten fliegt über die anmutig ſtolzen Züge.

„Ich geb' dich nicht wieder her. Ich hab' dich mir verdient! Aber nun raſch zurück nach Wehrawald!"

Rixa huſcht über die Brücke, die das Gewäſſer überſchneidet. Sie bleibt ſtehen und ſchaut hinab in den gärenden Waſſerfall und ſchaut hinauf zu dem Felsabhang. Bedenklich ſchüttelt ſie das braune Haupt.

„Das ſieht ja arg gefährlich aus . . . iſt's wirklich wahr, daß ich da hinunter geklettert bin? Wenn Mama die Stelle nachträglich ſieht, bekommt ſie ſicher noch eine Ohnmacht, alſo darf ſie es nicht erfahren. Aber Wolf müßte ſie ſehen, der würde Reſpekt vor mir kriegen. Na und ob!"

Sie lacht glücklich und eilt weiter.

„Wenn mich das Sanatorium ſo ſähe ohne Rock und mit dem Kindchen auf dem Arm! ‚Conteſſina, uas haben Sie uieder gemacht?' würde Mr. Bright ſagen. Der gute Mr. Bright. Der wird mir betteln helfen."

Da ſteht Rixa wieder am Rande des Abhanges, den ſie auf ſo gefahrvolle Weiſe verlaſſen hat. Flink ſtreift ſie das Röckchen über, der Hut ſitzt ſchief auf dem braunen lockigen Haar. Das feine, feſt umriſſene Geſicht ſtrahlt in Siegesfreude.

„Nun aber ſchnell heim!" ſagt ſie laut.

Zurück fliegt ſie über den Steg, den Berg empor, die Land-

ſtraße entlang, die zu dem Dörfchen Schwarzenbach führt. Immer ferner klingt das Rauſchen des Waſſerfalls in der Wolfsſchlucht. Still und traulich liegt das Dörfchen da, nur aus der Schmiede tönen noch ſpäte Hammerſchläge. Rixa eilt vorwärts und hat bald das letzte Dorfhäuschen mit dem weit vorſpringenden, ſchläfrig herabhängenden Dach hinter ſich. In träumeriſchem Frieden liegen Berg und Tal. Märchenhafte dämmernde Kühle umwittert das Gelände.

Sie betritt den gepflegten Waldweg, den Sonntags die Schwarzenbacher wandeln, wenn ſie trockenen Fußes nach Todtmoos zur Kirche wollen und unten die Landſtraße voll Schnee und Näſſe liegt. Den „Verlobungsweg" haben ihn die Kranken im Sanatorium genannt. Rixa iſt hier zu Hauſe. In der Heimlichkeit dieſer Buchen und Birken hat ſie ſchon manch ſcheues Reh belauſcht und manchen Strauß gelber duftender Primeln für die kranke Mutter gepflückt.

Quellen murmeln leiſe und eilig. Ausgeriſſene geſpenſtiſche Wurzeln gefällter Bäume nehmen wunderliche Formen an. Rieſenblöcke abgeſprengten Geſteins modern der Ewigkeit entgegen, und aus ihren Ritzen ſprießt neues Leben, zitternde Birkenſtämmchen und wildgrünes üppiges Kraut . . . ſtärker wird das Rauſchen und Brodeln — der Waſſerfall, der aus dem „Bazillenteich" abgeleitet wird, iſt nicht fern — da glänzt ja auch Wehrawald, das Sanatoriumsgebäude in ruhigem Elfenbeinton, von ſchwarzgrünen Tannen umrahmt. Rixa fühlt ihr Herz pochen.

Krach — krach! Zwei kurze Schüſſe und ein mächtig rollender Donner, der von Berg zu Berg geſchleudert, zurückgeworfen wird, und in gewaltigen Wogen in der Ferne verklingt; während Rixa zögernd den Damm betritt und der Bazillen-

leich selig-unschuldig wie ein großes Kinderauge zu ihr emporlächelt, setzt unten eine militärische Musik ein aus scharfen gellenden Bläserinstrumenten. Drunten in Todtmoos feiern sie die Ankunft eines neuen Pfarrers.

Rixa ist in wenigen Sprüngen oben. Es gelingt ihr, sich auf einen günstigen Posten zu stellen und den Festzug zu erspähen. Voran schreiten sechs Chorknaben in weißen wallenden Gewändern. Die Musiker folgen. Wie sie energisch ausschreiten und wie harmlos gewichtig sie mitunter arge Mißtöne hervorbringen! — Rixa muß lachen. Die Feuerwehr, bewehrt, behelmt, rot umgürtet, marschiert ihrer Würde bewußt hinterdrein. Zuletzt folgt halb Todtmoos aufgeregt schwatzend — ein bewegtes buntes Volksbild.

Aber Rixas Augen spähen unruhig zum Sanatorium empor. Wo nur Mr. Bright stecken mag?

Ungefähr dreißig bis vierzig Patienten, bleiche durchsichtige Gestalten stehen plaudernd und lachend auf der Anhöhe neben der Sommerliegehalle und beobachten voll Interesse den Festzug.

„Ah — Mr. Bright!" Rixa schreit auf vor Freude und läuft dem langen Engländer entgegen.

„Mr. Bright, bitte einen Augenblick!" sagt sie hastig. „Dies hier habe ich in der Wolfsschlucht gefunden. Es hing an einem Baum, dicht über dem Wasserfall, bitte, halten Sie es. Ich muß mit Mama reden. Lassen Sie es nur ja nicht fallen!"

„Well, I declare, das ist ein Baby!" sagt der lange Engländer. „Wo haben Sie das gefunden, Contessina?"

„In der Wolfsschlucht, — ich sagte es Ihnen ja. Nun halten Sie es, bis ich wiederkomme, und gehen Sie auf Ihr

Zimmer damit. Zeigen Sie es niemandem, hören Sie, und wenn Mama nicht erlauben will es zu behalten, so helfen Sie mir betteln, ja Mr. Bright? Lieber Mr. Bright!"

Sie hängt sich schmeichelnd in seinen Arm.

Das Gesicht des langen Engländers hat eine ganze Stufenfolge von Gefühlseindrücken widergespiegelt. Endlich ist er mit sich im reinen.

„All right!" sagt er. „Ik uerde betteln!"

Er schiebt das schlafende Kind unter den Arm wie ein Aktenbündel und zielt mit langen Schritten nach der Rückseite des Hauses.

Seine lange, überlange Gestalt ist schlank und gut gebaut, doch scheint sie bei jeder Bewegung aus den Angeln zu geraten. Sein Gang ist ein schlotterndes, ruckhaftes Weiterschiffen. Seine langen Füße stecken in noch viel längeren hellbraunen Schuhen, und seine Fuß- und Handgelenke sind unglaublich dünn.

Rixa hält beide Hände an ihr pochendes Herz gedrückt. Wie wird's werden? fragt sie sich ängstlich.

Entschlossen läuft sie die breite Treppe empor, steigt in den Fahrstuhl, den sie mit Gewandtheit regiert, und steht in wenigen Augenblicken vor der Tür ihrer Mutter.

Sie klopft. „Herein!" sagt eine müde Stimme.

Ungestüm stürzt Rixa hinein. Ihre Mutter, eine zarte blumenhafte Erscheinung, ruht auf dem Liegestuhl.

„Mütterchen, liebes," jauchzt Rixa, „ich hab' was Schönes im Walde gefunden . . . darf ich's behalten?"

Die Mutter streicht ihr das Haar aus der Stirn. „Wie erhitzt du bist, Wildfang. Wo bist du denn gewesen?"

„In der Wolfsschlucht, Mutting, sag', darf ich behalten, was ich gefunden habe?"

„Wenn es ſonſt niemandem gehört, gewiß!“ ſagt die Mutter. „Was iſt's denn? Ein ſeltner Stein? Eine ſchöne Pflanze?“

„Nein, nein“, ſchreit Rixa, und verſteckt ihr Geſicht im Schoß der Mutter, um ihr Lachen zu verbergen ... „Etwas viel, viel Schöneres — etwas Lebendiges! Rat mal, Mutting!“

„Wo fandeſt du es?“ fragt die Mutter vorſichtig.

„Auf einem Baum, an einem dürren Aſt.“

„Ich meinte ſchon, du würdeſt mir ein junges Reh ins Zimmer bringen“, ſagt die Gräfin erleichtert. „Es wird wohl ein junger Vogel ſein?“

„Nein, Mamachen,“ ſagt Rixa zögernd, — „ach bitte, bitte, darf ich es behalten?“

Und leidenſchaftlich umſchlingt ſie die Mutter.

„Sei doch nicht ſo ſtürmiſch, Rixa!“ ſagt die zarte Frau. „Wozu ſo viele Vorreden? Das kenn' ich gar nicht an dir. Sieh' mir in die Augen, was iſt's denn?“

„Ein ... ein kleines Kind!“ ſtottert Rixa mühſam.

„Ein — — — Kind?“ Die Gräfin hat ſich entſetzt aufgerichtet. „Biſt du von Sinnen, Rixa? Ein Kind? Und das haſt du auf einem dürren Aſt gefunden?“

„Ja, Mütterchen“, ſagt Rixa kleinlaut. „Es iſt wirklich ein kleines, ganz kleines, ſüßes, niedliches Kindchen, und es hing an einem dürren Aſt, dicht über dem Waſſerfall in der Wolfsſchlucht ...“

„Wie iſt es denn dahin gekommen?“ ruft die Gräfin. Ihr blaſſes Geſicht hat ſich plötzlich gerötet.

„Ja, das weiß ich nicht, Mutting,“ geſteht Rixa ſchuldbewußt, „aber als ich es hängen ſah, habe ich keine Zeit verloren, und es gleich heraufgeholt.“

„Wie? Über dem Wasserfall?"

Die Gräfin schließt, von einer Schwäche befallen, die Augen. Unter den geschlossenen Wimpern der Frau quillt es hervor — heiße Tränen des Entsetzens, des Dankes. Mit den langen, feinen Händen tastet sie über Rixas Gesicht hin, als wolle sie sich versichern, daß sie ihr Kind noch habe.

„Kind, Kind," sagt sie mühsam, „dich hat der Herr geschützt!"

Rixa ist aufgesprungen. Sie kann ihre Mutter nicht weinen sehen.

„Mutting," ruft sie außer sich, „so sei doch nicht traurig, ich bin ja heil und gesund! Darf ich das kleine Kind behalten?" Und dann trotzig: „Ich hab' es mir verdient, Mama."

Die Gräfin sieht Rixa mit einem langen, prüfenden Blick an.

„Du hast es dir verdient, sagst du? Ja, du hast ihm das Leben gerettet — — Aber hast du dadurch das Recht und die Fähigkeit erworben, das Kind zu pflegen und seine Seele zu erziehen? Du bist ja selber noch ein Kind. Weißt du, was erziehen heißt, Rixa? Das heißt sich selbst aufgeben. Kannst du das?"

Rixa ist blaß geworden. Ihre Augen senken sich schüchtern und erheben sich wieder kühn und leuchtend. Ein Blick von reiner Sicherheit richtet sich auf ihre Mutter. Aus dem geschlossenen Munde und dem feinen erregsamen Bogen der Nase spricht Charakter.

„Ich will es lernen, Mutting."

Eine lange Pause.

„Wo ist das Kind?" forscht die Gräfin.

„Bei Mr. Bright. Darf ich es holen?"

Die Mutter nickt schwach, und Rixa stürmt davon.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Wochen sind vergangen. Alle Nachforschungen nach der Mutter des Kindes sind erfolglos geblieben, und Rixa darf die Kleine zu ihrem Entzücken behalten.

„Wir nehmen es mit nach Kurland!" jauchzt sie. „Es ist mein Kind, ganz mein!"

„No, Conteſſina!" sagt Mr. Bright, und sein Gesicht legt sich in ernsthaft komische Falten. „So haben wir nicht gewettet. Es ist unser Baby. Habe ich nicht gebetteln für Sie?"



Zweites Kapitel

Reihenweis geschichtet lagen die Brustkranken bis an den Hals verpackt auf der weiten Liegehalle des Sanatoriums. Es war ein unfreundlicher kalter Tag.

„Hans, Hans, uo stecken Sie nieder?"

Die Glocke des langen Engländers wurde energisch geschüttelt.

Der stämmige Hans, der Hallendiener, erschien, breit, gesund, gemächlich.

„Nickeln Sie mir die Füße ein und bringen Sie mir meinen Buch, den ‚Hungerpastor'."

„Ist schon recht, Mr. Bright."

Mr. Bright legte sich mit einem kleinen komischen Seufzer zurecht. Er war allgemein beliebt. Sein kurzgeschorener kleiner Kopf mit dem feinen Oval des Gesichts hatte einen überaus anziehenden Ausdruck von Schelmerei und Güte. Der große Kindermund unter dem schwarzbraunen Schnurrbart und die guten braunen Augen waren wie gute Kameraden stets miteinander einverstanden und lachten heiter und geduldig oder sahen traurig-enttäuscht in diese nichtsnutzig kränkelnde Welt hinaus.

Hans kam wieder mit seinem breiten, ausladenden Schritt, der von unüberwindlichem Phlegma zeugte.

„Oh, I see!“ seufzte Mr. Bright, „Sie haben mir den falschen Buch gebracht.“

„Nehmen Sie den lebendigen Hungerpastor als Ersatz!“ sagte sein Liegestuhlnachbar, ein bleicher, hagerer Mann, auf den diese Bezeichnung nicht übel zu passen schien.

Die Halle lachte. Man war im ganzen froher Laune und immer dankbar für einen Witz. Hier und da ertönte ein trockenes, räuspendes Husten.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Pastor!“ sagte Mr. Bright mit dem Versuch einer kleinen Verbeugung, die auf dem Liegestuhl komisch genug ausfiel, und mit der kindlichen Befriedigung, einen korrekten und schön klingenden Satz gebildet zu haben.

Der Pastor bemerkte beides und lächelte.

„Sie haben schon hübsche Fortschritte im Deutschen gemacht, Mr. Bright.“

„Wirklich? Das ist Contessinas Verdienst. Sie gibt sich vielen großen Mühe mit mir.“

Mr. Brights Gesicht wurde von einem weichen, glücklichen Schimmer übergossen.

„Und Sie sich mit ihr — vice versa!“ tönte eine naseweise Stimme vom Ende der Halle.

Ein ganz junger Mensch, Herr Eggert, hatte die letzten Worte gesprochen. Er hatte ein nichtsnutziges, zusammengepreßtes Jünglingsgesicht mit wulstigen, stets lachbereiten Lippen, schmalen Augenritzen und schlechter Haut. Seine Stimme klang gequetscht und wankte immer von Übermut.

Mr. Brights Augen sahen ihn kühl und gemessen an.

„Von uem ſprechen Sie, Herr Eggert? Man ſagt nicht ‚ſie‘ von einer jungen Dame.“

„Oh, Verzeihung! Ich ſagte ja bloß ‚ihr‘. Ich ſprach von der Komteß Rodern“, ſagte der junge Herr in geheuchelt demütigem Tone.

„Vor der Komteß alle Hochachtung!“ ſagte der Paſtor warm. „Das iſt ein Charakter. Ich ſah ſie noch geſtern drüben im Verwaltungshauſe, wo die kleine Erika untergebracht iſt. Faſt ihre ganze freie Zeit verbringt die Komteß bei dem Kinde. In unſerer gemeinſamen Heimat, in Kurland, wird ſie ſich ohne Wärterin behelfen müſſen. Das iſt eine harte Aufgabe, aber das Zeug dazu hat Komteß Rixa.“

„Alſo Erika ſoll das Kleine heißen?“ fragte Herr Eggert halb ſpöttiſch, halb intereſſiert. „Ein poetiſcher Name.“

„Uir haben die Namen zuſammen ausgeſucht“, erklärte Mr. Bright ſtolz. „Das Kind iſt uie eine Blüte auf einem Baumaſt gefunden, — darum . . .“

„Ich wußte bisher nicht, daß Tannenbäume Heideblumen tragen“, krähte Herr Eggert. „Bei uns zulande wachſen nur Tannenzapfen auf Tannenbäumen.“

„So hören Sie doch einmal auf mit Ihren nichtsnutzigen Reden, Eggert“, rief der Paſtor lachend.

Mr. Bright warf dem Geiſtlichen einen freundlichen Blick zu.

„Ich uollte gern, jeder hätte ſo viele Takt uie Sie!“ ſagte er.

Der Paſtor lächelte fein. Seine hagere Geſtalt, die ſchlanken, ſchmalen Hände und Füße und der geiſtig-bedeutende Kopf gaben ihm etwas Vornehmes, Elegantes. Eine jugendliche, leidende Stirn, von der ſich das frühergraute Haar überraſchend abhob, und kurzſichtige dunkelblaue Augen, die bald forſchend

und durchdringend blickten, bald herzlich aufleuchteten, veredelten seine Züge. Der mühselig gezogene Stoppelbart und der nervöse Mund mit den beweglichen Lippen waren stets Gegenstände seiner heiteren Selbstironie.

„Kennen Sie die Komteß schon lange?" fragte Mr. Bright leise nach einer Pause.

„O ja! Ich gehöre wohl zu ihren ältesten Bekannten," gab der Pastor ebenso zurück, „denn ich habe sie getauft. Im nächsten Jahr soll ich sie konfirmieren. Interessant und sonderbar ist sie immer gewesen. Voll von Widersprüchen: herrschsüchtig und selbstlos, beides kann sie sein, je nachdem mit wem sie es zu tun hat. Dann ist sie ganz besonders empfindungsfähig: ein Ton, eine Stimme, die Haltung und Bewegung eines Menschen kann sie in Entzücken oder Reizbarkeit versetzen. In ihrem Zorn konnte sie sehr unbequem werden, rücksichtslos und grausam, auch gegen ältere Personen. Auf der anderen Seite wieder rührend liebevoll gegen Hilflose und Kranke. Meine ganze Menschenkenntnis hat sie mehr wie einmal über den Haufen geworfen."

Mr. Bright hatte gespannt zugehört.

„Erzählen Sie mir noch von Contessina!" bat er.

„Da gab's eine feine Geschichte: Ein ganz zerlumpter Landstreicher war auf den Gutshof gekommen; zu essen und ein paar Groschen hatte man ihm gegeben. Nun bat er noch um frische Leinwand, um sein wundes Bein zu verbinden. Die alten gräßlichen Lappen nahm er in der Küche ab, aber keiner der Dienstboten rührte sich, um ihm zu helfen. Da trat die Komtesse ein. Sofort kniete sie selbst bei dem Bettler hin, ließ das Nötige herbeischaffen und reinigte und verband die Wunde. Nicht genug: sie ließ ihn bei einem lettischen Bauern

unterbringen, bis er gesund war. Als der arme Teufel ihr danken wollte, hat sie ihm eine tüchtige Rede gehalten, er solle sein Leben ändern. Und es hat geholfen: er ist jetzt ein tüchtiger Arbeiter in meiner Gemeinde."

„Bravo! Bravo!" rief Mr. Bright. Seine Augen leuchteten.

„Nun aber nehmen Sie die andere Seite: wie hat sie einen törichten jungen Mann schlecht behandelt, der in sie verliebt war. Sie sagte immer: ‚Ich erlaube ihm nicht, daß er mich liebt — ich will's nicht haben!' Und dem Jüngling bekam es schlecht. Schonungslos konnte sie ihn zappeln lassen, ja, auf einer Gesellschaft ließ sie ihn Solo tanzen, was er durchaus nicht verstand; er hatte übernommen, alles zu tun, was sie befehlen würde. So machte sie ihn ohne Erbarmen lächerlich, bis er abfiel. —Ein andermal brachte sie einen hausierenden Juden dazu, dreimal im Galopp um das Gutsgebäude zu reiten, noch dazu auf ihrem eigenen feurigen Tier. Der Jude war furchtsam wie ein Hase und purzelte natürlich herunter. Dafür erhielt er sein reichliches Schmerzensgeld, und Komteß Rixa wurde bestraft. Trotzdem ist sie noch heute zu solchen Streichen fähig."

Eine Pause trat ein.

„Die Komteß hat wohl viele Verehrer?" fragte Mr. Bright beinahe schüchtern.

„Hm — ja! Aber sie läßt sich eben nicht von jedem verehren. Zu einem Vetter steht sie in kameradschaftlichem Verhältnis. Heiraten werde sie nie, hat sie oft erklärt. Doch dergleichen ändert sich mit der Zeit."

„Ja, das ändert sich!" sprach Mr. Bright nachdenklich.

Der Pastor streifte den Engländer mit einem forschenden

Blick. Ein Verstehen blitzte in ihm auf. Steht es so? dachte er betroffen.

„Die Gräfin ist Witwe, nicht wahr?" fragte Mr. Bright wieder.

„Ja, die Gräfin ist Witwe, schon seit vielen Jahren. Rixa ist ihr einziges Kind. Der Graf litt an einem unheilbaren Krebsleiden und erschoß sich in einem Anfall von Schwermut. Es war ein wunderlicher, hochbegabter Mensch. Von ihm mag wohl die Komteß manche Eigenheit geerbt haben. — Aber ... es ist zehn Uhr, Mr. Bright, wir müssen Temperatur messen."

Gleichmütig nahmen die Kranken ihre Thermometer in den Mund. Es sah aus, als rauchten sie Zigaretten — ein sonderbarer Anblick, doch war die Halle daran gewöhnt. Zehn Minuten vergingen.

„37,7!" sagte Mr. Bright wehmütig mit einem unsicheren Lächeln der Enttäuschung. „Wieder schon Fieber, und heute morgen hatte ich noch 36,6."

Rixa, Rixa, was haben Sie angerichtet! dachte der Pastor voll Teilnahme, und nahm sich vor, Mr. Bright nichts mehr von der Komteß zu erzählen.

Über die Steinfliesen klapperten rasche Schritte.

„Der Gestrenge kommt."

„Gu'n Morgen, gu'n Morgen — gut geschlafen? Wie?"

„Guten Morgen, Herr Doktor."

„Servus, Doktor."

„Böses Nebelwetter heute."

„Nebelwetter?" — Der Oberarzt zog die Brauen hoch. „Wo denken Sie hin? In Wehrawald gibt's keinen Nebel. Wir stehen über der Nebelzone. Was Sie da an den Bergen hängen sehen, sind Wasserwolken."

Damit war er ſchon vorüber.

Die Patienten ſahen einander leiſe lächelnd an.

„Hier darf es kein Nebelwetter geben, ergo gibt es keins. Übrigens, Waſſerwolken oder Nebel, beides laſtet gleich ſchwer auf den Atmungsorganen", ſagte der Paſtor ſeufzend.

Die dumpfe, dröhnende Stimme des Gong rief zum zweiten Frühſtück. Die Liegehallen leerten ſich. Verlaſſene Liegeſtühle, ein Durcheinander von Tüchern, Decken und Mänteln — ein Stilleben eigener Art.

Langſam füllten ſich die mattblaue Vorhalle und die weiten lichtgrünen Wandelgänge mit hohlwangigen, aber vergnügten Geſichtern und prärafaelitiſch hüftenloſen Geſtalten. Das rieſige gotiſche Fenſter mit ſeinem dunkelblauen Glaſe und den in Blei gefaßten ſcharlachroten Mohnblüten warf ein gedämpft violettes Licht auf die hellgrünen Hallen, welches faſt magiſch wirkte. Der Fahrſtuhl war in beſtändiger Tätigkeit und ſpie immer neue Perſonen aus ſeinen eleganten Glastüren hervor. Begrüßungen wurden ausgetauſcht, Bekannte angeredet. Hand in Hand ſpazierte der kleine ſchwarze Oberarzt mit ſeiner lieblichen Gattin durch die Reihen. Höflich hielt der Pförtner die Türen offen. Man trat in den Speiſeſaal.

Ein weiter heller Raum von gediegenem Geſchmack. Mächtige Fenſter verbreiteten durch das mattgelbe Glas ihrer oberen Scheiben ein farbiges heiteres Licht, ſelbſt an trüben Tagen. Die gegenüberliegende breite Spiegelwand fing dieſe Fenſter und drei langgeſtreckte ſchmale Speiſetafeln auf. Farbige Blumenſtücke, exotiſche Topfpflanzen leuchteten harmoniſch über dem glitzernden Tafelgerät.

Mr. Bright ſaß auf ſeinem Platz und muſterte aufmerkſam die Eintretenden. Da waren ſeltſame, auffallende Erſchei-

nungen unter ihnen. Man war ja auch aus allen Weltteilen in dieses erstklassige Sanatorium zusammengeströmt.

Je nach Nationalitäten hielt man zusammen.

Am bemerkbarsten machten sich die lärmenden, redseligen Franzosen. An Ungezwungenheit und liebenswürdiger Lebhaftigkeit taten es ihnen die Russen beinahe gleich, nur waren einige schweigsame Melancholiker unter ihnen. Einen lebhaften Gegensatz bildeten die Amerikaner zu den Holländern. Auffällig tiptop in Kleidung und Haltung, verlangten sie beständig eine besondere Bedienung und lächelten ironisch überlegen über das Gebotene. Die Holländer dagegen, ein wenig phlegmatisch, heiter und vernünftig, gaben sich mit allem zufrieden. Finster und majestätisch saßen ein paar Türken da und beobachteten mißmutig einige heftig gestikulierende Italiener, die einem Spanier in ihrer Muttersprache etwas begreiflich zu machen suchten. Mit einem unverfrorenen Gleichmut, so als ob sie allein auf der Welt da wären, gaben sich die Engländer, von denen der schmiegsame, liebenswürdige Mr. Bright offenbar nicht für voll angesehen wurde. Deutsche aus Nord und Süd paßten sich gemütlich oder spöttisch lächelnd den bunten Völkertypen an. Unter ihnen erkannte man sofort die Leutnants a. D. unverkennbar an ihrer militärischen Haltung, dem geraden Scheitel und dem formvoll höflichen Benehmen. Auffallend zurückhaltend war die kleine sich absondernde Gruppe der Ostseeprovinzialen.

„Ach, Frau Gräfin, wie haben Sie geruht? Contessina, was macht das Baby?"

Arm in Arm waren Mutter und Tochter auf ihre Plätze geschritten. Bewundernde Blicke folgten dem ungleichen Paar.

Die Gräfin sah aus, als wäre sie aus einem Lenbachschen

Rahmen geſtiegen. Sie hatte ein energiſch geſchnittenes Profil, das in ſeinem ſtolzen Schwunge beinahe ans Männliche grenzte, doch waren ihre Farben und ihr Ausdruck ſo zart, daß der Gegenſatz in Farbe und Form zu einer pikanten Harmonie verſchmolz. Ihre dunkelblauen Augen waren ſanft und träumeriſch, von einer krankhaft ſeheriſchen Kraft des Blicks. Um ihren Mund ſpann ſich ein lieblich jugendlicher Zug. Ihre Naſe war kühn und raſſig, ihr Kinn ein wenig hervorſtehend. Den feinen Kopf auf dem ſchlanken Nacken krönte eine Fülle matten aſchblonden Haares.

Sie ſprach viel mit dem Paſtor, mehr als ihrer Geſundheit zuträglich war.

Rixa hatte heute ihren ſchweigſamen Tag. Sie ging kaum auf die Neckereien des Paſtors, der ihr gegenüberſaß, noch auf Mr. Brights liebenswürdige Erkundigungen ein.

„Ich danke Ihnen, Mr. Bright, das Baby iſt geſund", war alles, was ſie vorbrachte.

Der Oberarzt ging wie täglich an den Tafeln entlang und prüfte eingehend die Temperaturzettel der Patienten.

„Wie? 37,7, Mr. Bright? Aber ſchleunigſt ins Bett, und Sie ſtehen nicht eher auf, als bis ich es Ihnen geſtatte."

Da ſah Rixa den langen Engländer mit einem ſonnigen Lächeln ihrer wundervollen Augen an, einem Lächeln, das ſein Herz beruhigte und erwärmte.

„O, Mr. Bright, ſeien Sie hübſch artig, ich will Ihnen ein ſchönes Buch hinaufſchicken. Das wird Sie zerſtreuen!"

Am Abende des folgenden Tages war Mr. Brights Temperatur wieder normal. Rixas Buch mußte wohl eine magiſch beruhigende Wirkung ausgeübt haben. Es hieß: Hundezucht in England und auf dem Kontinent. Aber ſelbſt ein Koch-

buch hätte die gleichen Dienste geleistet — und Mr. Bright hätte gewissenhaft alle Rezepte gelesen, wenn es aus Rixas Hand gekommen wäre.

Hexe, Nixe, darling! dachte er entzückt.

Im Lesezimmer nach dem Abendessen saßen Rixa und Mr. Bright eifrig über dem Halmaspiel in einer Ecke. Draußen lagen die Patienten wieder in der Halle, und die elektrischen Lämpchen bei jedem Liegestuhl glühten wie eine Reihe verzauberter Leuchtkäferchen in die stille Nacht hinein.

Der Pastor und die Gräfin, die beide die feuchte Nachtluft nicht vertrugen, gingen langsam in dem grünen Wandelgang auf und nieder.

„Die Mutter des Kindes ist nicht ausfindig zu machen, lieber Pastor", sagte die Gräfin mit einem kleinen Seufzer. „Rixa habe ich in dem romantischen Glauben gelassen, daß die Kleine vielleicht gestohlen, oder durch Fahrlässigkeit verunglückt sei, denn daß die eigene Mutter solch einen Frevel begehen könnte, das anzunehmen, darf ich ihren fünfzehn Jahren nicht zumuten."

„Die Komteß ist für ihr Alter merkwürdig reif, Frau Gräfin."

„Und doch ist sie noch ein ganzes Kind. — Das Kleine zu behalten, fällt mir nicht leicht. Sie wissen, daß Rixa mein ganzes Glück ist. Dieser fremde Findling nimmt mir viel von meinem Kinde, und das muß so sein, denn einer großen Aufgabe soll man sich ganz oder gar nicht widmen. Durch die Sorge für die kleine Erika hoffe ich die schlummernde Weiblichkeit in Rixa wachzurufen. Sie kennen meine Bedingung, Herr Pastor. Rixa soll keine Hilfe, keine Wärterin für das Kind haben. Sie hat die Mutterpflichten übernommen. Sie

soll den Ernst dieser Aufgabe kennenlernen. Die Zeit des Spiels ist vorüber."

„Eine harte Maßregel, Frau Gräfin."

„Finden Sie sie zu hart? Rixa ist ein Charakter, Herr Pastor, und an den Aufgaben erproben sich die Gaben."

„Wahr. Aber sollte das Kleine zum Versuchsobjekt nicht doch zu schade sein? Eine Menschenseele, Frau Gräfin . . ."

Ein liebliches, jugendliches Lächeln flog über ihre zarten Züge. „Ich bin ja auch noch da, lieber Pastor", sagte sie heiter. „Während Rixas Unterrichtsstunden sorge ich selbstverständlich für das Kind. Vorläufig betrachte ich das arme Würmchen noch als ein Übel — ich kann nicht anders, aber wenn Sie, lieber Freund, sich mit Rixa und mir zusammentun, so hoffe ich, daß es uns nicht nur Versuchs- und Erziehungsobjekt bleibt, sondern uns allen noch eine rechte Freude wird, nicht wahr?"

Sie reichte ihm mit herzgewinnender Anmut die Hand.

Der Pastor küßte die feinen, schlanken Finger. „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, verehrte Frau Gräfin!" sprach er einfach.

„Ich kenne mein Kind," fuhr die Gräfin wieder ernst fort, „und weiß, was ihm not tut. Der Ernst des Lebens kann für einen so komplizierten Charakter wie Rixas nicht früh genug einsetzen, und die Liebe überwindet alles."

„Die Liebe überwindet alles", wiederholte der Geistliche. „Frau Gräfin, zu Ihrer ernsten, schönen Auffassung des Lebens habe ich nichts hinzuzufügen. Ich wünsche der Komteß aufrichtig Glück zu ihrer Lebensaufgabe."

Sie traten in das Lesezimmer.

„Dreimal gewonnen!" sagte Rixa mit blitzenden Augen. „Wagen Sie noch ein viertes Spiel, Mr. Bright?"

„Ich wage alles, mit Ihnen, Conteſſina."

Der Paſtor und die Gräfin wechſelten einen ſchnellen Blick.

„Es iſt Zeit, ſchlafen zu gehen, Kind!" ſagte die Gräfin.

In dieſem Augenblick erklangen die packenden Klänge eines Walzers aus dem Muſikzimmer.

Kira ſprang auf wie elektriſiert.

„Jetzt? O, Mamachen! Herr Korelski ſpielt — darf ich nicht zuhören?"

„Noch zehn Minuten."

Man trat in das Muſikzimmer.

In lauſchenden Gruppen ſaßen und ſtanden die Patienten um den Polen herum. Die Liegehallen hatten ſich geleert.

In den Wandelgängen wagten einige ganz junge Mädchen mit glänzenden Augen und hektiſcher Röte auf den Wangen ein kleines Tänzchen. Erſchöpft und atemlos mußten ſie nach einigen Takten innehalten.

In Kiras Gliedern zuckte es. Sie ſchlug mit dem Füßchen den Takt. Ihre Augen ſprühten vor Luſt.

Da ſah man durch die hohen Bogenfenſter des Muſikzimmers den Telegrammboten in die Halle treten. Mr. Bright wurde hinausgerufen.

Kira bemerkte, wie das Papier in ſeiner Hand bebte. Sie drückte ſich an die Gräfin.

„Mr. Bright hat eine böſe Nachricht erhalten, Mama", flüſterte ſie.

Mit langſamen Schritten kehrte Mr. Bright zurück.

„Meine Mutter iſt ſchwer erkrankt!" ſprach er heiſer. „Ich reiſe morgen früh ab."

Kiras Augen wurden ſtarr und weit.

„O, Mr. Bright," rief ſie erſchreckt — „kommen Sie nicht mehr wieder?"

Er ſah die Gräfin mit flehendem Blick an. „Ich komme wieder, wo Sie auch ſind, wenn ich darf!" murmelte er. „Darf ich, gnädigſte Gräfin?"

In einer plötzlichen Aufwallung reichte ſie ihm die Hand.

„Ich werde mich immer freuen, Sie zu ſehen, Mr. Bright."

Er verabſchiedete ſich ſtumm.

Rixas kleine Hand fühlte er eiskalt in der ſeinen.

„Auf Wiederſehen — in Kurland!" ſagte ſie leidenſchaftlich. Große Tränen ſtanden in ihren Augen. „Und grüßen Sie Ihre Frau Mutter von mir. Leben Sie wohl, Mr. Bright."

„Leben Sie wohl, Conteſſina!" ſprach er mit erſticktem Tone.

Dann wandte er ſich ab und ging.

Rixa ſah der großen, überſchlanken Geſtalt nach, preßte die Lippen zuſammen und huſchte aus dem Muſikzimmer.

In ihrem Bett lag ſie noch lange wach. Die Walzermuſik tönte gedämpft bis zu ihr empor. Das Kiſſen war naß von ihren Tränen.

Drittes Kapitel

Ueber die Wettſteinbrücke der alten Schweizerſtadt Baſel ſchlenderte am frühen Morgen ein junger Mann und blickte zerſtreut in die ſtrömenden, graugrünen Fluten des Rheins.

Das Bild der Stadt, vor allem das weithin ragende Münſter mit ſeinem bunten leuchtenden Dach lag maleriſch im Sonnenglanz vor ihm. Rückſichtslos wirbelte er ſeinen Spazierſtock um die Rechte — die wenigen Paſſanten wichen ihm verwundert und ärgerlich aus. Ein braunes Sammetjackett, ein Schlapphut, nachläſſig auf die halblangen braunen Haare geſtülpt, und eine etwas aufdringliche Krawatte kennzeichneten den Maler, der dafür gehalten ſein ſollte, jedoch nicht den Künſtler von Rang. Seine Gangart war wiegend, die Schultern fielen zu ſchräg ab, als daß die Geſtalt ſchön genannt werden konnte; eine merkwürdige zuckende Bewegung in ihnen gab der ganzen Erſcheinung etwas Schlappes und Charakterloſes. Auf der niedrigen Stirn, dem großen, von einem Kinnbart beſchatteten ſinnlichen Munde, um die feingezeichnete Naſe herum lag ein Zug von Unentſchloſſenheit und Zerfahrenheit. Die kleinen grünlichen Augen funkelten zuweilen pfiffig und triumphierend auf.

Jetzt veränderte sich der Ausdruck der feinen Züge. Aus den Ritzen der zusammengekniffenen Lider glitzerten die Augen bös hervor, ein zufriedenes Lächeln spielte um den Mund, der Gang wurde strammer, und mit festem Griff packte der Mann seinen Stock. Auf der gegenüberliegenden Brückenseite trottete ein schwarzer Schnürenpudel emsig daher. Im Maul hielt er einen Henkelkorb mit Gebäck. Mit geschicktem Schwunge flog der Spazierstock des Malers dem Pudel an die Beine. Laut aufheulend sprang das Tier zur Seite, ließ den Korb fallen und verschüttete die Brötchen.

Mit einem breiten Lachen war der Maler ihm nachgesprungen, hob seinen Stock auf, versetzte dem Pudel noch einen schmerzhaften Hieb und ging ruhig weiter, als sei nichts geschehen.

Ratlos und verschüchtert, mit eingekniffenem Schwanz stand das Tier und blickte hilflos um sich.

„Solch ein infamer Bubenstreich — das muß angezeigt werden!" sagte jemand mit bebender Stimme.

Ein hochgewachsener schlanker Mann mit einem bedeutenden blassen Gesicht und breiten Lidern, die den dunklen Augen etwas Schwermütiges gaben, schritt rasch herzu, hob die verstreuten Brötchen sorgfältig auf und legte sie in den Korb zurück. Dann reichte er ihn dem Tiere und streichelte es bedauernd. Die feine geistige Hand mit dem bläulichen Geäder hob sich weiß und leuchtend von dem zottigen schwarzen Fell ab.

„Geh nur, geh!" sagte er freundlich, und einigermaßen getröstet schoß der Pudel mit langen Sätzen davon.

Mit energischen Schritten ging der Fremde dem Maler nach. Bald hatte er ihn eingeholt.

„Mein Herr . . .“ begann er.

Haſtig hatte ſich der Maler umgewendet.

„Das nenne ich eine Überraſchung!“ ſagte er vergnügt, „Baron Horſten, wo kommen Sie her? Einen Landsmann inBaſel zu treffen, iſt ein ſeltenes Vergnügen. Und Sie hätte ich am wenigſten erwartet. Ich glaubte Sie in Berlin.“

Er ſtreckte ihm die Hand entgegen.

Zurückhaltend erwiderte der Baron die freundſchafliche Begrüßung.

„Herr von Henning,“ ſagte er förmlich, „die Überraſchung iſt gegenſeitig: ich hätte niemals in Ihnen einen Landsmann vermutet, da Sie ſich damit beluſtigen konnten, ſich an einem harmloſen Tier zu vergreifen. Ich war drauf und dran, Sie beim Tierſchutzverein anzuzeigen.“

Der Maler preßte die breiten Lippen zuſammen. Seine Stirnader, die in beſtändig zuckender Bewegung war, ſchwoll an. Mit gemachter Luſtigkeit rief er:

„Ah, Sie haben den tugendhaften Köter geſehen. Ich traf ihn famos — mitten in alle vier Beine ſchoß mein Stock hinein. Wiſſen Sie,“ fuhr er vertraulich fort, — „ich kann das Vieh nicht leiden. Es gehört einem Münchener Kollegen von mir, einem ekligen Kerl, der mich ärgert, wo er kann.“

Ein leiſer erſtaunter Pfiff war die ganze Antwort des Barons. Gemeſſen ſchritt er neben dem Maler her. Jovial fuhr der fort:

„Was treiben Sie denn eigentlich hier in Baſel, Baron? ’s iſt eine urgemütliche Stadt, nicht wahr? Und Kunſtſchätze, ganz famos! Ich kopiere da eben einen Böcklin im Muſeum, leiden mag ich den Kerl eigentlich nicht — das will ſo was vorſtellen mit ſeinen überſpannten Ideen, wiſſen Sie, aber

die Leute sind ja verrückt. Ist einer erst mal berühmt, dann können sie nicht genug von ihm haben, und in unseren russischen Ostseeprovinzen muß natürlich mitgeschwärmt werden. Na, da bringe ich ihnen denn so ein paar Schmöker mit und lasse sie mir auch tüchtig bezahlen."

Er lachte selbstzufrieden. „Was tun Sie denn aber hier, Baron?" fuhr er fort.

„Nun, dies und jenes", antwortete Baron Horsten ausweichend.

„Schwärmen Sie immer noch für alte Handschriften und Musik? Das ist nicht mein Fach — versteh' davon nicht viel. Ich halte mich an das frische Leben, an das Sicht- und Greifbare," sagte er mit zynischem Lachen. „Da hab' ich aber auch ein Modell erwischt — eine Schönheit! sag' ich Ihnen. Eine Slovenin oder Ungarin ist das Mädel — die reine wilde Katze! Jetzt mal' ich sie nur als Zigeunerin mit Cymbel und rotem Kopftuch — völlig comme il faut, — späterhin, — na, ich hoffe — bis ich sie zum Akt herum kriege, fehlt nicht mehr viel. Das wird aber auch was! So ein weiblicher Akt, wissen Sie, das zieht! Das wird man immer los, besonders in Petersburg. Ja, unsere Finanzleute und besonders unsere russischen Gardeoffiziere, die sind auf so etwas geschnitten!"

Baron Horsten runzelte die Brauen.

Zudringlicher Schwätzer, dachte er — spießbürgerlicher Pinsel.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Unternehmen," sagte er mit leiser Ironie. „Ich muß mich jetzt empfehlen."

„Noch ein Wort im Vertrauen," rief der Maler hastig, „ich bin augenblicklich schwach bei Kasse und einem Lands-

mann, wissen Sie, kommt man lieber mit derlei Angelegenheiten als . . .“

„Ich stehe zu Diensten.“

„Das ist ja famos! Kommen Sie nicht in die nächste Gastwirtschaft? Es handelt sich um dreihundert Mark.“ Der Maler kniff mit vertraulichem Blinzeln ein Auge zu.

„Ich stelle Ihnen heute Nachmittag die Summe durch einen Boten zur Verfügung. Ihre Adresse?“

Herr von Henning zog eilig seine Karte und schrieb die Adresse darauf.

„Ich habe, wie gesagt, keine Zeit und muß jetzt eilen.“

„Sie sind Goldes wert, Baron, tausend Dank. In vier Wochen oder so — hoffe ich . . . Schicken Sie mir nur Ihre Adresse.“

„Das eilt durchaus nicht“, sagte der Baron höflich und lüftete seinen Hut.

„Wissen Sie auch, daß die Gräfin Rodern aus Kurland nicht weit von uns lebt? Im Sanatorium Wehrawald. Unheilbar schwindsüchtig — sagt man. Eine bildschöne Frau, und die Tochter ist womöglich noch schöner.“

„Ich habe nicht die Ehre, die Damen zu kennen“, sagte der Baron steif.

„Nun, ich kenne sie ja auch nicht persönlich, nur vom Ansehen. In unserem Ländchen kennt man die ersten Familien immer auf die eine oder andere Art. Aber ich sehe, Sie haben Eile. Sehr verbunden, sehr.“

Die Herren trennten sich.

„Steif wie ein Bock,“ brummte der Maler vor sich hin, „aber Geld spielt bei dem da keine Rolle. Wollte mir wohl eine Moralpauke halten wegen des Köters. Na, das ist ihm schlecht ausgekommen!“ schmunzelte er.

Eine Melodie aus dem Zigeunerbaron pfeifend, schlenderte er in die Stadt hinein.

Vor den schillernden Auslagen eines Juwelierladens in der freien Straße blieb er stehen. Buntemaillierte Schmetterlinge, in Gold oder Silber gefaßt, zogen seine Aufmerksamkeit an. Mit Kennerblicken und halbgeschlossenen Augen, den Kopf schief zur Seite geneigt und sich langsam von einem Fuße zum andern wiegend, betrachtete er sie. Die Schmetterlinge waren als Broschen, Spangen und Agraffen gearbeitet und von wunderbarem farbigem Glanze.

„So was in Liskas blauschwarzem Haar," murmelte der Maler unschlüssig, „der rotleuchtende da, — na, zur Belohnung, wenn sie mir Akt stehen will!"

Er trat in die Handlung. Nach längerem Feilschen war der Schmetterling sein Eigentum.

Man muß sich die Kunst und zumal die Liebe etwas kosten lassen, dachte er.

Seelenvergnügt schob er die Schachtel in seine Rocktasche und trat den Heimweg an.

Er schritt eilig über den Marktplatz und warf keinen Blick auf das Rathaus, das ihn seines spätgotischen Stils wegen sonst zu interessieren pflegte. Eine brennende Ungeduld, in seine Wohnung zu kommen, hatte ihn gepackt. Am Ende war Liska schon heute wiedergekehrt. Auf drei Wochen hatte sie fort wollen, aufs Land hinaus. In der besten Arbeit hatte sie ihn unterbrochen. Seine Zigeunerin, die wurde aber auch famos! Welch sonderbares Geschöpf sie war, wie zärtlich, wie leidenschaftlich! Wer mochte nur der Vater ihres Kindes sein? Warum sprach sie sich nie aus und woher stammte sie? Sie mußte bessere Tage gekannt haben, das war sicher. Drüben

im Münster hatte er sie zuerst gesehen. Die dunkle, glutvolle Schönheit des jungen Weibes hatte es ihm angetan, und langsam, vorsichtig hatte er sich ihr genähert. Spröde und zurückhaltend war sie — nicht zu glauben. Als sei sie ein unschuldiges Mägdlein! Aber sie liebte ihn! Und er hatte sich's auch etwas kosten lassen. An Versprechungen und Beteuerungen hatte es nicht gefehlt. Glücklicherweise war ja das Kind da, und mit dem Kinde, das sah sie ja selbst ein, war an eine Heirat nicht zu denken.

Aber stand sie ihm erst einmal Akt — er schmunzelte, dann würde sich alles andere ja schon finden. Und gut war er ihr. Aber natürlich. Er fühlte ja ordentlich, wie ihm das Herz pochte vor freudiger Erwartung. Vielleicht wartete sie schon auf ihn.

Er faßte nach der Pappschachtel. Was sie für Augen machen wird! dachte er vergnügt.

Er trat in seinen dunklen Hausflur. Eine alte Frau humpelte ihm entgegen.

„Das schöne Freile ischt wieder da!" rief sie.

In raschen Sätzen sprang er die knarrende Treppe empor und stieß die Tür auf.

In sich zusammengekauert saß sie auf dem Boden, die Arme um die Knie geschlungen, das Kinn auf die Knie gestützt. Das wirre, blauschwarze Haar hing in unordentlichen Strähnen über ihr Gesicht. Die Augen blickten irr unter dem Gelock hervor. Sie zitterte vor Kälte.

„Kalt," murmelte sie heiser, „kalt!"

Verdutzt trat der Maler näher.

„Donnerwetter!" rief er entzückt. „Ist das ein Bild! Was fehlt dir, Liska? Bist du krank? Wo hast du so lange gesteckt?"

Sie regte sich nicht.

„Am dürren Ast," sprach sie tonlos, eilig, „am dürren Ast über dem Abgrund hing es und schaukelte im Wind. Der Wasserfall rauschte schrecklich — die Ameise hatt' ich noch fortgejagt — die Ameise . . . die Ameise . . ." — sie brach in ein leises grauenvolles Gelächter aus.

Dem Maler stockte der Herzschlag.

„Was redest du da?" sprach er rauh und rüttelte sie an der Schulter. „Steh auf — komm' zur Besinnung!"

Mit erloschenem Blick sah sie ihn an. Willenlos, mechanisch erhob sie sich und lehnte sich an die Wand.

„Hans!" schrie sie auf. „Um deinetwillen . . . ja, um deinetwillen!" Ein zerrissener Ton von Zärtlichkeit lag in ihrer Stimme. „So nimm mich doch in deine Arme — was stehst du da so starr und kalt? Was tat ich dir? Für dich gab ich es hin . . . für dich . . . für dich . . ."

Ihre Worte erstarben in wimmerndem Schluchzen.

Er trat zurück, ein fahles Entsetzen auf seinen Zügen.

„Mörderin!" flüsterte er.

Sie starrten einander an, wie zwei wilde Tiere, von gegenseitigem Grauen geschüttelt.

Langsam trat sie näher.

„Ja, Mörderin!" wiederholte sie schwer. „Jetzt hab' ich nur dich!"

Sekunden fliegen in rastloser Geschwindigkeit vorüber. Wie in einem Bann starren sich die beiden Menschen Auge in Auge.

Die Zähne des Malers schlagen wie im Fieber aneinander.

„Wann . . . ist . . . Hochzeit?" murmelt sie, wie in schwerem Traum.

Da kommt Leben in die verzerrten Züge des Mannes.

„Darauf also war's abgesehen? Darauf? Ja, bist du denn von Sinnen?"

Ein maßloses Erstaunen spiegelt sich in ihren Zügen, ein dämmerndes grauenvolles Verstehen. Mit eisiger Ruhe spricht sie langsam die Worte: „Wenn das Kind nicht wäre, Liska, wärst du längst meine süße Frau — hast du das nicht gesagt, Hans? Immer und immer wieder gesagt?"

Aus der Verbrecherin ist eine Anklägerin geworden. Drohend und finster steht sie vor dem Manne.

Kaltes Entsetzen rieselt durch seine Glieder. In sich zusammengesunken steht er da, schlaff, mit hängenden Schultern.

Sie kommt noch näher und legt ihre Hand auf seine Schulter.

„Hans!" sagt sie noch einmal in herzzerreißendem Ton.

Da zuckt er zusammen und — stößt sie von sich.

„So war's nicht gemeint, Liska," stottert er, „bei Gott, so nicht!"

Eine schwere Pause. Die Zeit scheint stille zu stehen für die beiden Menschen. Drunten irgendwo in der Tiefe gurgelt und rauscht ein Strom . . . und trägt ein Menschengeschick auf seinem breiten Rücken dahin.

Liskas Augen starren in die Ferne. Sie horcht dem Gurgeln und Rauschen, horcht mit dem Schauergefühl der Seele, die langsam aus tiefem, tiefem Schlafe erwacht.

„So hast du mich betrogen," sagt sie langsam, „wissentlich — betrogen."

Spricht so das Weib, das junge schöne Weib, dessen Lippen noch rot scheinen von seinen brennenden Küssen?

Ohne noch einen Blick auf den Maler zu werfen, ſchreitet ſie an ihm vorüber zur Tür.

Er hört ihre kleinen Füße haltlos über die Treppe treten — er hört ſie den dunklen Flur entlang ſtolpern — hört die Tür gehen . . .

Fort — hinweg — wohin . . ?

Ja, wohin?

Viertes Kapitel

Zwei Jahre waren vergangen.

Kühl und lichtblau spannte sich der sonnige Himmel über die weite Frühlingsebene Kurlands. Die Bäume streckten zaghaft und fragend ihre Äste mit den feinen jungen Blättchen in die frische kühle Luft, wie abgewiesene Bettelkinder, die stumm und vorwurfsvoll bittend ihre Ärmchen aufheben.

Am Feldrande tauchten über niedrigem Gebüsch zwei Gestalten zu Pferde auf, ein Jüngling, dem der erste blonde Flaum über die Lippen sproßte, und die feine schlanke Gestalt Rixas. In raschem Galopp sprengten sie über die Ebene.

„Also, bitte, sage mir die kleinen Propheten her, Wolf!"

Unmutig schüttelte der junge Mensch den kurz geschorenen, rassigen Kopf. „Ach, laß doch den Unsinn, Rixa!"

Ihre braunen Augen blitzten übermütig.

„Siehst du den Zaun dort?"

Sie wies mit ihrer Reitgerte auf einen ziemlich hohen, mit Gestrüpp durchflochtenen Zaun, der ein aufgepflügtes Brachfeld umschloß — „Juwel nimmt Hindernisse noch miserabel,

aber ſo wahr ich deine teure Kuſine bin — ich ſetz' hinüber wenn du nicht die kleinen Propheten herſagſt — — und brech' mir vielleicht den Hals dabei!" fügte ſie bedeutungsvoll hinzu

Der junge Mann wurde rot bis an die blonden Haarwurzeln. „Das tuſt du nicht, Rixa!" ſprach er mit bebende Stimme.

„Das tu' ich wohl — alſo flink! Hoſea, Joel, Amos . . ." half ſie ein.

Wolf Senden ſchwieg und ſah mit gerunzelter Stirn zu Boden.

„Eins!" zählte Rixa langſam, „zwei — — und drei!"

In dieſem Augenblick klatſchte ein ſchneidiger Gertenhieb auf ihr feuriges Tier nieder, und in geſtrecktem Galopp jagte ſie auf den Zaun los.

Wie ein Blitz ſauſte Wolf Senden dicht neben ihr her — ſeine kräftige Fauſt packte Rixas Zügel und zerrte ihr Tier, kurz vor dem gefährlichen Zaun, jäh zur Seite. Schnaubend bäumte das Roß ſich auf und focht mit den Vorderbeinen in der Luft herum.

„Laß!" ſchrie ſie zornig — „oder! . . ."

Mit zuſammengebiſſenen Zähnen hielt er um ſo feſter.

Ein ſcharfer Gertenhieb traf ſeine Hand.

„Schlag zu!" rief er, „aber über den Zaun kommſt du doch nicht."

Sprachlos und zornig ſah Rixa ihn an, — dann glitt ſie aus dem Sattel und kehrte ihrem Vetter den Rücken. Mit hochgehobenem Reitkleid ſchritt ſie quer über das Feld.

Der junge Menſch ſtieg ab und nahm gelaſſen die Zügel der beiden Tiere über den Arm. Mit langen Schritten folgte er ihr.

Eine halbe Stunde ging er wortlos hinter ihr her.

„Wirst du nicht aufsitzen, Rixa?“ begann Wolf in ruhigem Ton.

Sie tat, als habe sie nichts gehört.

„Weshalb quälst du mich? Macht es dir wirklich solche Freude?“ Seine Stimme zitterte.

„Weshalb läßt du dich quälen?“ erwiderte sie kurz.

Wieder schritten sie schweigend weiter. Rixas Gesicht zuckte in verhaltenem Lachen.

Er berührte ihren Arm. „Rixa, sitz auf!“ bat er.

„Die kleinen Propheten!“ befahl sie, „oder ich geh' die drei Stunden zu Fuß.“

„Davon ist keine Rede“, schnitt er kurz ab.

„So? Dann nicht!“ erwiderte sie gleichmütig.

Ihr braunes Gesichtchen hatte sich gerötet, ihre Augen blitzten. Sie standen vor einem breiten Graben, der mit Wasser gefüllt war. Rixa nahm einen kurzen Anlauf und sprang hinüber. Ihr linker Fuß glitt aus und schlug ins Wasser. Gelassen betrachtete sie ihren kleinen hohen Knöpfstiefel und wischte ihn am jungen Grase ab. Mit einem gewaltigen Sprung nahm Wolf den Graben und ließ die beiden Tiere hinübersetzen.

„Ist dein Fuß naß?“ begann er wieder.

„Wasser pflegt naß zu sein“, sagte sie schnippisch.

„Du wirst dich erkälten, Rixa“, warnte er.

Sie sah spöttisch über die Schulter.

„Was geht das dich an?“

„Rixa!“ rief er in ehrlicher Qual, „warum bist du so? Weißt du nicht, wie lieb ich dich habe?“

Gleichmütig pflückte Rixa eine gelbe Butterblume und befestigte sie umständlich an der Brust.

Sie ſchritten auf der Landſtraße nebeneinander her. Ein lettiſcher Bauer mit ſeinem ſtruppigen Pferdchen kam ihnen in ſeinem Karren entgegen und zog grüßend die Mütze.

„Guten Morgen, Jahn Spahring", ſagte Rixa mit ihrem ſonnigſten Lächeln. „Wie geht's daheim? Was machen die Kinder?"

„Sie gehen zur Schule, gnädiges Fräulein, danke für die Nachfrage."

„Iſt das Kleinſte geſund?"

„Es macht Zähne, gnädiges Fräulein — da ſchreit's den ganzen Tag."

„Kommt nur nächſtens zu mir auf den Hof — ich habe abgelegte Kleiderchen von dem kleinen Fräulein und eine gute Medizin."

„Vielen Dank, Fräuleinchen", ſagte der Mann. Sein knorriges, bartloſes Bauerngeſicht ſtrahlte. „Ich komme morgen."

Sie waren an einen jungen Laubwald gekommen.

Jauchzend ſtreckten die zierlichen glänzenden hellgrünen Ahornblätter mit ihren feinen Blütenbüſchel ihre Zweige der Mutter Sonne entgegen.

Auch die lieblichen Birken ſchüttelten frohlockend ihr zierliches Laubwerk und ſchienen ſich auf den ſchneeweißen Stämmen übermütig zu drehen wie im Tanze.

Aber die Linden wehrten ſich noch ſpröde gegen das tägliche Locken der Sonne. Ihre Knöſpchen lockerten ſich langſam und ſchwerfällig, und kahl ſtarrte ihr unbekleidetes Gezweig gegen den blauen Himmel.

Goldgelber Löwenzahn und Butterblumen tanzten luſtig am grünen Grabenrand.

Rixa sog die Frühlingsluft mit Behagen ein. Rüstig schritt sie vorwärts und kümmerte sich nicht im geringsten um ihren Begleiter.

Mit gerunzelter Stirn wanderte Wolf Senden neben ihr her. In seinem charaktervollen, kühn geschnittenen Gesicht spiegelten sich die verschiedensten Empfindungen. Seine Nasenflügel zitterten, seine feinen Mundwinkel zuckten. Endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Hosea, Joel, Amos, Obadja, Jona, Micha, Habakuk, Zephanja, Sacharja und Maleachi!" stieß er laut und zornig hervor.

Sofort blieb Rixa stehen und sah ihren Vetter mit strahlenden Augen an.

„Nun glaub' ich, daß du mich lieb hast!" sagte sie fröhlich.

„Ich glaub' aber nicht, daß du mich lieb hast!" erwiderte der junge Mensch düster.

„Das hab' ich ja auch nicht behauptet!" rief sie leichthin. „Komm, halt' mein Pferd."

Er bot ihr die Hand. Ihr Füßchen ruhte einen Moment in seiner Hand. Voll Anmut schwang sie sich in den Sattel, faßte die Zügel, und in schlankem Trabe flog sie die Landstraße dahin. Wolf Senden folgte mit gesenktem Kopf.

Schweigsam war der Ritt, und eintönig klapperten die Hufe der hastenden Pferde. — —

Eine lange Allee von uralten Kastanienbäumen, hinter denen sich eine Hecke von Fliederbüschen hinzog, führte zum Gutshause.

Die ängstlich zusammengerollten fünfteiligen Kastanienblätter spreizten sich lustig auseinander, je tiefer sie standen, und wurden munter und unternehmend. Wie steife, grün-

braune Kerzchen guckten die Knospen der Blütendolden aus ihrer unfertigen Enge zwischen den scheuen jungen Blättern hervor.

Beim Vorüberreiten hieb Rixa übermütig mit der Gerte nach ihnen.

Der Flieder hatte die vorjährigen Samenkapseln noch nicht abgestreift. Struppig standen die leeren Schotenbüschel in die Höhe. Die jungen, grauvioletten Blütendolden in ihrer knospenhaften Fülle reckten sich neugierig hervor, als wollten sie sehen, wer da so achtlos an ihnen vorübersauste.

Die dampfenden Pferde hielten vor dem Portal des hohen, schloßartigen Gebäudes. Eilfertig kam Jeschke, der blonde Kutscher, gelaufen und betastete schmunzelnd die Tiere.

„Gnädiges Fräulein haben einen scharfen Ritt gemacht!" sagte er.

„O, wir sind auch über eine Stunde wacker zu Fuß gegangen; der junge Graf liebt manchmal das Gehen mehr", meinte Rixa mit einem Seitenblick auf Wolf. „Führt nur die Pferde zehn Minuten lang um den Rasenplatz. Ist Besuch gekommen?"

„Der Herr Pastor und die Frau Baronin aus Peterhof."

Natürlich!" lachte Rixa und sprang die breite Freitreppe empor — „die folgt dem Pastor wie sein Schatten. Ich bin im Augenblick fertig, Wolf, kleid' dich rasch um, wir wollen den Besuch zusammen begrüßen."

Wolfs melancholisches Gesicht hatte sich bei diesen Worten ein wenig aufgeheitert. Eilig lief er in sein Zimmer, das immer auf Rabenhof für ihn bereit war, und kleidete sich um.

Rixa vertauschte ihren grauen Reitanzug mit einer hellen Bluse, wusch sich die Hände und schlüpfte zu Klein-Erika hinein, die nebenbei in einer hohen hellen Stube schlief.

Im ſchneeweißen Bettchen lag die Kleine ſchlummernd und lächelte.

Die krauſen blonden Härchen ſchimmerten wie feingeſponnenes Gold. Rixa neigte ſich über das Kind und küßte die kleine geballte Fauſt. Hier bei ihrem kleinen Pflegling klang und blühte ihr grillenhaftes ungebärdiges Herz, hier fand ſie ihr eigenſtes beſſeres Selbſt wieder.

Ernſthaft und das ſchöne junge Geſicht von einem weichen zärtlichen Schimmer verklärt, ging ſie durch den großen Saal zum Empfangszimmer. Wolf erwartete ſie an der Tür und folgte ihr auf dem Fuße.

Nach dem frühlingshellen Sonnenſchein draußen wirkte der matte Halbton des Zimmers faſt düſter.

Neben der fürſtlichen Erſcheinung der Gräfin ſaß auf dem bronzefarbenen Sofa die verwitwete Baronin Meyenbach.

Sie war groß und gut gewachſen, von einem etwas ſchweren Schlage. Ihr Geſicht war urſprünglich edel geformt, aber durch fortgeſetztes Klagen hatte es einen wehmütigen Ausdruck angenommen. Die kleinen grünlichen Augen blinzelten unruhig und Bedauern heiſchend unter den blonden Brauen hervor, und ihre Stimme hatte einen jammernden Ton. Mit ihrer unverdienten Armut zu poſieren und bemitleidet zu werden, gehörte zu den Genüſſen ihres Lebens. Seit ſie Witwe war, hatte ſie ihre ganze Liebesfähigkeit auf den Paſtor konzentriert, und ſie verwechſelte dieſe einſeitige Liebe mit chriſtlicher Frömmigkeit.

Der Paſtor hielt einen Brief in der Hand und ſah abgeſpannt und ſorgenvoll aus.

Anmutig begrüßte Rixa die Gäſte.

„Wo seid ihr denn so lange gewesen, Kinder?" fragte die Gräfin.

„Wir hatten ein paar Meinungsverschiedenheiten, Mama," sagte Rixa übermütig, „und die mußten erst beigelegt werden. Erika hatte ich heute Heimchen anvertraut."

„Wie geht's denn der lieben Kleinen, Rixa?" stieß die Baronin mit langgezogenem Jammerton hervor.

„Ganz vorzüglich, gnädige Frau, augenblicklich schläft sie noch."

Der Pastor hatte sich mit Wolf Senden begrüßt und erkundigte sich nach seinen Studien.

„Es geht nicht besonders, Herr Pastor; das Griechische macht mir viele Mühe. Ich habe nun einmal kein Talent zum Klassiker."

„Dafür aber ist mein Vetter in der Bibelkunde famos beschlagen," sagte Rixa neckend, „alle kleinen Propheten hat er mir vorhin wie am Schnürchen hergesagt, als wäre er soeben konfirmiert."

Alle lachten. Selbst das ernste Gesicht des Pastors erheiterte sich ein wenig.

„Geht's Ihnen gesundheitlich wieder schlechter, Herr Pastor?" fragte Rixa teilnehmend.

Der Pastor seufzte. „Das gerade nicht, Komteß," sagte er schwer, „aber ich habe heute eine trübe Nachricht erhalten, die Ihnen allen nahe gehen wird. Sie haben jedenfalls nichts von dem Unglück vernommen?"

„Nein, — von welchem Unglück?"

„Der Rohdensche Baron Warnow ist gestern früh meuchlings erschossen worden."

Eine tiefe Stille senkte sich bleiern auf das Gemach.

„Die arme, unglückliche Frau!“ sagte die Gräfin leise. Ihre Augen wurden feucht. „Eine so überaus glückliche Ehe . . .“

„Glückliche Ehen werden ja meist auseinandergerissen!“ seufzte die Baronin sentimental.

Ein zorniger Blick aus Rixas Augen traf sie. Es war aller Welt bekannt, daß die Baronin Meyenbach sehr unglücklich mit ihrem Gatten gelebt hatte.

„Bitte, Herr Pastor, erzählen Sie!“ drängte Rixa heftig. „Wie ist das Unglück geschehen?“

Der Pastor entfaltete seinen Brief.

„Mein Amtsbruder Bahr schreibt mir: ‚Wie ein Schlag aus heiterem Himmel traf mich die Schreckenskunde, daß mein verehrter Patron, Baron Warnow, auf einer Revisionsfahrt einer mörderischen Kugel zum Opfer gefallen ist. Der Täter ist entflohen und bisher trotz aller Nachforschungen nicht zu ermitteln gewesen. Da der Baron ohne Kutscher ausgefahren war, fand ihn sein Hausdiener Wihlup zwei Stunden später noch am Leben in seinem Blute. Das Gefährt mit den beiden Pferden stand abseits in den Büschen. Auf dem Transport in den Gutshof ist der Baron unter furchtbaren Qualen verschieden. Ob persönliche Rache das Motiv der Bluttat ist, oder die hier und da, Gott sei es geklagt, auftauchende aufrührerische Stimmung unter dem Volke, wage ich nicht zu entscheiden. Sicher ist, daß es kein Raubmord gewesen, denn Uhr und Börse des Barons waren unangetastet. Ich wende mich an dich, lieber Amtsbruder, mit der Bitte, meinen Sonntagsgottesdienst übermorgen in meiner Filialkirche Neuhof für mich zu übernehmen, da ich auf Wunsch der schwer geprüften Witwe auf Rohden selbst mit der Beerdigung beschäftigt bin‘.“

Ex bibl. Dorp.

„Die Kanaillen!“ rief Rixa zornig und ballte die Fäuste. „Nicht einmal ordentlich schießen können sie.“

Ein verweisender Blick der Gräfin traf sie.

„Ich kann mir nicht denken, daß es ein persönlicher Racheakt gewesen ist“, sagte Wolf Senden erregt, und eine tiefe Falte grub sich in seine jugendliche Stirn. „Baron Warnow war bei seinen Leuten außerordentlich beliebt. Wie denken Sie darüber, Herr Pastor?“

„Ich muß mich leider Ihrer Ansicht anschließen, lieber Wolf. Daß es in unserem lettischen Volke gärt, ist mir kein Geheimnis. Ich selbst habe, unter uns gesagt, im Laufe des Winters drei anonyme Drohbriefe erhalten.“

„Sie, Herr Pastor?“ kreischte die Baronin Meyenbach. „Sie, bei Ihrer vorzüglichen Stellung zu Ihrer Gemeinde?“

„Das ist ein Zeichen der Zeit, nichts mehr und nichts weniger, gnädige Frau“, sprach der Pastor ruhig. „Unser Bauer ist nicht mehr, was er war. Sein Ehrgeiz, sein Nationalitätsgefühl ist erwacht. Die Russifizierung, die seit fünf Jahren in der bekannten Weise gehandhabt wird, hat die gereizte Stimmung zwischen Deutschen und Letten geschürt. Der kleine Mann aus dem Volke hat die Möglichkeit, sich ohne unsere Hilfe emporzuarbeiten, und mehr oder weniger einflußreiche Stellungen sind ihm zugänglich geworden. Damit ist die Kritik im Volke erwacht. Vielwisserei und Halbbildung vonseiten des Volkes, sich abschließender Hochmut bei uns Deutschen — das hat eine gehässige Feindschaft groß gezogen. Ja, ich kann weder der Geistlichkeit noch dem Adel den Vorwurf ersparen, daß wir nicht brüderlich und liebevoll zu dem Bauer gewesen sind. Wir haben es allzeit verstanden, die Herren ihnen gegenüber herauszukehren. Wir hätten sie zu uns heranziehen sollen,

als noch alles unbeeinträchtigt in unseren Händen ruhte. Deutsche Bildung, deutsche Kultur hätten wir ihnen, unseren jüngeren Brüdern, geben sollen, als wir noch Zeit hatten — so hätten wir uns die lettischen und esthnischen Bauern zu Freunden gemacht. Jetzt ist es zu spät. Wir stehen losgelöst da, ohne Volk, ohne Hinterland gleichsam. Wir haben einander nicht verstehen gelernt. Die Letten sehen in den Russen ihre Freunde, in uns — ihre Bedrücker und Herren. Sehen Sie auf Finnland — da sind Herrschaft und Volk in eins verschmolzen!"

„Aber, lieber Pastor," sprach die Gräfin erregt, „ich meine, Sie tun uns Unrecht. Wer hat die Volksschulen gegründet und geleitet? Wer hat Erbauungs- und gute Volksschriften dem lettischen Volke gegeben? Wer hat die Armenhäuser erhalten und den Wirten immer und immer wieder ihre Pachten erlassen? Sind wir das nicht gewesen, wir Deutschen, Adel und Geistlichkeit vereint?"

„Gewiß, gewiß, verehrte Frau Gräfin — es ist viel Gutes geschehen, und einzelne Gutshöfe haben sich auch nicht das Geringste vorzuwerfen, aber das sind doch nur Einzelfälle — das werden Sie mir zugeben. Gewiß ist die Einsicht hier und da liebevoll und mit Verständnis zu Werke gegangen — wir haben ja schon Volksbüchereien, gut eingerichtete Armenhäuser und Leprosorien auf dem Lande, aber — was frühere Jahrhunderte verschuldet haben, kann späte Einsicht nicht mehr völlig gut machen. Die Bedenken der sogenannten Humanität, daß man eine Nation erhalten müsse und die Letten nicht germanisieren dürfe, sind nicht stichhaltig. Die Geschichte pflegt gerecht zu richten. Immer richtet sie die Schuld, wenn auch nicht immer die Schuldigen. Die bleiben dem Einzelgericht

Gottes überlassen. Das Böse aber braucht Zeit, um sich auszuwirken, wie das Gute auch. Tatsache ist, daß sich ein aufrührerischer böser Geist unseres Volkes bemächtigt hat, der auf geheimnisvolle Weise immer wieder geschürt wird.

Ich sollte mich nicht wundern, wenn über kurz oder lang die hellen Flammen des Aufstandes über unsrem stillen Gottesländchen zusammenschlagen. Die böse Saat reift. Das sturmvoll gewordene Begehren nach Befreiung wird sich Bahn brechen."

„Revolution?" fragten alle wie aus einem Munde.

Ein verworrenes Furchtgefühl hatte sie gepackt.

Ernst und schwer sprach der Pastor: „Revolution!"

Fünftes Kapitel

Der jemals im heißen Süden die stachlige Agave sah, mit ihren silberblaugrünen breiten Blättern, der wird um ihre Blütezeit, die alle zwölf Jahre wiederkehren soll, beobachtet haben, wie der junge Schaft sich frisch und kräftig in drängendem Triebe dem Mutterschoß entwindet — violettgrün und zart; baumhoch und hastig wächst er empor, während die Mutterpflanze ihre ganze Lebenskraft entsagungsfroh in ihn hinüberschickt.

Es gibt geborene Mütter, so wie es geborene Dichter und Maler gibt. Ihr ganzes Wesen ist harmonisch auf den Ton der Mütterlichkeit gestimmt, so wie das Wesen der Künstler sich in ihrer besonderen Veranlagung auslöst. Hat die Natur einer solchen mütterlichen Seele ein eigenes Kind versagt, so lebt sie in einem fremden Kinde das Lied der Mütterlichkeit aus, das sie durchklingt — und wahrlich, es ist ein hohes Lied. „Die große Mutterschaft" ist das treffende Wort, das unser Volk für so beanlagte Frauennaturen gefunden.

In Rixa hatte das Hohelied der großen Mutterschaft leise und zaghaft zu klingen begonnen. Weder ihr selbst noch auch anderen war es bewußt, daß dieses große Lied einst brausend

und mächtig durch ihr Leben hallen werde. Nur die Gräfin mit ihrem feinen Instinkte sah ihrem wilden Töchterlein zuweilen fragend und ahnungsvoll in die dunklen Augen, die so tief und eigen leuchteten, wenn es mit dem Kinde allein war.

Wieder waren drei Jahre dahingeflogen. Der Winter pochte mit seinen Eisfingern an die Fensterscheiben des Herrenhauses.

Die kleine Erika wickelte sich fest in ihr altes grünes Wolltuch, das sie sehr liebte, und sagte stolz und wichtig zu ihrer jungen Pflegemama:

„Du, Mamalix, mach' das Zimmer dunkler, ich bin jetzt krank, weißt du, und da muß es ganz still sein. Es schmerzt, wenn es so hell ist."

Rixa unterdrückte ein heimliches glückliches Lächeln und ging ernsthaft auf die Wünsche der Kleinen ein. Sie zog den grünen Vorhang herunter und kehrte wieder an Erikas Bettchen zurück.

Die Kleine war sehr glücklich, daß sie nun wirklich krank war wie große Menschen auch. Das war etwas Neues, noch nie Dagewesenes. Otante, Rixas Mutter, war ja auch so oft krank, und da wußte Erika ganz genau Bescheid. So war sie denn auch besonders artig und schluckte die bittere Medizin mit philosophischer Gelassenheit. „Davon wird man gesund", sagte sie und kniff die leuchtenden blauen Kinderaugen zu.

Sie war aller Welt Liebling, die kleine Erika, und wurde von allen tüchtig verwöhnt und nicht zum wenigsten von der Gräfin selbst. Rixa hatte manchmal ihre liebe Not mit ihrer Mutter, die dem Kinde nur zu häufig nachgab.

„Ja, Kind, das ist Großmutterrecht," sprach dann die Gräfin lächelnd, „und durch deinen Geniestreich damals in

der Wolfsschlucht hast du mich vorzeitig zur Großmutter gemacht."

Es war seltsam, wie die Kleine allmählich die anmutig reizvolle Eigenart Rixas angenommen hatte.

„Ganz wie Rixa, als sie fünf Jahre alt war", winkte die Gräfin Fräulein Heimchen zu, und Fräulein Heimchen schlug oft staunend die Hände zusammen, schüttelte den grauen Kopf und nickte, schüttelte den Kopf und nickte wieder. „Ach, Herrje! Nein, so was!" rief sie.

Fräulein Heimchen hieß eigentlich Henriette Groß und war so eine Art Faktotum im gräflichen Hause. Sie war das unpersönlichste Persönchen von der Welt, grau, unscheinbar und überaus gutherzig. Sie hatte ein Gesicht wie eine vertrocknete Pflaume, kleidete sich stets in Grau wie eine Motte und griff alles an, wozu andere keine Geduld hatten. Die Tafel des Lebens war für sie längst aufgehoben; so lebte sie in ihrer selbstlosen Treue und Hingebung das Leben der anderen mit und befand sich ganz wohl dabei. Nur dem kleinen Findling gegenüber verhielt sie sich in den ersten Jahren mit einer eigentümlichen Zurückhaltung. Sie betrachtete die kleine Erika gewissermaßen als unberechtigten Eindringling in die gräfliche Familie und ihre Überlieferungen. Der Gräfin und Rixa war sie von ganzer Seele ergeben und wachte eifersüchtig darüber, daß dem Kinde nicht allzuviel eingeräumt wurde.

So hatte es einen regelrechten Kampf zwischen ihr und Rixa gegeben, als der Korbwagen für Erika zu klein geworden war und Rixas Kinderbettchen vom Boden heruntergebracht werden sollte. Fräulein Heimchen weinte tatsächlich ein paar Tränen gekränkter Würde und gerechter Empörung.

„Aber, Heimchen, es ist doch mein Kind!" hatte Rixa

unwillig ausgerufen, „da ist es wohl selbstverständlich, daß Erika alle meine Sachen erbt!"

Aber in den letzten zwei Jahren hatte Heimchens vertrocknete Theorie einen Stoß erhalten, denn tatsächlich und unwiderleglich entwickelte die kleine Erika viele Eigentümlichkeiten, die Heimchen in die Zeit zurückversetzten, da sie selbst jünger war und Rixa ihrer Obhut anvertraut gewesen.

Die Ähnlichkeit war nicht äußerlich, denn Erikas zartes Elfengesichtchen glich in keinem Zuge Rixas dunklem rassigen Antlitz mit den rätselhaften Sphinxaugen, die bald in hellem Glanze schimmerten, bald tief und dunkel waren wie das Meer zur Nachtzeit. Aber seltsam war es, wie die Kleine sich allemal mit einer gewissen natürlichen Anmut das Verwöhnen gefallen ließ, ja, wie sie es in drolliger Weise hervorrief, — darin war die Ähnlichkeit mit Rixa schlagend.

Es gehörte selbstverständlich zur Landessitte, daß die besuchenden Herren der Gräfin die Hand küßten. Wie erstaunte klein Erikas Umgebung, als das winzige, kaum fünfjährige Ding einst auf einen alten steifen Baron zutrat, ihm das Händchen reichte und mit Würde sagte: „Man küßt mir auch die Hand!"

Natürlich tat er ihr den Gefallen, schon um Rixas willen, aber der alte steife Herr konnte den Vorfall lange nicht vergessen.

Heimlich sagte er später zu Rixa, während sein rotes Gesicht blau anlief: „Komteß, auf ein Wort: In Ihrem Pflegekinde steckt Rasse, verlassen Sie sich darauf. Auf die Anzeichen kenn' ich mich aus."

„Der Weg zum Herzen der Komteß Rixa geht durch den Lindlina hindurch," sagte derselbe alte Herr einmal gemütlich

zur Baronin Meyenbach. „Wundert mich bloß, daß der junge Senden sich das noch nicht gemerkt hat", fügte er hinzu. Und dann lachte er dröhnend und so herzlich über seinen eigenen Witz, daß die rührselige Baronin mit einstimmen mußte.

Demgemäß wurde die kleine Erika mit Spielsachen und Näschereien überhäuft, mit alleiniger Ausnahme von Wolf Senden, der sie kaum jemals zu beachten schien. Sie liebte Süßigkeiten sehr und war auch eigentlich stets bereit, mit der kleinen Tochter der Köchin zu teilen, die ab und zu mit ihr in den hohen hellen Räumen spielen durfte. Aber, du lieber Himmel — man ist ja nicht alle Tage gleich freigebig; so geschah es denn auch, daß sie zur kleinen Lihbe sagte: „Du, Lihbe, zeig mal deine Zähne — hu, sind die aber ßwarz! Hör, dann darfst du auch keine Süßigkeiten essen, das ist sehr ungesund." Und dann knusperte sie mit dem Gefühl eines beruhigten Gewissens allein an ihren Näschereien. An Mamalix, wie sie Rixa nannte, hing sie mit leidenschaftlicher Inbrunst, die sich oft genug in einer eigentümlichen trockenen, altklugen Art äußerte.

Ihre wilden Ritte hatte Rixa um der Kleinen willen sehr eingeschränkt. Das Kind war unfreiwilliger Zeuge eines heftigen Kampfes zwischen Rixa und ihrem scheuenden Roß gewesen. Zitternd und blaß hatte es dagestanden und seinem Unbehagen in den Worten Luft gemacht: „Nun, was hast du davon? Du wirst noch einmal von dem Juwel runterfallen und dann" — und ihre Augen wurden ganz düster — „dann bist du tot, und ich habe keine Mamalix."

Überhaupt war Erika groß im Ausmalen schreckhafter Zukunftsbilder.

„Siehst du," sagte sie wieder, als Rixa erkältet zu Bette

lag — „du bist krank und wirst sterben — was ist denn dabei? Das geht doch allen so!"

Im Grunde sollte diese grausam nüchterne Rede nur ein versteckter Trost für ihre Mamalix sein. Sie sollte eben das Sterben nicht als ein außerordentliches Unglück empfinden. Das Kind hatte ein weiches, erregsames Gemüt, und Rixas wachsende Mütterlichkeit, die sich von Jahr zu Jahr vertiefte und in die Wesensart des Kindes versenkte, war sich dessen klar bewußt.

In diesem ungewöhnlich harten Winter geschah es, daß ein umherziehender Landstreicher erfroren im Walde gefunden wurde. Erika hatte davon gehört und beschäftigte sich Tag und Nacht mit dem armen Menschen.

„Tut es sehr weh, wenn man erfriert?" fragte sie. „Tut es weniger weh, wenn man Hunger hat?"

„Das ist viel schlimmer", sagte Rixa tröstend.

„Nun, dann ist es gut, daß der arme Mann erfroren ist", meinte die Kleine mit dem altklugen ernsten Gesichtchen.

Sie war wirklich wie ein echtes Elfenkind anzuschauen in ihrer zarten Lieblichkeit. Lange goldene Locken hingen um das süße weiche Gesichten herab. Es war kein Wunder, daß Erika verwöhnt wurde. Wer sie ansah, wie sie sich umständlich beim Schlafengehen in das grüne Tuch wickelte, wie sie es ängstlich in der Nacht in der kleinen Faust hielt und beim Aufwachen klagend zu Rixa sagte: „Mamalix, meine drei Puppen nehmen so viel Platz in meinem Bett ein, daß ich selbst gar keinen Platz mehr habe", der mußte begreifen, daß Rixa dem Elfchen eben ein größeres Bett gab und es nicht übers Herz brachte, sie von ihren Puppen zu trennen.

Einmal aber, da war es wirklich zu einer Drohung von

seiten Rixas gekommen — sie würde Erika einen Klaps geben müssen, wenn sie so unartig sei.

„So? Und du willst deiner einzigen lieben Tochter einen Klaps geben, Mamalix?" sagte Elfchen kühl. „Sprechen wir von etwas anderem, und wenn du morgen dazu Lust hast, dann magst du mir den Klaps geben."

Aber auch gefährlich konnte das Elfchen werden, wie Rixa zu ihrem Schrecken erfahren mußte. Am Sonntag Nachmittag fuhr die junge Pflegemutter mit ihrem Liebling oft ins benachbarte Pastorat. Pastors hatten unlängst ein Töchterchen am Scharlach verloren, und das liebliche tote Hildchen lebte noch im Gedächtnis der übrigen Geschwister. Sie sprachen oft von dem toten Schwesterchen, und Erika hörte mit weit offenen Augen, mit Mund und Ohren zu.

Der siebenjährige Willy, ein feiner träumerischer Knabe und der besondere Liebling des Vaters, äußerte vor Weihnachten den leidenschaftlichen Wunsch, das Hildchen wiederzusehen.

„Hildchen ist nicht tot," sagte er, „sie lebt, und der liebe Gott hält sie in seinem Schoß. Da hat sie alle Tage Weihnachten."

„Möchtest du bei Hildchen sein, Willy?" fragte die kleine Erika.

„Ja!"

„Wirklich und wahrhaftig?"

„Wirklich!" beteuerte Willy ernsthaft.

Erikas Augen wurden groß und leuchtend.

„Dann sollst du noch heute zu Hildchen", entschied sie. „Grüß' sie auch schön von mir."

Und eifrig schleppte sie ein großes schweres Bettkissen herbei.

„Da, — leg' dich nur hin auf den Boden," befahl sie dem kleinen Jungen, „gleich wirst du bei Hildchen sein!"

Sie stülpte ihm das Kissen über den Kopf, und setzte sich darauf.

„Wart' nur," sprach sie ernsthaft, „es geht gewiß ganz schnell. Wenn man keine Luft hat, dann wird man tot."

Der kleine Knabe zuckte und wand sich unter dem schweren Kissen. Erika aber thronte mit Würde und sachlichem Ernst auf seinem Haupte und tröstete: „Es geht gewiß schnell, wart' nur!"

Auf sein erstickes Geschrei kamen die Pastorin und Rixa verstört ins Kinderzimmer gelaufen — ein paar zuckende Beinchen, ein jammervolles Ächzen . . . mit einem Schrei riß Rixa die kleine Engelmacherin von ihrem Sitz.

„Willy wollte bloß Hildchen sehen," sagte Erika in gekränkter Unschuld, „und . . . und ich wollt' ihm helfen!"

Seitdem ließ Rixa das Elfchen keinen Augenblick ohne Aufsicht. Die Mutterschaft wuchs mächtig empor und ruhte als verantwortungsvolle süße Bürde auf ihrem jungen stolzen Haupt.

Sechstes Kapitel

Es gibt Menschen, die gleiten wie stille blasse Sterne durch das Leben, andere leuchten wie warme helle Sonnen, wieder andere schießen wie glänzende Meteore strahlend durch die dunkle Nacht, und wieder welche, die sind so weltenfremd und erdenfern, daß sie wie an einem goldenen Sonnenfaden zwischen Erd' und Himmel schweben. Ihre Füße berühren die Erde, die Dornen des Lebens verwunden sie, aber sie gleiten dennoch über sie hinweg, denn der goldene Sonnenfaden hebt sie hoch über die Bitternisse des Lebens hinüber.

Solche Menschen nennt man Narren oder Dichter. Zuweilen sind sie mehr Dichter als Narren und dann heißt man sie Weltweise und Seher — die Menschen strömen zu ihnen in Scharen, wenn sie Erfolg hatten und berühmt geworden sind, und sie rechnen es sich zur Ehre, von ihnen angesprochen zu werden oder ihr Gewand berühren zu dürfen.

Oft aber sind solche Menschen mehr Narren als Dichter, und dann geht es ihnen gar schlimm. Die vernünftigen Leute zucken die Achseln über sie, nennen sie im besten Falle „arme Teufel, dumme Tölpel und Habenichtse" und kränken sie durch Mitleid, Spott und weise Überlegenheit.

Und dennoch hängen beide, die Seher und die Narren, an dem gleichen goldenen Sonnenfaden und sie sind glücklich, denn sie sind ihres Gottes voll. Ihr Gott aber ist die Schönheit, die sie mit ihrer Kinderseele in dem pochenden Herzen der Welt lauschend vernehmen und mitempfindend schauen.

Wo aber ihrer zwei einander begegnen im Leben, da erkennen sie einander sicher wie auf ein geheimes Freimaurerzeichen, und reicher und beglückter scheiden sie voneinander — und trennten sie auch breite Klüfte.

In einem Eisenbahnabteil erster Klasse zwischen Wirballen und Moscheiki saßen zwei Herren. Über ihnen beiden leuchtete und funkelte der Sonnenfaden, der nur dem Auge des anderen erkennbar und bewußt war.

Ein kurländischer Baron war der eine, der andere ein Engländer.

Beiden gemeinsam war der klare strahlende Blick, waren die weißen feingeformten Hände und die hoch gewachsenen schlanken Gestalten.

Das bedeutende vornehme Gesicht des Barons aber hatte einen feinen Zug von Schwermut. Die breiten Augenlider zuckten zuweilen leise und nervös.

Mit gelassenen langsamen Bewegungen nahm er eine Zigarre aus dem Ledertäschchen: „Sie gestatten?" wandte er sich mit einer höflichen kleinen Verbeugung an sein Gegenüber.

„O, ich bitte sehr, dies ist ja ein Abteil für Raucher!" erwiderte der andere verbindlich.

Der Baron tat einige Züge. Der schmale schlanke Körper des andern Reisenden wurde von einem Hustenanfall erschüttert. Aufmerksam flog ein prüfender Blick unter den schweren Lidern

zu ihm hin, der Baron legte seine Zigarre leise in den Aschenеimer am Fenster und löschte sie aus.

„O, ich bitte, warum rauchen Sie nicht, mein Herr? Es tut mir so sehr leid, Sie wollen — für mich nicht rauchen!"

Mit dem ernsten Blick, den nur Kinder haben können, sah der Fremde den Baron an.

„O, das macht durchaus nichts, ich bitte Sie. Ist es Ihnen recht, so plaudern wir lieber ein Weilchen. Sie sind Engländer?"

Hastig zog der Fremde seine Visitenkarte hervor. „Alfred Benisson Bright, Esquire" las der Baron und reichte ihm seine Karte.

„Baron Roger von Horsten."

„Verzeihen Sie," begann Mr. Bright zögernd, „Sie sind aus Kurland, nicht wahr? Ich glaube, ich habe Ihren Namen schon einmal gehört."

„Ich bin Kurländer," bestätigte der Baron, „doch schon seit mehreren Jahren in Deutschland ansässig. Die kleine Heimat, nach der es mich immer wieder zieht, besuche ich nur ab und zu."

Interessiert sah ihm Mr. Bright in das edelgeschnittene melancholische Gesicht.

„Ihre Heimat muß schön sein", sagte er dann leise. „Es sind kraftvolle Menschen darin. Ich freue mich, das Land zu kennen."

Der Baron lächelte still. „Schön in weitem Sinne ist unser kleines Ländchen wohl kaum," sagte er, „es hat eine nordische herbe Natur, dunkle blaue Tannenwälder, weite Wiesen, breite schwere Flüsse und ein arbeitsames mürrisches Landvolk. Es ist kein Kulturland wie Ihre Heimat, Mr. Bright."

Aufmerksam hatte Mr. Bright gelauscht. In seinen Augen ruhte eine stille Versunkenheit.

„Bitte, sagen Sie mir noch mehr davon", bat er.

„Wir haben weite, wenig gepflegte Forste," fuhr der Baron leise fort, „dichtes Unterholz, schlanke, rotstämmige Föhren. Die Sonne färbt sie dunkelrot und violett, wenn sie versinkt. Wir haben ernste Tannenwälder, voller Duft und Märchen. Der Schnee liegt schwer und rein auf den dichten Zweigen, und es ist eine feierliche schwermütige Stille in unsern Wäldern. Wir haben unabsehbare Wiesen voll Sonnenglanz und Lerchenjubel, und wir haben trügerische Sümpfe, auf denen ein spinnendes Netz von Pflanzergefaser vorwärts hastet und kriecht. Wir haben aber auch lachende Seen wie stille Kinderaugen, ja, und wir haben sogar eine kleine kurländische Schweiz."

„O wie schön!" sagte Mr. Bright. „Bitte noch mehr."

„Unsere Männer sind kraftvoll, frisch und gemütlich, unsere Frauen von königlicher Reinheit, unsere Töchter sind Waldblumen vergleichbar. Ein patriarchalisches Band hält die Gutsherren mit dem Landvolk zusammen. Unsere Frauen und Töchter, die ein sorgloses Leben führen dürfen, sind voll konservativer Frömmigkeit und kümmern sich um die Armen und Kranken. Sie lernen es, Wunden zu verbinden und Arzneien zu verabreichen, sie öffnen der Not ihr Herz."

„Sie sind ein Dichter . . ." murmelte Mr. Bright versunken, und seine Augen glänzten.

„Nun, jeder wird wohl einmal zum Dichter, wenn er von seiner Heimat spricht."

„Nein, nein, so mein' ichs nicht, — Sie sind ein wahrer, ein wirklicher Dichter!"

Still lächelnd saß der Baron da. Seine Augen standen in Träumen. Rastlos vorwärts ratterte der Zug.

„Ich bin Schriftsteller," sagte er einfach, „und Musiker."

Mr. Bright fuhr auf. „Auch ich schreibe ein wenig," sprach er treuherzig, „ich suche in der Natur und habe ein schönes stilles cottage auf dem Lande, voller Rosen. Ich war viele Jahre krank und habe die letzten Jahre viel Deutsch gelernt."

„Sie sprechen es schon sehr gut, Mr. Bright."

„Noch lange nicht gut genug, aber schon besser wie vor fünf Jahren. Ich habe mir damit viele Mühe gegeben, denn ich wollte jemand damit eine Freude machen. Eine junge Dame aus Kurland hat mir die ersten Stunden gegeben."

Seine Augen leuchteten.

„Da wird die junge Dame mit Ihren Fortschritten sehr zufrieden sein dürfen", sprach der Baron schalkhaft.

Mr. Bright errötete wie ein junges Mädchen.

„Man muß die Menschen aus dem Lande, in dem sie geboren oder aufgewachsen sind, zu erklären suchen", sagte er wieder. „Ich habe oft daran gedacht, und ich habe viel über Kurland gelesen. Die Deutschen und besonders der Adel in Kurland sollen stolz und hochmütig sein. Ist es so?"

Der Baron nickte. „Es gibt viel Hochmut und falschen Stolz — es gibt aber auch edlen starken Stolz. Wir Aristokraten haben eine abgeschlossene Stellung im Lande. Wir holen unsere Frauen in der Regel aus den befreundeten und verwandten Familien, und so sind wir konservativ und abgeschlossen geblieben. Wir haben manche böse Fehler begangen. Mit den gebildeten feinen Bürgerkreisen — bei uns nennt man sie Literaten — haben wir zu wenig verkehrt und haben es versäumt, manches von ihnen zu lernen. So sind wir ein-

seitig geworden und haben nur allzu oft mehr auf die Form geachtet wie auf den Inhalt. Die studierten bürgerlichen Leute bilden ihrerseits fest abgeschlossene Kreise; so hat sich das Deutschtum in zwei, drei Lager geteilt, während es doch klug und gut gewesen wäre, als eine deutsche Masse dem lettischen Landvolk und den russifizierenden Bestrebungen entgegenzuwirken. Hochmütig sind wir, hochmütig sind auch die Literaten — wer hochmütiger ist, wage ich nicht zu entscheiden."

„Und die Prediger?" fragte Mr. Bright.

„Die Prediger bilden häufig das vermittelnde Band zwischen Adel und Bürgerschaft, aber — da kommt es natürlich wieder auf die Person an. Wir haben hochbegabte ernste und gute Männer unter ihnen, sie sind die Lieblinge aller, und ihre Pastorate sind voll von unsern Kindern, die bei ihnen konfirmiert werden. Andere gibt es, mit denen wir nur notgedrungen gesellschaftlich verkehren. Es fehlt ihnen das Gentlemanlike."

„Bei uns in England ist das anders", sagte Mr. Bright. „Mein Vater war auch Prediger und zweiter Sohn eines Lords."

„Ich weiß, ich weiß, — bei uns dagegen kommt es oft genug vor, daß der Geistliche aus der Mitte des lettischen Volkes erwächst. Dieses Volk aber hat keine Kultur. Es ist roh und bäuerisch. Zu lange hat es die Hand des Gutsbesitzers in stummer Unterwerfung geküßt; erst in den letzten Jahrzehnten beginnt es sich zu emanzipieren. Leider nicht aus Bildungsdrang, also organisch, sondern aus dem Triebe, sich von der Vormundschaft der Deutschen zu befreien. Das gibt einen Mißton. Die russische Regierung ist diesem Drange bereitwillig entgegengekommen. Das deutsche Selbstbewußtsein

sollte gedämpft werden, die deutsche Arbeit war ja nicht ihre Arbeit. So begann sie ein langsam unterwühlendes System. Sie gründete russische Volksschulen, spielte die lettischen Pächter und Knechte den Deutschen aus der Hand und zog allmählich Kritik und Unbotmäßigkeit, ja noch viel schlimmer, Undank und Haß gegen die Deutschen in ihnen groß. Wind hat sie gesät, Sturm wird sie einst ernten."

„Glauben Sie?"

„Ich bin davon überzeugt. Rußland hat unserem Lettenvolk keine Bildung zu geben. Rußland selbst steckt ja noch in den Kinderschuhen. Aus der Unbildung kam die russische Bureaukratie höchstens bis zur Halbbildung. Halbbildung aber ist der Tod aller Kultur, wie Sentimentalität der Tod alles großen Gefühls. Halbwahrheiten, Halbbildung und Halbwille — was kann daraus erwachsen? Das Mißtrauen ist nun einmal gesät — was wird die Ernte sein? Über kurz oder lang gehen wir schweren Zeiten entgegen, Mr. Bright, und das eine, was wir tun sollten, nämlich daß wir Deutsche zusammenhalten — das versäumen wir in unbegreiflicher Nachlässigkeit und Verblendung.

Hier und da ist man ja auch einmal hart gegen das Landvolk vorgegangen, aber das sind Einzelfälle. Das, woran wir alle kranken, ist der Hochmut, der sich immer für etwas Besseres hält, als er ist. Kapital und Proletariat stehen sich, wie überall, auch bei uns schroff gegenüber, aber uns fehlen die Bindeglieder, durch die wir über das Landvolk einen festen und gütigen Einfluß erlangen würden. Jeder Kreis ist für sich da, will für sich da sein und verficht seine Sonderinteressen. Wir sind treue Untertanen, aber wir haben es im Lauf der Jahrhunderte nicht gelernt, weise zu regieren. Ohne fremden

Einfluß ging das noch — nun aber ist ein gehässiger fremder Einfluß da, und wir sind dieser unterwühlenden Arbeit nicht gewachsen, weil wir nicht vorausgeschaut haben in die Zukunft, sondern uns in unsere Vergangenheit und in unsere Gegenwart einspinnen, wie die Schmetterlingspuppen. Wir haben es nicht gelernt, auf die Zeichen der Zeit zu achten. Wenn wir auch erwachen wollten . . . jetzt ist es zu spät. Jetzt wird der Kampf kommen, ein bitterer Kampf. Wir, das heißt der baltische Adel muß ihn aufnehmen. Und er kämpft für Recht und Besitz und kämpft für seine königlichen Frauen und Töchter."

„Königliche Frauen . . . königliche Mädchen . . ." wiederholte Mr. Bright versonnen. Dann sah er dem Baron offen ins Auge. „Sie sind so gut zu mir fremdem Manne — da möchte ich Sie geradezu etwas fragen. Sind Sie mit der Komteß Beatrix von Rodern bekannt? Und wie geht es ihr?"

„Persönlich habe ich nicht die Ehre die Komteß zu kennen," erwiderte der Baron, „doch unser Ländchen ist ja klein, und so hört man immer dies und das. Der Graf ist schon seit längerer Zeit tot, soviel ich weiß. Die Gräfin ist lungenleidend, und die Komteß lebt in äußerster Zurückgezogenheit auf dem Lande und beschäftigt sich mit der Pflege ihrer Mutter und der Erziehung eines kleinen aufgelesenen Findlings. Sie sollr seh unzugänglich sein."

Mr. Brights Augen strahlten.

„Das Kind . . .," murmelte er, „ich kenne es . . . Es uurde in Uehrauald, ich uar dort im Sanatorium, von der Komteß gefunden. Sie hat es gefunden und gerettet. Es muß von seiner Mutter verstoßen uorden sein. Das ist eine so uonderliche Geschichte!"

Ein düsterer Schatten flog über die Züge des Barons.

„Und die Komteß?“ sagte er fragend.

„Die Komteß erzieht es — ganz allein!“ sprach Mr. Bright stolz. „Sie durfte nicht einmal eine Wärterin haben. Es ist ein königliches Mädchen, Baron Horsten.“

Baron Horsten versank in ein tiefes brütendes Schweigen. Er bedeckte seine Augen mit der feinen Hand und lehnte sich zurück in die Polster.

Mr. Bright blickte mit glücklichen Augen durch das Fenster in die russische Heimat Rixas hinaus.

Langsam und dumpf rollte der Zug.

Glänzende Wiesen streckten sich in unabsehbarer Weite vor ihm aus, von den dahinhastenden Telegraphenstangen durchschnitten. Eine blaue Waldferne um die andere zog an seinen träumenden Blicken vorüber.

Rixas Heimat! dachte er innig.

Da öffnete sich die Tür. Eine schöne üppige Frau mit großen düster glänzenden Augen und hartem Ausdruck trat aus dem Schlafabteil zu den beiden. Ihre Kleidung war etwas in Unordnung.

„Sind wir nicht endlich in dem langweiligen Moscheiki?“ sagte sie unzufrieden und unterdrückte ein Gähnen. „Ich habe sehr schlecht geschlafen, Roger. Die Pulver konnte ich durchaus nicht finden. Du hast sie gewiß eingesteckt.“

Mr. Bright war aufgesprungen. Ein ungläubiges Staunen malte sich auf seinen Zügen.

„Mr. Bright, Esquire — meine Frau!“ stellte der Baron vor.

Siebentes Kapitel

Durch das dunkle Blattwerk einer Blutbuche, deren herabhängende Äste künſtlich zu einer ſchattigen Laube gezogen waren, ſchimmerten weiße Kleider.

Es war ein heißer Tag. Schläfrig blinzelnd lag Rixas Pudel zu ihren Füßen.

„Und Gott ſah alles an, was er gemacht hatte," las Rixa — „und ſiehe, es war alles ſehr gut."

„Ja!" ſagte die kleine Erika, und ihre blauen Augen hafteten groß und fragend an dem ſchönen Geſicht ihrer jungen Mutter.

„Gott war alſo mit ſeinem Werk zufrieden," erklärte Rixa, „es war alles ſo ſchön und gut, daß es nicht beſſer und ſchöner ſein konnte, und da freute ſich Gott und lobte ſein Werk."

Jetzt hielt ſich das Elfchen nicht länger. Ein triumphierendes Lächeln blitzte ſchalkhaft über das kleine roſige Geſicht.

„Aber, Mamalix," rief die Kleine, „Selbſtlob ſtinkt!"

Rixa war an derlei Überraſchungen gewöhnt. Ein kaum ſichtbares Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel.

„Selbſtlob," hob ſie ruhig an, „gibt es nur bei Menſchen, wenn ſie ſich einbilden, etwas gut zu machen. Gott aber, der

alle Dinge geschaffen hat, mußte sie gut machen, weil er nicht anders konnte, und darum sagte er es auch und freute sich an der schönen Welt, die er gemacht hatte. Wenn Erika aber drei Maschen am Strickzeug fallen läßt und dann doch sagt: Mamalix, ich hab' sehr schön gestrickt, — dann ist es Selbstlob, und das stinkt freilich."

Das kleine süße Gesicht wurde dunkelrot. Unter langen seidigen Wimpern blickte das Elfchen zu Rixa auf, und das rosige Mündchen spitzte sich zu einem Kuß.

Rixa beugte sich zu dem Kinde nieder, hielt die Kleine mit einem Arm umschlungen und erzählte ihr mit ihrer weichen dunklen Stimme die alte Geschichte von der Erschaffung der ersten Menschen und vom Sündenfall.

Andächtig lauschte das Kind. Die seltsamen abgrundtiefen Kinderaugen blitzten sprühend auf.

Was mag in dem kleinen Köpfchen wieder vorgehen? fühlte Rixa mit ihrem feinen Instinkt. Sie sah Erika forschend an.

„Nun ist's genug für heute, Eri, spring' einmal zu Otante hinüber unter die Tannen und frag' sie, ob sie etwas braucht."

Wie ein weißes Waldnixchen hüpfte die Kleine davon über den weiten Rasenplatz, der von prächtigen Blumenbeeten eingerahmt, sich stolz vor der Schloßfassade ausbreitete. Ihre sonnigen Locken flatterten im Winde.

Unter den mächtig aufragenden Edeltannen ruhte die Gräfin auf einem Liegestuhl. Sie hielt ein Buch in der Hand und sah müde und bleich aus. Lächelnd sah sie die Kleine heranspringen.

„Mamalix fragt, ob du was brauchst, Otante!" rief das Kind.

Die Gräfin schüttelte den Kopf. „Was habt ihr denn getrieben?" fragte sie.

„Bibliße Geßichte!" erklärte das Elfchen ſtolz. „Und du — ich muß jetzt Knurps haben. Knurps heißt nun Adam!" ſagte ſie wichtig.

Die Gräfin zog einen bunten Bajazzo unter ihrem Kiſſen hervor.

„Knurps hat mir Geſellſchaft geleiſtet. Er hat ganz wunderſchön geſchlafen."

Erika packte ihren Bajazzo ohne viel Umſtände beim Kopf, fuhr ihm mit den kleinen roſigen Fingern in die korinthenſchwarzen ſtarren Augen, küßte ihn auf den korallenroten Mund und ſprach zärtlich: „Du, Knurps, du biſt jetzt Adam, ja!"

Sie nickte zwei-, dreimal energiſch und trippelte langſam mit ihren Knurps davon. Ihr weißes Kleidchen glänzte unter dem blühenden Flieder.

Die Antwort zu bringen, hatte das Elfchen vergeſſen. Sie kniete auf dem Raſen, Knurps vor ſich, und hauchte ihm geſchäftig in das ſtarre Puppengeſicht.

„Nein, ſo iſt's nicht richtig!" ſagte ſie endlich erſchöpft und ſchüttelte ihn.

Leiſe war Rixa aufgeſtanden und bog die Fliederzweige auseinander.

Das Elfchen ſaß mit vor Eifer glühenden Wangen da und hauchte wütend der Puppe ins Geſicht.

„Alſo ward Knurps, nein Adam, eine lebendige Seele!" ſagte ſie laut.

Da ließ Rixa die Zweige wieder zurückſchnellen und wandte ſich lächelnd ab.

„Das Liebergottſpielen fängt früh an", ſagte ſie zu ihrer Mutter. „Mamachen, hab' ich es auch ſo gemacht?" Sie kauerte auf dem Raſen nieder.

Sinnend strich die Gräfin mit den schlanken Fingern über ihr dunkles Haar.

„Du?!“ sagte sie leise.

Eine Welt von Zärtlichkeit und von Hochachtung lag in dem einen Wort.

„Du bist ja ein neuer Mensch geworden, seitdem wir das Kind haben. Erika hat mehr aus dir gemacht, mein Wildfang, als du aus ihr.“

Rixa stieß einen komischen kleinen Seufzer aus.

„Es ließe sich eine hübsche Geschichte darüber schreiben,“ meinte sie ironisch und schüttelte den Kopf, „‚Rixas Menschwerdung‘ betitelt.“

„Rixas Weibwerdung“, murmelte die Gräfin.

Schnelle Schritte kamen über den Rasen gegangen. In schmucker Marineuniform stand Wolf Senden vor den Damen.

„Servus, Tante!“ Er beugte sich über die Hand der Gräfin. „Morgen, verehrteste Kusine!“ Innig küßte er Rixas Hand.

Sie blickte lächelnd zu dem gebräunten, schlanken jungen Manne auf.

„Zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen?“ fragte sie.

„Keins von den dreien“, lachte er fröhlich. „Zu Rad, Kusine. Und zugleich mit Aufträgen aller Art beschwert, es waren ihrer fast zu viele für mein leichtes Fahrzeug.“

Sie setzte sich auf einen Korbstuhl und schlug die Füße übereinander.

„Loslegen!“ befahl sie.

Er warf sich der Länge nach auf den Rasen und zog ein Zigarettentäschchen hervor. „Erlaubt?“

Die Damen nickten.

„Also zunächst einen Sack Grüße von Richthovens. Die

Gnädige läßt dir ſagen, Rixa ſie ſehne ſich herzbrechend nach dir."

„So?" fragte Rixa kühl und wippte mit dem zierlichen Stiefelchen auf und nieder. „Kann ihr das Kompliment nicht zurückgeben."

„Baroneß Marga hat neulich ihre Modellierverſuche wieder aufgenommen und ſeufzt nach einer klaſſiſchen Naſe. Sie meint, du könnteſt damit aufwarten."

„Pah!" rief Rixa verächtlich. „Die ſoll die alte Zigeunermutter Sorka zum Modell nehmen."

„Aber du haſt doch eine klaſſiſche Naſe, Kuſine!"

Rixa wandte dem Vetter ihr kühn geſchnittenes Profil zu. „Menſch, tu die Augen auf," ſagte ſie gemächlich, „meine Naſe iſt echt römiſch. — Weiter im Text."

„Die Baronin Meyenbach traf ich bei Paſtors. Sie hat jetzt die Miſſionsſchrulle."

„Weiß ich," ſagte Rixa kurz, — „und ſtrickt überflüſſige wollene Leibbinden für die Negerkinder."

„Der Paſtor iſt mit einem Pferdekauf ſchmählich hereingefallen. Joſſel, der Jude, hat ihm einen ſteifbeinigen Gaul angeſchmiert. Anſehen möchteſt du dir das Juwel."

Anklagend hob Rixa die ſchlanken Arme gen Himmel. „Daß ſo kluge Menſchen immerzu die größten Dummheiten machen müſſen!" rief ſie zornig. „Vorgetan und nachbedacht — die alte Geſchichte. Konnte er mich nicht beizeiten holen laſſen? Nachträglich der Dummheit zu Gevatter ſtehen — das paßt mir nicht."

„Unſere Nachbarn Oſterlohes erwarten Montag ihren Erſtgeborenen aus Dorpat zurück", berichtete Wolf weiter. „Zu Ehren des Studioſus ſoll ein Feſt veranſtaltet werden. Die

Baroneſſen Irma und Gerda wollen deinen Rat in Schneiderangelegenheiten, Rixa. Du wirſt natürlich ſehnſüchtig erwartet."

„Großmutterangelegenheiten", bemerkte Rixa.

„Aber Kind," wandte die Gräfin tadelnd ein, „du ſollteſt dich wirklich nicht von allen Vergnügungen zurückziehen. Mit zwanzig Jahren . . ."

„Mamachen," rief Rixa lachend, „wenn derlei Sachen ſo koloſſal ernſt genommen werden, ſo geht's mir wider die Natur. — Weiter in der Aufzählung!" befahl ſie und ſah Wolf gelaſſen an.

„Wredes machen übermorgen eine Krebspartie mit Picnic, ich habe den Auftrag, dich gehorſamſt dazu aufzufordern."

„Die Abende ſind feucht," erwiderte Rixa, „und Eri bekommt das ſpäte Schlafengehen nicht. Wer iſt denn noch alles dabei?"

„Nun, natürlich Richthovens, die Miſſionstante, Baron Fink ſenior und junior, und meine Wenigkeit."

„Um deinetwillen machte ich beinahe mit", ſagte ſie unentſchloſſen.

Seine Augen leuchteten auf. „Aber natürlich!" rief er. „Das iſt famos, Rixa."

„Nein, nein," ſagte ſie darauf zögernd, „passons là-dessus, — Erika."

Der junge Menſch richtete ſich auf. „Erika und immer wieder Erika!" ſagte er heftig. „Das Kind bringt dich um deine ganze Jugend. So laß ſie doch zu Hauſe. Muß ſie denn überall mitgenommen werden?"

„Natürlich," ſagte die Gräfin, „mir kannſt du ſie ruhig anvertrauen."

„Ich könnte sie beinahe hassen!" stieß Wolf bitter hervor.

Rixa sah ihn groß an. „Wer Erika nicht mag, der ist mein Freund nicht!" sagte sie langsam.

„Aber, Kinder," vermittelte die Gräfin, „steckt ihr noch immer in den Zankschuhen?"

Reuig küßte Wolf der Tante die Hand.

„Hast du alles ausgekramt, Wolf?" fragte Rixa.

„Soviel ich weiß — alles. Ach ja, da fällt mir ein, — Pastors Willy hat einen kranken Hals, muß zu Bett liegen und bittet Tante Rixa um das versprochene neue Geduldspiel."

Rixa war aufgesprungen. „Der arme kleine Kerl," rief sie mitleidig, „natürlich, das soll er haben, ich will es ihm selbst heut Nachmittag bringen. Wo hab' ich's nur verwahrt?"

Sie lief über den Rasen zur Hausterrasse hin. Wolf folgte ihr mit langen Schritten.

„Verzeih, Kusine," sagte er demütig, „das hätt' ich allerdings zuerst bestellen sollen."

„Gut, daß du das einsiehst!" erwiderte sie und stieg leichtfüßig die Freitreppe empor.

Auf der obersten Treppenstufe saß Erika und wiegte ihren Knurps.

„Schlaf, Adam, schlaf!" sang sie mit ihrem dünnen Stimmchen. „Ah, Onkel Wolf!"

„Onkel Wolf freut sich die ganze Zeit darauf, dich auf dem Rücken durch den Park zu tragen!" log Rixa boshaft.

Strahlend breitete die Kleine die Ärmchen aus. „Is wahr, Onkel Wolf?" rief sie ungläubig.

Seufzend kniete er nieder und nahm die leichte Last auf den Rücken.

„Was Mamalix ſagt, iſt immer wahr", ſprach er mit ſauerſüßem Lächeln.

Geduldig trottete er durch den Park.

Rixa ſtand oben und ſah zu. Sie hatte ihre gute Laune wieder. Als ſie nach einer Weile zurückkam, lagen Pferd und Reiterin friedlich nebeneinander im Graſe, und Erika bemühte ſich ernſthaft, Wolf einen Grashalm um den andern in den Mund zu ſchieben.

„'s Pferd iſt gar nicht hungrig," meldete ſie, „will nicht freſſen."

Wolf ſprang auf und ſchüttelte ſich. „Brr!"

„Nun laß das Pferd aber ausruhen, Eri," ſagte Rixa gnädig und faßte Wolf unter den Arm, „und bring' deinen Knurps zu Bett. Du haſt ihn oben auf der Treppe liegen laſſen."

Schweigend ſchritten ſie nebeneinander her, die alte geſtutzte Lindenallee entlang. Wie dunkle Porphyrſäulen ſtanden die breiten Stämme. Leuchtende Sonnenſtrahlen fielen durch das grüne Blätterdach und flirrten auf dem Kieswege. Geſchäftig trottete Karo, Rixas Pudel, hinter ihr her.

„Rixa," begann Wolf leiſe, „ich will mich beſſern."

Sie drückte ihm anerkennend den Arm.

„Straf' mich nicht zu ſehr in deinem Zorn!"

„Strafe iſt der beſte Kitt für Pudel und Kinder", erwiderte ſie.

„Bin ich nicht dein Pudel Nummer zwei?"

„Mit Pudeltreue zu konkurrieren iſt ein gefährlich Ding", ſagte ſie leichthin. Ihre Hand fuhr dem Tiere liebkoſend durch das dichte krauſe Fell. „Was meinſt du dazu, Karo?"

„Kuſine, ich ſchwöre dir . . ." rief Wolf mit blitzenden Augen.

„Schwöre nie etwas, denn du weißt nicht, ob du's halten kannst."

„Aber, Rixa, weißt du denn noch immer nicht, wie ich für dich fühle?"

„Gefühle können sich ändern."

„Nie!" rief er und drückte die Hand beteuernd auf die Brust.

„Großes Kind!" sagte sie halblaut mit träumerischem Ausdruck. „Ich zweifle nicht an der Wahrheit deiner augenblicklichen Empfindungen, ebensowenig aber kann ich Häuser darauf bauen", fuhr sie fort. „Du bist noch sehr jung, guter Wolf, und deine Empfindungen können sich ändern. Für die Umgestaltung seiner Gefühle aber ist man nicht verantwortlich."

„Ich bin ein Jahr älter als du! Und meine Gefühle für dich . . ."

„Ein verehrungswürdiges Alter!" spottete sie. „Übrigens will ich dir was sagen: ich könnte dich viel lieber haben, wenn du nicht immerzu Barrikaden zwischen uns aufrichten wolltest, wenn du nicht deinem Wesen nach zu jung für mich wärst. Ich kann an solcher Jugendlichkeit keinen Geschmack finden, kann deine Sprünge einfach nicht mitmachen, und lieben kann ich nur den, zu dem ich hinaufsehen kann."

„Du bist hart, Rixa!" murmelte er.

„Ich bin wahr", gab sie offen zurück. „Mein Benehmen gegen dich ist immer Ausfluß meines Fühlens. Ich mag kein Verstecken mit dir spielen, dazu bist du mir doch zu lieb."

„Also doch!" sagte er kleinlaut.

Sie zog ihren Arm aus dem seinen und sah ihn zornig an.

„Hab' ich nicht recht? Daß ich dir gut bin, wie einem Freunde — das sollte dir doch klar sein. Sonst spräche ich nicht

so zu dir. Aber dies ewige Herumschwanken zwischen Hoffen und Verzagen, — das ist's, was ich nicht an dir vertrage."

Mit gesenktem Haupt stand er da. Rixa betrachtete wohlgefällig die braunen kraftvollen Züge.

„Ich will ein Mann werden!" sagte er leidenschaftlich.

„Werde es!"

„Und dann, Rixa . . . dann?" Seine Augen sahen sie flehend an.

„Wenn ich zu dir hinaufsehen kann, werd' ich dir's ehrlich sagen."

Er beugte sich tief über die kleine Hand.

„Komm!" sagte sie freundschaftlich. „Gehen wir zu Mama. Erzähl' ihr etwas von deiner Petersburger Kadettenzeit und deiner ersten Reise nach China. Das wird sie erheitern."

Kameradschaftlich, als hätte nichts ihr Einvernehmen getrübt, schritten sie über den Rasenplatz zurück.

Wolf ließ sich auf dem Rasen nieder wie ein Türke und gab seine Reiseabenteuer zum besten. Es verging eine gemütliche halbe Stunde. Interessiert lauschten die Gräfin und Rixa. Sie hatten alle das Rollen eines Wagens überhört.

Krisch, der Diener kam gelaufen.

„Besuch ist da, — ein fremder Herr", meldete er eilig.

„Ich lasse bitten", sprach die Gräfin.

„Schade, wir waren eben so gemütlich zusammen in China!" bedauerte Rixa.

Einige Minuten verstrichen. Da stand eine überschlanke, große Gestalt vor den dreien, wie aus der Erde gewachsen. Aus einem bleichen schmalen Gesicht funkelten zwei brennende Augen.

„Contessina!"

„Mr. Bright!" schrie Rixa atemlos und sprang auf die Füße. „Mr. Bright — sind Sie es wirklich?" Sie streckte ihm herzlich beide Hände entgegen.

Und einem plötzlichen Antriebe folgend, drückte der Engländer einen ehrfürchtigen Kuß auf die kleine Hand.

„Contessina!" sagte er wieder.

Wolf stand betreten daneben.

Achtes Kapitel

Ein leichtes zweisitziges Korbwägelchen rollte spielend durch die sonnenbestrahlte Ebene. Der blaue Himmel hing voller lichter Lämmerwölkchen. Die Wiesen breiteten ihre stille glänzende Schönheit aus, und ein würziger Duft stieg quellend von ihnen auf. Mit kundiger Hand lenkte Rixa die Zügel, tänzelnd sprühte das schöne Halbblutpferd die Landstraße entlang.

Ein lichter Abendfriede ruhte über dem Gelände.

Mr. Bright brach endlich das Schweigen.

„Contessina," begann er mit leicht bebender Stimme, „ich muß eine große schwere Frage tun. Erlauben Sie es mir?"

Rixa zuckte leicht zusammen. „Weshalb müssen Sie?" murmelte sie. „Schauen Sie um sich — ist der Abend nicht wunderschön und voll Friede? Sind wir nicht glücklich und froh?"

Sinnend blieb er eine Weile stumm.

„Ich fürchte Ihre Antwort, Contessina," sagte er, „aber ich muß dennoch meine Frage tun. Der Abend wird nachher nicht weniger schön und friedlich sein."

Sie errötete und zog die Augenbrauen hoch.

„Wissen Sie, weshalb ich aus England hergekommen bin, Contessina? "sagte Mr. Bright nach einer langen Pause.

Die Röte in Rixas Antlitz wurde tiefer und dunkler. „Weil Sie mich gern haben, Mr. Bright", sagte sie einfach.

„Ueil ich Sie gern habe — ist zu uenig, Conteſſina, — ich habe Sie lieb, so lieb, uie ein Mann eine Frau nur lieb haben kann! Und ich habe Sie schon fünf Jahre lieb gehabt — und das hat mich uieder gesund gemacht", sprach Mr. Bright mit inbrünstiger Innigkeit weiter.

„Schon vor drei Jahren uar ich unterwegs hierher — ich uollte Ihnen schon damals meine Frage tun. Ich kam bis Berlin, es uar im Uinter, und ich uar aus dem Süden gekommen. Da bekam ich einen Rückfall und uurde uieder schwer krank. Ein Kranker aber durfte diese Frage nicht tun, Conteſſina, und so ging ich uieder ins Sanatorium zurück."

Sie hielt den Kopf gesenkt und reichte ihm schüchtern die Hand. „Armer Mr. Bright!" sagte sie.

Er seufzte tief auf. „Seit einem halben Jahr bin ich gesund, Conteſſina, die Ärzte sagen es — und nun ich bin hier und uarte auf Ihre Antwort."

Gleichmäßig und schnell rollten die Räder des Wägelchens dahin. Eine Schnarrwachtel irgendwo in der Ferne erhob ihre Stimme gedämpft und leise. In Mr. Brights Zügen malte sich eine angstvolle Spannung.

„Conteſſina," sagte er endlich bittend, „ich uarte!"

Voll und groß schlug Rixa die Augen zu ihm auf.

„Mr. Bright," begann sie zögernd, „ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Ich weiß, was das heißt, wenn ein Mann wie Sie mich fünf Jahre lang so lieb hat. Ich habe keine Worte, Ihnen so zu danken, wie ich möchte. Und ich habe Sie herzlich lieb, das können Sie mir glauben, aber . . ."

„Aber?" wiederholte er und ſchloß wie in einem jähen Schwindel die Augen.

„Ich liebe Sie nicht, wie eine Frau den Mann lieben ſollte, Mr. Bright, lieber Mr. Bright, und das tut mir um Ihretwillen weh."

Wieder griff ihre kleine Hand taſtend und zögernd nach der ſeinen.

„Das muß Ihnen zu wenig ſein, Mr. Bright," flüſterte ſie kaum vernehmbar, „aber mehr habe ich nicht zu geben."

Er griff wie ein Ertrinkender nach dieſer kleinen Hand und küßte ſie heiß.

„Es muß mir genug ſein", ſprach er feſt. Sein ſchmales Geſicht ſah krank und verhärmt aus.

Rixa fühlte ihr Herz in Mitleid und Teilnahme brennen. Der Wunſch zu leiden kam über ſie.

„Mr. Bright," ſagte ſie leiſe, „ich will Ihre Frau werden. Sie ſollen nicht leiden."

Da ſchüttelte er langſam und traurig den Kopf.

„Nein, nein, Conteſſina," ſagte er, „das wäre ein großes Unrecht von mir. Ich hab' Sie zu lieb dazu. Conteſſina ſoll kein gefangenes Vögelchen ſein, Conteſſina iſt frei und ſtolz wie ein Adler. Gott ſegne Sie tauſend und tauſendmal und laſſen Sie mich Ihnen danken, viele viele Male danken. Es iſt beſſer ſo. Aber eine Bitte habe ich noch!"

Er preßte ſeine ſchmalen knochigen Hände mit einer Inbrunſt zuſammen, daß er erſchauerte.

„Ich darf Ihnen nahe ſtehen, nicht wahr, und ich darf Ihnen manchmal ſchreiben?"

„Sie ſtehen mir nahe, Sie ſind mein Freund, mein beſter Freund, Mr. Bright!" rief Rixa leidenſchaftlich.

Er drückte ihre Hände. „Danke, danke!“ murmelte er, dann sah er sie groß und liebevoll an.

„Der Abend ist ebenso wunderschön und friedlich, wie er war, Contessina“, sagte er lächelnd. „Nicht wahr? Ich werde Sie niemals mehr mit meinen Fragen quälen. Sie sollen ruhig, ganz ruhig sein.“

Rixas Lippen zuckten. Mit Anstrengung kämpfte sie das Weinen nieder.

„Ich muß Ihnen noch etwas sagen, Mr. Bright . . . ich kann nicht ganz froh werden, wenn ich weiß, daß Sie schwer leiden. Können Sie mir versprechen, daß Sie nicht zu traurig sein werden?“

Er strahlte sie mit leuchtenden Blicken an. „Ich kann, ich will!“ lächelte er.

Da atmete sie tief auf. „Nun erst ist der Abend ganz wunderschön und friedlich“, sagte sie unter Tränen lächelnd.

Mr. Bright saß ganz still. Nach einer langen Pause sagte er fast heiter: „Unser Baby ist ein wunderschönes, süßes Kind geworden, Contessina. Ich habe viel nachgedacht: das Kind muß eine geheimnisvolle, dunkle Geschichte haben.“

„Ich fürchte es auch“, sagte Rixa.

„Ich meine, das Kind ist aus guter Familie, Contessina, seine Mutter muß wohl unglücklich oder wahnsinnig gewesen sein. Eine Bäuerin war sie nicht. Sie haben ein großes, edles Werk getan, Contessina.“

„Eri ist mein Lebensinhalt!“ sagte Rixa.

Wieder schwiegen sie beide. Seltsame, ahnungsvolle Gedanken gingen durch Mr. Brights Seele.

„Sie haben das Kind mit Schmerz und Gefahr gewonnen wie eine Mutter. Sie werden dafür leiden müssen, mehr wie

eine Mutter. Ich sehe es kommen. Gott schütze Sie, Contessina. Aber wenn Sie gelitten haben, dann — dann sind Sie ganz Sie selbst, dann sind Sie stark und strahlend und groß — wie ich Sie sehe. Ich werde Sie dann nicht mehr sehen, Contessina."

Betroffen schwieg Rixa und dachte über den geheimnisvollen Sinn dieser rätselhaften Worte nach. Sie blickte zu Mr. Bright auf. Er sah aus, als sähe er in seltsame glänzende Fernen.

Sie wußte nicht, daß der leuchtende Sonnenfaden über ihm schwebte, der ihn über die Bitternisse des Lebens hinweghob, aber sie ahnte etwas von der reinen Kinderseele des Mannes neben ihr. Sie ahnte etwas davon, daß er die Rätsel in dem pochenden Herzen der Welt lauschend vernahm oder schauend mitempfand. Und sie war ihm von ganzer Seele gut.

Ja, der Abend war noch friedlicher und noch schöner, als er bisher gewesen war. Eine sanfte Verklärung ruhte über ihren beiden Seelen und eine wunschlose, feierliche Stille.

Der Ton der Schnarrwachtel schien näher gekommen, und drüben vom Wäldchen her lockte und schnarrte eine zweite Wachtel.

Wie aus einem seltsamen, zwingenden Bann erwacht, kehrten die Seelen der beiden Menschen zögernd zur Wirklichkeit zurück.

Rixa wies mit ihrer Peitsche auf einen grünen Birkenhain. An ihm vorüber schlängelte sich ein kleiner Fluß.

„Dort ist die Picknickgesellschaft," sagte sie, „Mr. Bright, sagen Sie ehrlich, wollen Sie hin, oder kehren wir um? Wir können beides — noch hat uns niemand gesehen?"

„Wollen wir doch hin!" sagte er freundlich. „Fred Bright

muß doch die Menſchen kennenlernen, unter denen ſein Sonnenſtrahl lebt."

Rixa bog von der Landſtraße ab. In ſchlankem Trabe ging das Gefährt federnd über den weichen Wieſengrund. Mit ängſtlichem Gepiep flatterten einige Vögel auf.

Friſch und glänzend ſtand das Grün der Birken gegen den weichblauen Himmel, die zarten Stämme leuchteten weiß und ſilbern. Unter einer rieſigen Linde lagerte eine buntfarbige Geſellſchaft.

„Komteß Rodern! Bravo!" ſagte eine Männerſtimme behaglich.

Es kam Bewegung in die Gruppen. Alles erhob ſich neugierig, fragend.

Mit einer ſchneidigen Kurve ſchwenkte Rixa zur Seite und brachte ihr Tier unweit der Linde ſofort zum Stehen.

Im Augenblick war ſie umringt. Lächelnd grüßte ſie nach allen Seiten. Ein Diener nahm ihr die Zügel aus der Hand. Sie ſprang aus dem Wagen.

„Gnädigſte Frau," ſie trat auf die Baronin Wrede zu, „ich habe Ihnen noch einen Gaſt mitgebracht. Erlauben Sie, daß ich Ihnen unſern Freund, Mr. Alfred Bright, Esquire aus Connaught vorſtelle!"

„Sehr angenehm, liebſte Komteß", ſagte die rothaarige Baronin Wrede, und ihre Blicke überflogen muſternd die überlange Geſtalt Mr. Brights, der ſich höflich über ihre Hand beugte.

„Das iſt ja das reine Ausrufungszeichen!" flüſterte eine Mädchenſtimme, „übrigens très comme il faut."

Baroneß Marga von Richthoven, eine bewegliche Blondine, trat mit ihrer Mutter an Rixa heran.

„Mr. Alfred Bright — Frau Baronin von Richthoven, Baroneß Richthoven", stellte Rixa laut und deutlich vor.

Die Baronin Richthoven, eine stattliche, noch hinlänglich schöne Dame, begrüßte Rixa aufs herzlichste.

„Endlich sieht man Sie wieder in Gesellschaft, liebe Rixa, ich habe mich lange danach gesehnt!"

„Ich kann dir auch mit einer neuen Bekanntschaft aufwarten, Rixa", lachte Baroneß Marga, und ihre grünlichen Augen tanzten lustig. „Herr von Henning, wo stecken Sie?"

Mit hängenden Schultern und seltsam zuckenden Bewegungen schob sich Herr von Henning heran.

„Mein Lehrer, Herr von Henning, Künstler — Komteß Rodern", stellte die blonde Baroneß Marga vor. „Ich nehme jetzt nämlich Mal- und Modellierstunden, Rixa. Einfach himmlisch."

„Und Baroneß Richthoven hat wirklich in kürzester Zeit ganz fabelhafte Fortschritte gemacht, nein wirklich, ganz kolossal", versicherte Herr von Henning eifrig und zeigte seine weißen großen Zähne.

Aus der Herrengruppe trat nun auch Wolf Senden näher und begrüßte seine Kusine.

„Wie geht's, Kusine Rixa?" fragte er mit gekünstelter Zurückhaltung. „Natürlich ausgezeichnet."

„Sie kennen meinen Vetter, Mr. Bright," wandte sich Rixa an ihren Freund — „Wolf, du wirst so gut sein und Mr. Bright mit allen Herren bekannt machen," befahl sie und maß ihn mit sprühenden Blicken.

Gehorsam verbeugte sich Wolf und führte Mr. Bright den verschiedenen Herren zu.

„Was macht die süße kleine Erika, meine teure Rixa?"

flötete die weinerliche Stimme der Baronin Meyenbach zärtlich.

„Im Augenblick, denke ich, schluckt sie ihren Haferbrei, Baronin", erwiderte Rixa spöttisch.

Die beiden Jüngsten aus der Gesellschaft, Gerda und Irma von Osterloh, in rosa Kleidern, schwärmten an Rixa heran.

„Unser Bruder Arved ist auch hier," riefen sie gleichzeitig, „er hat die kurischen Farben bekommen. Das Couleurband haben wir ihm gehäkelt. Fein sieht er aus."

„Nun, da muß ich den Schwestern natürlich gratulieren. Wo ist denn Ihre Frau Mutter?"

„Zu Hause geblieben, hat den Schnupfen, aber Papa ist hier und Baron Fink und Baron Seebach aus Annahof und ein Herr von Henning — Kunstmaler!" schwatzten die Mädchen durcheinander.

Jetzt kam auch der Stolz der Osterlohschen Familie, der frischgebackene Couleurbruder, vergnügt herzu, das blonde Schnurrbärtchen keck hinaufgezwirbelt, ein siegessicheres Lächeln auf den Lippen.

„Ein seltenes Vergnügen — gnädigste Komteß zu sehen!" näselte er in bewußter leiser Nachahmung eines preußischen Leutnants.

Rixa reichte ihm lachend die Hand. „Erinnern Sie sich noch unserer Schneeballkämpfe, Baron?" neckte sie. „Das ist nun wohl unter der Würde eines Couleurstudenten."

„O nein! Ganz im Gegenteil!" rief der gute Junge nun Feuer und Flamme. „Ich wäre für mein Leben gern dabei."

Jetzt klaschte die Baronin Wrede in die Hände.

„Alles, was Hände hat, rühre sich!" rief sie. „Hier ist jeder sein eigener Diener!"

Geschäftig stürzten sich die jungen Mädchen auf die mitgebrachten Vorratskörbe, unter Lachen und Scherzen begann das Auspacken.

Teller und Tassen, Kannen, Gläser und Flaschen, Schüsseln, Pfannen und sorgsam eingewickelte Pakete wurden auf dem Rasen in Reih und Glied aufgestellt. Neugierig sah die Herrenwelt zu und machte ihre Glossen.

„Flink, flink, meine Herren, wir rechnen durchaus auf Ihre Hilfe!" rief die Baronin. „Wir brauchen Reisig, so viel als möglich und so trocken als möglich. Was nicht zum Kochen dient, wird zum Freudenfeuer verwandt."

Im Augenblick stoben die Herren auseinander und verzogen sich ins Wäldchen. Ein geschäftiges Suchen begann.

Mit pfiffigem Gesicht trug Jahn, der Wredesche Diener, ein Bündel Reisig herbei, das er unter einem Wacholderbusch versteckt gehalten hatte.

„Dafür hab' ich beizeiten gesorgt," sagte er vergnügt, — „es ist schon alles klein gemacht. Was die gnädigen Herren bringen werden, mögen sie nur selber verbrauchen."

„Um so besser," rief die Baronin, „Jahn, du bist ja ein Goldstück."

Jahn grinste geschmeichelt und zog den Mund von einem Ohr zum andern.

Bald loderte ein prasselndes Feuer unter einer Pfanne mit Eiern, und in einem Riesenkessel wurde Wasser zum Krebsekochen heiß gemacht.

„Die armen schwarzen Gesellen!" rief Rixa mitleidig und betrachtete den durcheinander krabbelnden Inhalt eines großen

Korbes. „Wenn sie wüßten, welch ein heißes Ende ihnen bevorsteht! Baronin, haben Sie die alle heute gefangen?"

„I bewahre! Die hab' ich mir vorsorglich mitgebracht, auf die Geschicklichkeit unserer Herren habe ich nicht allzu stark gerechnet."

Auf den Rasen wurde ein schneeweißes riesiges Tischtuch gebreitet. Zierlich geordnet standen Teller und Gläser darauf. Vor jedem Gedeck lag eine goldgelbe Butterblume oder ein Sträußchen Ehrenpreis.

„Elegant!" rief Baroneß Marga. „Das Wasser siedet, Frau Baronin, — die Hinrichtung kann beginnen!"

Mit spitzen Fingern faßte sie einen zappelnden Krebs um den andern und versenkte ihn in die brodelnde Flut. Ihre grünen Nixenaugen funkelten.

„Aber Marga!" rief Rixa, „du bist ja mordgierig!"

Marga spitzte ihre vollen feuchten Rosenlippen und schüttelte ihre gekräuselten Locken. Ihr weißes Gesicht von krankhafter Blässe flimmerte verklärt.

„Ich habe einmal einen Stier schlachten sehen", flüsterte sie. „Gräßlich interessant, sage ich dir!"

Unwillig wandte Rixa sich ab.

Nun kamen auch die Herren aus dem Wäldchen zurück. Mr. Bright schleppte gemächlich einen ganzen entwurzelten dürren Birkenbaum hinter sich her. Wolf Senden und der Student Arved Osterloh sahen wie wandelnde Reisighaufen aus. Keuchend warfen sie ihre Last zu Boden.

Baron Seebach, ein wohlbeleibter Herr mit strahlendem rotem Gesicht — er wurde „der Volksbeglücker" genannt, trug im Schweiße seines Angesichts einen haushohen Haufen auf seinem Rücken und hatte ihn mit einem Strick verschnürt.

Am bequemsten machten es sich Herr von Henning und die beiden Barone Fink, Vater und Sohn. Sie hatten sich als Dreigespann vor eine vertrocknete Tanne gestellt, in deren starre Äste sie allerhand kleinere Reisigbündel wie in Gabeln hineingesteckt hatten, und zogen daran wie an einem Triumphwagen. Die beiden alten Herren Baron Wrede und Baron Osterloh trugen mit verschmitztem Lächeln und scheinbar mühseliger Anstrengung an einem einzigen Ast.

Mit fröhlichem Gelächter wurde die Gesellschaft von den Damen begrüßt.

„Da kann man Charaktere studieren, wie jeder sein Reisig bringt!" rief Rixa lebhaft.

„Bravo, bravo, Komteß!" spendeten die Herren Beifall, „da sind wir aber gespannt. Nun sind Sie uns auch die Ausführung schuldig!"

„Ja, ja, die Ausführung, die Ausführung!" jubelten die Damen.

Ernsthaft flog Rixas Blick über die Gruppen hin.

„Wenn es sein muß", sagte sie lächelnd.

„Sie, Baron Seebach, nehmen es ernst mit dem Reisigsuchen wie mit allen Dingen: Sie fangen die Sache zielbewußt und sachlich an, ersparen sich keine Schwierigkeit und gehen gründlich zu Werke.

Ihnen dagegen meine Herren, Baron Fink und Herr von Henning, ist die Angelegenheit ein Blender, Sie wollen Effekt machen und wirken. Viel Geschrei und wenig Wolle, — sagt ein schönes Sprichwort.

Unsere beiden Jüngsten," mit gutmütigem Spott sah sie Wolf und den Studenten Arved Osterloh über die Schulter an, „Sie sind die richtigen jugendlichen Draufgänger. Der

Ehrgeiz, wer wohl mehr zustande brächte, hat Sie beide nicht ruhen lassen.

Die beiden Familienpapas wollten bloß einen guten Witz machen, und das ist auch recht und billig, da jüngere Kräfte vorhanden sind. Sie haben schon ganz andere Lasten und Sorgen tragen müssen als bloß Reisig."

„Nun, und ich, Contessina?" fragte Mr. Bright.

Sie dachte eine Weile nach.

„Sie sind kein Spielverderber und passen sich den Sitten im fremden Lande löblich an, ohne Begeisterung zwar, aber mit vollendeter Artigkeit. Sie sind ruhig und praktisch und versparen Ihre Kräfte zu anderen Dingen."

Ein stürmischer Beifall brach los. Baron Seebach war entzückt, er fühlte sich außerordentlich geschmeichelt. Mr. Bright lächelte still in sich hinein. Die beiden Jüngsten machten gute Miene zum bösen Spiel, die alten Herren wollten sich ausschütten vor Lachen, und nur Herr von Henning lächelte gekniffen. Seine Schultern zuckten nervös und mißmutig und seine Augen blinzelten unruhig hin und her.

„Eine witzige Dame!" sagte er mit schlecht verhehltem Ärger zu Baron Fink junior.

„O die Komteß ist einfach entzückend!" gab er begeistert zurück.

In scheuer Bewunderung sahen Gerda und Irma Osterloh Rixa an. „Gott, ist die klug!" flüsterten sie und stießen einander an. „Und wie wunderschön! Sieht sie nicht wie eine Königin aus in ihrem weißen Kleide? Die Marga kann sich ganz und gar verstecken."

„Wer kann sich verstecken, ihr grünen Backfischlein?" fragte Baroneß Marga spitz.

„Wir alle können das neben Rixa Rodern", gab Gerda ehrlich zurück.

Prüfend, so als betrachte sie ein Bild, kniff Baroneß Marga die grünen Augen zusammen und blinzelte zu Rixa hin.

„Hm, die Nase ist das beste an ihr!"

„Aber die Augen," rief Irma entrüstet, „wer in aller Welt hat denn solche Augen?"

„Und der Wuchs, die Haltung!" fiel Gerda ein.

„Die Kleinigkeiten schwärmen wieder einmal," sagte Baroneß Marga spöttisch, „übrigens, Herr von Henning, sehen Sie sich doch einmal die Komteß Rodern an. Ist sie nicht hervorragend malerisch?"

Er neigte abwägend den Kopf. „Eher zeichnerisch oder plastisch verwendbar, — malerisch sind ganz eigentlich Sie, Baroneß, mit Ihrem lichten Haar und dann allenfalls die Baronin Wrede mit der leuchtenden Frisur und dem schönen Wuchs."

Rixa war zu den beiden getreten.

„Höre, Rixa, du interessierst dich doch auch für Kunst, nicht wahr?" sagte Baroneß Marga. „Herr von Henning hat uns ein paar wunderhübsche Studien mitgebracht, die mußt du sehen. Da ist namentlich der Kopf einer Zigeunerin, für den ich schwärme."

„O, ich komme mit Vergnügen," sagte Rixa, „für schöne Köpfe habe ich von jeher eine Vorliebe."

Die Baroninnen Wrede und Richthoven waren mit dem Auflegen von Speisen beschäftigt.

„Wohl eine Sanatoriumsbekanntschaft unserer lieben Rodern", flüsterte die Baronin Wrede. „Sieht nicht übel aus. Hat er denn gar keinen Titel?"

„Soll schwer reich sein", gab die Baronin Richthoven zurück.

„Übrigens finde ich es nicht ganz passend, daß Rixa allein mit ihm ausfährt. Das ist ein faux pas."

Die Baronin Richthoven zuckte die Achseln. „Mein Gott, Rixa kann sich das erlauben", sagte sie. „Wer sich mit solcher Hingebung einem fremden Kinde widmet, für den gelten die Etikettenregeln nicht. Rixa ist eben in jeder Beziehung eine Ausnahme."

„Vielleicht auch darin, daß sie die Hand eines Bürgerlichen nicht ausschlägt."

„Vielleicht . . ."

Die Herren hatten die Früchte ihrer Mühen, das gesammelte Reisig zu einem mächtigen Haufen geschichtet und standen rauchend und plaudernd daneben.

Die Baronin Wrede klatschte in die Hände.

„Bitte gefälligst zu Tisch!" rief sie. „Und vor allem bunte Reihe!"

Rixa kam neben Baron von Seebach und Herrn von Henning zu sitzen.

Baroneß Marga kauerte in ihrem veilchenfarbenen Reformkleide zwischen Mr. Bright und Wolf Senden.

Eifrig versorgten die Kavaliere ihre Damen mit Speisen. Arved Osterloh entkorkte mit Geschick die Flaschen.

„Na, Sie haben Übung darin, das muß man sagen, Couleurbrüderchen!" spottete der jüngere Baron Fink.

„Nachher machen wir eine Partie Whist, Osterloh. Dort die Moosbank ist ein vorzüglicher grüner Tisch", knurrte Baron Wrede. „Was kann ich Ihnen reichen, Gnädigste?"

„Ist das aber ein Goliath von einem Krebs!" lachte Baroneß Marga und legte sich ein Riesenexemplar auf den Teller.

„Der reine Hummer! Das gäbe ein apartes Stilleben, nicht, Herr von Henning?"

„Wolf, willst du mir den Schinken herüberreichen?" sagte Rixa. Ihre Augen suchten Mr. Bright.

„Krebse rot wie Liebe . . ."

„Sie sind zum ersten Male in Rußland?" wandte sich Baron Seebach an den Engländer.

„Ihr kleines Pflegetöchterchen ist ein entzückendes Kind, Komteß", sprach Baron Zink schräg über das Tischtuch zu Rixa hinüber. „Wie? Schon bald sechs Jahre alt?"

„. . . eine vorzügliche Roggenernte heuer zu erwarten . . ."

„Der Klee könnt' aber besser stehen . . ."

„Unserem Nachbar Kattwitz ist Montag eine Scheune abgebrannt . . . gut versichert . . ."

„Bitte, was wollen Sie damit sagen?" dehnte Marga lässig.

„Ach, Erdbeeren sind da auch! Sieh mal, Arved, wie große!"

„Hat den ersten Preis in der landwirtschaftlichen Ausstellung weg, — war aber auch ein famoses Exemplar. Wog ganze 350 Pfund."

„Wissen Sie auch, daß sich auf meinem Gut beim lettischen Volksschullehrer eine Konkurrentin einquartiert hat?"

„Ist vom Morgen früh bis abends um sieben mit Pinsel und Palette tätig."

„Ein Malweibsen also!" rief Herr von Henning spöttisch. Seine Schultern zuckten. „Wer ist denn dieser unermüdliche Stern am Himmel der Kunst?"

„Soll Fräulein Bruckner heißen — hat in München studiert, heißt es. Übrigens ein braves Mädel."

„Ich weiß nicht, warum Ausdauer und Fleiß bei einer Dame lächerlich sein sollen", fiel Rixa ein. „Wo stammt das Fräulein her?"

„Aus Riga, sagt man, dunkle Verhältnisse . . ."

„Was malen Sie augenblicklich, Herr von Henning? Sie sind hauptsächlich Landschafter, nicht wahr?"

„O ich male sozusagen alles, — Porträt, Landschaft, sehr gerne Genre."

„Auch Pferde?"

„Gewiß auch Pferde."

„Na, das freut mich, da möchte ich meinen Fleck von Ihnen verewigen lassen."

„O mit dem größten Vergnügen, Baron."

„Bitte, Baroneß Gerda, reichen Sie mir freundlichst den Käse."

„. . . ist ein famoser Reiter, klebt sozusagen am Tier."

„Nun, mit zweimalhunderttausend Rubeln Mitgift kann man's schon wagen."

Fragen und Antworten, Randbemerkungen und Glossen flogen hin und wider, kreuz und quer, — es war eine außerordentlich vergnügte Gesellschaft. Nun sprangen auch die ersten Champagnerpfropfen, die Stimmung wurde immer heiterer.

Die Abendsonne breitete einen rotgoldenen Schleier über Büsche und Wiesen, freundlich glühten die fernen Wälder noch einmal auf, dann versank der schöne Feuerball, und den Abendhimmel färbte ein rauchiges Rosenrot.

Die alten Herren hatten sich um ihren improvisierten grünen Whisttisch gelagert.

Jahn hatte alle Hände voll mit dem Wegpacken der Ge-

schirre zu tun. Die älteren Damen waren ihm dabei behilflich. In Gruppen wandelte die Jugend umher.

Plötzlich ertönten schrille Fiedelklänge. Der musikkundige Wredesche Kutscher strich geschäftig auf seine Geige los. Die Paare ordneten sich zum Tanze.

Rixa hielt sich die Ohren zu. „Kommen Sie, Mr. Bright", sagte sie und schlug den Weg zum Flüßchen ein. „Wie gefällt Ihnen unsere Gesellschaft?"

„Die Menschen bleiben sich überall gleich, Contessina", sagte er mit schwermütigem Lächeln. „Sie müssen recht einsam unter ihnen sein."

„Da bin ich nun heute hergekommen mit der tugendhaften Absicht, mich zu amüsieren, wie die anderen auch, und doch gäbe ich alle meine Lieblingsbücher darum, jetzt wieder auf dem Rückwege zu sein. Bin ich denn zu ernst für diese Menschen, oder bin ich einfach anders? Diese Art von Geselligkeit bietet mir zu wenig. Da ist mir meine kleine Erika ungleich interessanter. Welch ein Gottesglück, Mr. Bright, daß ich das Kind habe!"

„Die beiden kleinen Baroneſſen sind ein paar liebe frische Kinder", sagte er nachdenklich.

„Und Baroneß Marga?"

Er zuckte die Achseln. „Eine gefährliche, duftende Blume."

Am Flußrand blitzten hier und da kleine Lichtlein auf. Leise und heimlich murmelten die kleinen Wellen. Das Dienstpersonal lief geschäftig hin und wider.

„Es soll ja noch gekrebst werden", sagte Rixa.

Kühl wehte ein leiser Hauch über das Gelände.

Der Student kam ihnen eilig nach.

„Sie tanzen nicht, Komteß?"

Rixa deutete auf den verglühenden Abendhimmel. „Ein Adagio — feierlich und schön wie dieses und kratzende Fiedelmusik — — dabei kann ich nicht tanzen, Baron."

„Sie haben recht, Komteß, — es ist geschmacklos. Dafür gibt's aber ein prächtiges Feuer — warten Sie nur noch ein wenig."

Die Geigenklänge waren verstummt. Gerda und Irma hielten sich umschlungen und tanzten unentwegt und fröhlich weiter.

„Noch zehn Jährchen," sagte Rixa lächelnd, „und Erika ist auch schon so weit."

„Sie haben das Kind mit Schmerz und Gefahr gewonnen wie eine Mutter. Sie werden dafür leiden müssen, mehr wie eine Mutter. Ich sehe es kommen."

Die sonderbaren Worte Mr. Brights klangen in ihrer Seele wider und wiegten sie ein wie eine dunkle schwermütige Melodie. Ihr war, als versänke sie langsam in einen tiefen nachtwandlerischen Traumeszustand. Ihr war so still und feierlich zumute, als läge sie tief unten irgendwo am Meeresgrunde und hörte die schwere, dunkle Wassermasse über sich hinwegbrausen. Das singende, schimmernde Glück rollte auf einer leuchtenden Kugel mit ihr vorbei . . . vorbei . . .

Die Dunkelheit senkte sich mit schweren, schwarzen Fittichen herab. Neben den kartenspielenden Herren blitzten ein paar Windlichter auf.

Da züngelte eine kleine geschäftige Flamme über dem Reisighaufen, leckte und glühte zitternd weiter und flackerte lohend auf. Knisternd wandten sich die trockenen Reiser — jetzt wogte es flammend, und eine gewaltige Feuersäule schlug prasselnd gegen den dunklen Himmel.

Von grellem roten Licht getroffen ſtanden die Gruppen der Damen und Herren. Margas veilchenfarbenes Kleid leuchtete rotviolett.

„Ah, ah, wie ſchön!“ klang es wie ein einziger Seufzer.

Jetzt ſtieg nur noch eine ſchwarze wirbelnde Rauchmaſſe dunkel und drohend empor.

„Jahn, bitte meinen Wagen!“ befahl Rixa leiſe.

Sie zog Mr. Bright mitten in die Geſellſchaft.

„Vielen Dank, verehrte Frau Baronin — ich möchte mich jetzt empfehlen.“

„Wie? Sie wollen ſchon fort? Das iſt gegen allen Brauch. Davon kann keine Rede ſein!“

„Wir müſſen fort“, ſagte Rixa beſtimmt. „Mr. Bright iſt ja noch vor einem halben Jahr Patient geweſen.“

Unter herzlichem Händeſchütteln hatte ſich Rixa und ihr Freund bis zu ihrem Wagen hindurchgearbeitet. Sie ſprang hinein und winkte Mr. Bright an ihre Seite.

Grüßend ſenkte ſie die Peitſche.

„Viele Grüße Ihrer Frau Mutter, Rixa! Auf baldiges Wiederſehen, Komteß! Leben Sie wohl!“

Die Herren ſchwenkten ihre Hüte.

Federnd flog der leichte Wagen wieder über den weichen Wieſengrund. Rixa ſeufzte tief von Herzen auf und reichte Mr. Bright lächelnd die Hand.

„Ich bin froh, daß es vorüber iſt!“ ſagte ſie.

Sie bogen auf die Landſtraße. Hinter dem Birkenwalde hob ſich rot und feierlich ein großer wehmütiger Mond.

Neuntes Kapitel

Mr. Bright und klein Erika waren die besten Freunde von der Welt. Stundenlang konnte er sich mit dem Elfchen abgeben, und das kleine und das große Kind hatten dauerndes Gefallen aneinander gefunden. Knurps-Adam lag schon seit langen Tagen vergessen auf Erikas Spieltisch. Ernsthaft wandelte das ungleiche Paar, der überlange Engländer und das winzige weißgekleidete Persönchen, durch die verschlungenen Parkwege und hielten wunderliche Zwiesprache. Es war, als wolle Mr. Bright tief in die kleine werdende Seele des Kindes hinabtauchen, um auf dem schlummernden Grunde des stillen Sees die Perlen zu suchen, an denen Rixas Auge sich freuen solle, die Steine zu erspähen, vor denen er vielleicht Rixas Fuß bewahren könne. Und er fand mehr Perlen als Steine.

Er erzählte dem lauschenden Kinde von seiner Heimat, von der verstorbenen Königin Viktoria, die er die Mutter der Armen nannte, von seinem rosenumwucherten Landhaus, vom Jesuskinde und vom Himmelsgarten.

Und in dem phantastischen Köpfchen tanzten alle diese Dinge einen tollen Reigen.

Mit großen ernsthaften Augen trippelte die Kleine neben

Mr. Bright her, umklammerte seinen langen dünnen Zeigefinger und stellte die seltsamsten Fragen.

„Du, Onkel Fred, — hast du auch eine Mama?"

„Ich hatte eine liebe Mama, sie war schön und gut, und ihre Augen waren so leuchtend wie Mamalix' Augen, wenn sie mit Erika spricht. Nun ist sie tot."

„War sie die Königin Viktoria?"

Mr. Bright blickte belustigt auf das zierliche Elfchen nieder: „Nein, sie war nicht die Königin. Warum dachtest du das?"

Vertieft starrte die Kleine auf ihre winzigen gelben Schuhchen und auf die langen Füße ihres großen Freundes, — und da ihr die Antwort nicht gleich einfiel, drückte sie seinen Finger zärtlich.

„Onkel Wolf hat einmal von Mamalix gesagt: Sie ist eine Königin. Onkel Wolf ist ein feiner Onkel, nich, Onkel Fred?"

„Ein sehr schöner Onkel", bestätigte Mr. Bright.

„Er kann auch Pferd sein und frißt Gras, aber nich viel."

„Das glaub' ich", sagte Mr. Bright.

„Du," begann Erika von neuem, „ich möcht' nich tot sein."

„Wenn kleine Kinder sterben, kommen sie in den Himmelsgarten, und da ist es sehr schön", sagte Mr. Bright.

„Nein!" widersprach Erika energisch und schüttelte ihre sonnigen Locken, „da is langweilig."

„Langweilig — im Himmelsgarten, — o nein!"

„Da is aber langweilig — bestimmt!" sagte Erika überzeugt und stampfte mit dem Füßchen.

„Ja, aber warum denn?" fragte Mr. Bright ganz verblüfft.

Erika sah von der Seite strahlend zu ihm empor.

„'s Jeſuskind iſt nun ßon groß," ſagte ſie, „wer ſoll dann mit mir ſſpielen?"

„Aber der Himmelsgarten iſt doch voll Engelchen, die ſpielen alle mit den kleinen Kindern."

Erika hatte jedoch ihre ganz beſtimmten Überzeugungen. „Nein," ſagte ſie, „die Engelchen verſtehen das nicht ſo wie das Jeſuskind, — da muß man lieber warten, bis ich groß bin, dann will ich lieber tot bleiben."

„Gewiß", meinte Mr. Bright. „Wir alle möchten dich ja auch gar nicht ſobald hergeben."

Das Kind nickte befriedigt. „Nu ſiehſt du!" ſprach es triumphierend.

„Onkel Fred," begann es wieder nach einer Weile, „wirſt du im Himmel auch ſo gelbe furchtbar große Sßuh tragen?"

„Ich weiß nicht, ich denke, ich bekomme dort die ſchönſten Schuhe, die es gibt."

„Paſteln!" rief Erika glückſelig. „Aus Baumrinde, ſo wie die alte Darthing trägt."

„Wer iſt die alte Darthing?"

„O, die wohnt im Armenhaus und kann gar nicht ſehen. Sie bekommt Suppe in der Küche, und ſie hat Paſteln. Sie ſagt, die ſind ſehr ßöhn."

„Vielleicht braucht man im Himmel gar keine Schuhe", ſagte Mr. Bright auf gut Glück.

„Onkel Fred, — du ſagſt immer ‚vielleicht'. Du mußt nich ‚vielleicht' ſagen. Du mußt beſtimmt ſagen."

„Aber ich weiß es doch nicht," entſchuldigte er ſich reuig, „ich bin ja noch nicht im Himmel geweſen."

„Ich bin aber drin geweſen!" behauptete das Elſchen kühn.

„Wann denn?"

„O, einmal, — weißt du, früher, als ich noch nicht bei Mamalix war."

„Ja, ja, das muß wohl so sein", sagte Mr. Bright.

„Ja, ich war im Himmel — und dann hat man alle Menßen lieb. Und jetzt hab' ich auch alle Menßen lieb, mein Magen is ganz voll Liebe — ja!"

Wieder drückte sie Mr. Brights Finger zärtlich. „Ich fühl's da drin, weißt du!" Sie klopfte sich energisch auf den kleinen Leib.

„Bist du vielleicht hungrig?" fragte Mr. Bright wißbegierig. „Sieh nur, ich hab' hier in der Tasche was ganz Schönes."

„Zeig mal — ah Biskuit! Du, den woll'n wir gleich mal essen."

Sie setzte sich behaglich ins Gras und fing an zu knuspern. „Du mußt auch essen, Onkel Fred."

Und beide hockten einträchtig im Grase und speisten. Über ihnen rauschten uralte Linden, und ein Buchfink sang sein schmetterndes Lied aus voller Kehle. Stumm in ihren materiellen Genuß vertieft, saßen sie, — da leuchtete ein weißes Kleid durch das frische Grün.

„Hopp hopp!" rief eine wohlbekannte Stimme.

„Mamalix!" jauchzte Erika. „Du, Onkel Fred, hast du alles aufgegessen? Mamalix muß auch ein Stück haben."

Sie selbst hatte mit den weißen Mäusezähnchen fast den ganzen Vorrat aufgeknabbert.

Mr. Bright sprang auf. „Hier!" rief er.

Rixa trat auf den Kiesweg und stieg langsam ein paar Stufen hinunter.

Wie sie so dastand in ihrer schlanken herben Anmut, das

weiße Kleid voll goldener und grüner Sonnenlichter, die rätselhaften Augen groß und geheimnisvoll leuchtend, das königliche Haupt ein wenig gesenkt, — die Verkörperung eines tiefen und reinen, noch nicht voll erschlossenen Wesens — bäumte sich in Mr. Bright die erzwungene Ruhe, bäumten sich seine Sinne, sein Fühlen, seine zerstörten Hoffnungen und seine große Sehnsucht wie eine einzige Einheit in ihm auf.

Zitternd stand er da mit gesenktem Blick.

„Sphinx!" murmelte er unwillkürlich.

Sie wollte nicht verstehen. „Nun, ihr beiden Unzertrennlichen," sagte sie heiter, „ich fahre wie eine Gewitterwolke in euren idyllischen Frieden. Nun bitte ich Sie aber, Mr. Bright, meine Eigenmächtigkeit gnädigst zu verzeihen. Ich habe anspannen lassen — wollen Sie mich zu Richthovens begleiten?"

„Mamalix!" rief Erika voll Entzücken — „Ich komme auch mit."

„Das hängt von Onkel Freds Großmut ab; wenn er es riskiert, sich die Zehen von deinen unruhigen Füßen mißhandeln zu lassen, hab' ich nichts dagegen. Im Korbwagen ist nur Platz für zwei."

„Er riskiert's gern!" lächelte Mr. Bright, und dankbar umfaßte das Elfchen seine Knie.

„Ich sitz auch ganz still auf deinem Schoß, Onkel Fred!" rief sie tröstend.

„Baroneß Marga hat mich mit den Werken ihres Malers neugierig gemacht," sagte Rixa, „ich bin begierig, wieviel Schätze ich mir da herausgraben werde. Um die nähere Bekanntschaft dieses Lukasjüngers stieg auch kein Fünkchen Neid in mir auf, aber qui sait — vielleicht erleben wir eine an-

genehme Überraſchung und ſeine Werke halten mehr, als er verſpricht."

Sie ſaßen im Korbwägelchen und rollten durch einen kühlen ſchattigen Tannenwald.

„Sind wir nicht eine rechte glückliche Familie?" ſcherzte Rixa.

„Uären uir's doch!" ſagte Mr. Bright wehmütig und drückte dem Elfchen auf ſeinem Schoß einen leiſen Kuß auf die duftigen Locken.

Rixa war ernſt geworden. „Ich kann mich mit meinen ‚Gefreundeten' durchaus nicht einleben", ſagte ſie. „Immer liegt ein hoher Berg zwiſchen uns. Mit Ihnen iſt das ganz anders. Ihnen gegenüber brauche ich im Verkehr nicht erſt über den Berg zu kommen: wir trafen uns ſchon oben. So auferlegt mir unſer Zuſammenſein keinen Zwang, und offen dürfte ich Ihnen ſagen, wenn ich einmal lieber allein ſein wollte."

Er ſchwieg.

„Und dann ſind Sie ſo fabelhaft bequem und genügſam", fuhr ſie anmutig fort. „Sie verſtehen ſo prächtig ſtill zu ſitzen und zu ſchweigen, und Sie nehmen nie etwas übel. Sie ſind der geborene Freund, Mr. Bright, und ich bilde mir nicht wenig auf Ihre Freundſchaft ein. Eine Grenze gibt's freilich. Engländer, das heißt ein bißchen Igel, bleiben Sie immer. Über Politik und über England kann man mit Ihnen nicht frei ſprechen. Sonſt ſtechen Sie."

Mannhaft kämpfte er eine Erwiderung nieder.

„Was ich aber beſonders hoch an Ihnen ſtelle: Sie ſind ſo ganz und gar Menſch und ſo frei von Kleinlichkeit und Vorurteilen. Das iſt ſo vornehm an Ihnen. Glauben Sie zum

Beispiel, daß sich hier bei uns ein Mann mit bürgerlichem Namen um mich beworben hätte? Nie im Leben! Die Komteß wäre eine unüberbrückbare Mauer zwischen uns."

„Daran habe ich auch nicht einmal gedacht", sagte Mr. Bright. „Und wenn Sie eine Bettlerin wären, — für mich wären Sie meine Königin, denn alles, was Sie umgibt, hilft nicht, Sie schöner und liebenswerter zu machen."

„Darauf eben bin ich stolz!" sagte Rixa, und ihre Augen leuchteten. „Das ist ja das Goldechte an Ihnen. Und wissen Sie — diese ganze Kastenordnung ist eine erbärmliche Erfindung. Manchmal habe ich nicht übel Lust, sie in die Höhe fliegen zu lassen. Was hab' ich von diesen Privilegien? Ist es nicht viel edler und wahrer, als Mensch zum Menschen zu stehen und nur soviel zu gelten, als man wert ist? Das wäre ein wahres Götterdasein!"

„Es denken wenige wie Sie, Contessina!"

„Besonders bei uns zu Lande", nickte sie. „Wir stecken hier noch mit Haut und Haaren in Vorurteilen aller Art. Dazu nennen mich die Leute hochmütig: Warum? weil ich mir selbst verdanken will, was sie ihren Titeln und ihrer Stellung nur allzugern verdanken. Das ist nicht Hochmut, Mr. Bright."

„Nein — das ist königlicher Stolz!" sagte Mr. Bright. „Sie sind eben eine geborene Königin, Contessina."

Nun sah sich das Elfchen um. „Siehst du, Mamalix", strahlte sie. „Und du heißt gar nicht Viktoria!"

Auf der linken Seite hatte sich der Tannenwald gelichtet. Mitten auf einer Waldwiese tauchte ein umfriedeter Platz mit einem gewölbeartigen Ziegelbau aus der Waldung hervor.

Rixa wies dorthin. „Unser Erbbegräbnis", sagte sie leise. „Da verbringe ich meine stillsten Stunden. Mein Vater liegt

dort begraben. Ich war noch sehr jung, als ich ihn verlor. Früher kam ich fast täglich mit Mama hierher und spielte Verstecken zwischen den Gräbern. Damals begriff ich durchaus nicht, weshalb ich keine Blumen von den Gräben pflücken durfte. In Wahrheit habe ich mir manch' heilige Blume des Lebens aus diesem Totengarten geholt. Wenn ich einmal eine verwitterte alte Jungfer bin, liege ich wohl auch hier still und freue mich in Großmutterfreude an trippelnden Kinderfüßchen. Den Platz müssen Sie kennenlernen, Mr. Bright: er gehört meiner Vergangenheit und meiner Zukunft."

Mr. Bright lächelte leise und schüttelte langsam den Kopf.

„O nein!" sagte er versonnen. „Sie kommen noch weit weit hinaus in die Welt. Ein Teil Ihrer Seele liegt noch in tiefem Schlaf, und wenn der Teil erwacht, Contessina, — dann fängt ein neues starkes Leben für Sie an. Denken Sie dann manchmal an Fred Bright."

„Ich werde unter allen Umständen gern und oft an Sie denken, Mr. Bright. Meine beste Eigenschaft kennen Sie noch nicht. Ich bin treu wie ein Pudel, und wen ich einmal in meine Herzkammern geschlossen habe, der findet den Weg nicht ohne große Hindernisse heraus. Dabei fällt mir das Märchen von Ali Baba und den vierzig Räubern ein," sagte sie lachend, „hinein in die Höhle geht es ganz leicht, wenn man nur das rechte Wort: ‚Sesam, tue dich auf!' gesprochen hat. Hinaus aber geht es schwer, auch nicht einmal an dem berühmten Faden der Ariadne."

„Gott bewahre!" scherzte er mit wehmütigem Lächeln. „Das wäre ja, eine — wie sagt man doch — eine Masseninvasion!"

„Nun, Sie brauchen ja die vierzig Räuber nicht gleich wörtlich zu nehmen."

„Mamalix," rief Erika, „wer war Ali Baba?"

Rixa schlang ihren Arm um das Kind und küßte es.

„Hören Sie doch die liebe Unschuld!" sagte sie. „Du bist Ali Baba, mein Kleinchen."

Und Rixa erzählte das Märchen. Der Tannenwald rauschte, und mit Augen und Ohren und Herzen hörten die beiden, das kleine Kind und das große, zu. — —

Durch eine breite Birkenallee rollte der leichte Wagen vor das Richthovensche Haus. Neugierig blickte Margas weißes Gesicht durch das Fenster.

„Ah, willkommen!" rief sie und winkte.

An der Seite Herrn von Hennings, in einem nixengrünen fließenden Gewande trat sie vor die Tür.

„Nett, daß du da bist, Rixa!" Sie drückte ihr einen leichten Kuß auf die Wange und reichte Mr. Bright die Hand. „Wir steckten eben bis tief über die Ohren in Kunst. Die alte Sarka ist aber auch ein famoses Modell, ich danke dir für den Wink. Ihre Nase übertrifft an Klassizität alle Nasen um zehn Meilen in der Runde." Sie blinzelte spöttisch.

Mit zusammengekniffenen Augen musterte der Maler das Elfchen.

„Das Kind hat einen sonderbaren Zug um den Mund, ... übrigens ..." — er schien in seinem Gedächtnis zu suchen.

Erika war gewohnt, gebührend gewürdigt zu werden.

„Guten Tag!" sagte sie ernsthaft und streckte dem Maler ihr Händchen entgegen.

Vom Sofa erhob sich eine schmächtige überzarte Gestalt.

„Ich freue mich, Sie mit meiner Kusine Baroneß Trittwitz

aus Livland bekannt zu machen, liebe Rixa — Mr. Bright Esquire — aus Connaught — Baroneß Trittwitz."

Interessiert sah Rixa in das kalte Gesicht. Aus todblassem Antlitz sahen große graue, langbewimperte Augen glänzend und böse in die Welt hinaus. Nachtschwarzes Haar, eine kühngebogene Habichtsnase, festzusammengekniffene Lippen und dunkle Schatten unter den Augen gaben dem Gesicht einen unheimlich starren Ausdruck. „Ich weiß schon, daß es euch allen schlecht gehen wird", schien es zu sagen. Faltig lag die seidene Bluse über der flachen Brust, und zarte knochige Hände, von glitzernden Ringen bedeckt, hingen welk und kraftlos aus den bauschigen Ärmeln hervor. Ihr Händedruck war matt und kühl.

„Das ist also Ihr Pflegekind, Komteß?" dehnte die Baroneß Trittwitz teilnahmlos.

Erika hatte soeben ihren schönsten Knix gemacht und schmiegte sich schüchtern an Rixa.

„Wie alt ist die Kleine?"

„Nun sag' doch, wie alt du bist, Eri", ermutigte Rixa.

„Sechs Jahr," zirpte das Elfchen, „aber die swarze Dame will das ja gar nicht wissen, Mamalix."

„Mein Kind befindet sich noch in dem glücklichen Alter, wo man es für seine faux pas nicht verantwortlich machen darf", sagte Rixa entschuldigend.

„O, das ist ja nicht der Rede wert — — ich könnte Sie fast um das Interesse beneiden, das Sie dem fremden Kinde schenken."

„Unsere liebe Komteß geht ja förmlich in der Kleinen auf — wir alle empfinden das mit einer Art Neid", sagte die Baronin Richthoven, und ihre runden lebhaften Augen sahen Rixa wohlwollend an.

Marga warf spöttisch die roten Lippen auf und blinzelte den Maler an. „Wir anderen müssen uns mit der Kunst begnügen — ist ja auch recht schön", sagte sie.

Mr. Bright blickte ernsthaft von der einen zur anderen. Ihm wollte Marga gar nicht gefallen.

„Alles, wohinein wir unsere ganze Seele legen, ist schön," sagte er, „und kann unser Leben ausfüllen."

Starr und hochmütig sahen die großen grauen Augen der Baroneß Trittwitz ihn an. „Sind Sie Prediger?" fragte sie kurz.

Ihre Art war stahlhart, frostig und scharf. Sie erinnerte an chirurgische Instrumente, durch deren leisesten Druck tiefe Wunden entstehen.

Mr. Brights ehrliche treuherzige Augen ruhten verwundert auf ihr. Er lächelte leise.

„Ich bin Naturforscher," erwiderte er mit einer leichten Verbeugung, „aber ich meine, das kann Baroneß unmöglich interessieren."

Rixa empfand die Übereinstimmung in den Antworten ihres Pflegekindes und ihres Freundes mit einer beinahe schmerzhaften Komik. Ihre Lippen zuckten.

„Frau Baronin," wandte sie sich an die Hausfrau, „wir möchten Herrn von Henning um die Freundlichkeit bitten, uns seine Studien zu zeigen, — Herr von Henning, nicht wahr, Sie tun's doch?"

Sofort kam Leben und Bewegung in den Maler, der bisher gelangweilt dagesessen hatte. „O, mit dem größten Vergnügen! Baronin, Sie gestatten, daß ich die Herrschaften in unser Atelier führe?"

Er war aufgesprungen und warf die Flügeltüren auf.

„Wir kommen alle mit", sagte die Baronin und legte den schmächtigen Arm ihrer Kusine in den ihren.

Sie traten in einen hellen Raum. Mit wenig Kunst und viel Behagen hatte man ihm durch übereinandergestapeltes Gerümpel einen künstlerischen Anstrich zu geben versucht. Buntfarbige Decken, bronzene Wandteller, tönerne Krüge gruppierten sich zu gesuchten Stilleben. Auf Staffeleien standen angefangene landschaftliche Studien, an den Wänden hingen mehrere vollendete Frauenköpfe. Blendrahmen mit aufgezogener Leinwand lehnten haufenweise in einer Ecke.

„Wir waren auf Ihren Besuch nicht vorbereitet, Komteß," murmelte der Maler, „sonst hätte ich alles zuvor besser geordnet."

Marga zog einen der Blendrahmen hervor und rückte ihn in günstiges Licht.

„Nun, was sagst du zu dem Bild, Rixa?" rief sie übermütig. „Bin ich nicht schön?"

Das weiße Gesicht mit den roten üppigen Lippen und den grünen Augen schimmerte kalt und geheimnisvoll unter einer Flut blonden gelösten Haares aus einem stumpfen dunklen Hintergrund hervor.

Die Malweise war glatt und kleinlich, der Gegenstand und die Stellung aber glücklich gewählt.

„Es ist sehr getroffen", erwiderte Rixa nachdenklich. Ein leises unerklärliches Unbehagen hatte sie erfaßt.

Über das schmale sinnliche Gesicht des Malers flog ein Zug von Befriedigung. Seine Schultern zuckten nervös.

„Baroneß Marga ist ein herrliches Modell," sagte er mit gemachter Bescheidenheit, „da ist meine Kunst daran das wenigste."

Geschäftig holte er noch verschiedene Bildnisstudien hervor. „Die alte Zigeunermutter," sagte er selbstbewußt, „famos wie sie da sitzt und raucht — nicht?"

Rixa nickte erfreut, und Erika brach in lautes Entzücken aus. „Die alte Sarka, Mamalix, sieh nur die Tabakspfeife!"

„Nun, Herr von Henning," sagte Marga lachend, „rücken Sie doch mit Ihrer dunklen Schönheit heraus, das ist nämlich das Kapitalstück!"

Mit strahlendem Gesicht stellte Herr von Henning ein großes Bild auf die Staffelei:

Es war eine junge Zigeunerin von düsterer glutvoller Schönheit. In der Art, wie sie aufgefaßt und dargestellt war, lag mehr Leben und Wärme als in allen übrigen Sachen.

Der Mund bei dem schönen rassigen Geschöpf war leidvoll zusammengepreßt, in der Bewegung der Arme, mit denen sie über dem Kopf ein Tamburin schwang, lag wilde Leidenschaft, die Augen waren voll Sehnsucht und Feuer. Das dunkle Haar hielt ein rotes Tuch zusammen.

„Die ist wunderschön!" sagte Rixa leise. Sie konnte die Augen nicht abwenden. Ein geheimnisvoller Zauber zog sie immer wieder hin.

Leise berührte Mr. Bright den Arm des Malers. „Verkaufen Sie mir das Bild, ich bitte", flüsterte er hastig.

Freudig nickte der Maler. Die Angelegenheit wurde im Augenblick geordnet.

Da kam es mit hartem, schneidendem Ton aus der Zimmerecke: „Wo haben Sie das Bild gemalt, Herr von Henning? Wen stellt es vor? Ich bitte es mir zu überlassen."

Bestürzt sahen sich alle um. Da stand die Baronetz Trittwitz. Sie schien noch bleicher wie zuvor.

Der Maler verbeugte sich linkisch.

„Ich habe es einmal im Süden . . . im Auslande gemalt," sagte er, „eine zufällige Bekanntschaft . . . und ich bedaure, aber es ist nicht mehr in meinen Händen."

„Wie?" dehnte die Baroneß in maßlosem Staunen.

Da trat Mr. Bright auf die Dame zu. „Ich erlaube mir, mich Ihnen als den Eigentümer des Bildes vorzustellen", sagte er mit kalter Höflichkeit. „Es tut mir leid, aber ich kann es Ihnen nicht abtreten, denn ich habe eine bestimmte Absicht damit."

Hochmütig blinzelten ihn die bösen grauen Augen an. Die Baroneß zuckte höhnisch die Schultern.

„Ich vergaß, daß Sie Engländer sind," sagte sie geringschätzig, „bei uns zu Lande ist man galanter gegen Damen."

„Die englische Galanterie verbietet es, uns zu verteidigen, uenn uir von Damen angegriffen uerden", sagte er nachdrücklich und verbeugte sich.

In einiger Verstimmung trat man aus dem Atelier in das Wohnzimmer zurück. Die Baronin Richthoven bot alle Liebenswürdigkeiten auf, um den unangenehmen Vorfall auszulöschen, und zog Mr. Bright in ein Gespräch über englische landschaftliche Schönheiten. Nach einer Viertelstunde angeregter Unterhaltung drängte Rixa zum Aufbruch.

Sie saßen wieder im Wagen. In einer Kiste trug der Maler eigenhändig das Bild herbei und stellte es vorsichtig in den Wagen zu Rixas Füßen.

Er war außerordentlich vergnügt.

Marga machte ein spitzbübisches Gesicht.

„Daß sich auch gleich zwei auf das eine Bild versteiften, ist doch eigentlich Pech, Herr von Henning", flüsterte sie. „Ich

rate Ihnen, malen Sie flugs noch eine Zigeunerin für die Baroneß Trittwitz."

Er zuckte die Achseln. „Woher nehmen?" fragte er.

Marga blinzelte spöttisch zu Rixa hinüber.

Grüßend zog Mr. Bright den Hut, Rixa winkte, und klein Erika warf Kußhändchen nach den Zurückbleibenden.

Fort rollte der Wagen.

„Das war einmal eine Abart unter dem Typus unseres Landadels," sagte Rixa, „aber eine unliebsame. Das reine Fischblut mit Galle gemischt."

Mr. Bright schien zerstreut. „Die Dame muß sehr unglücklich sein, sonst wäre sie nicht so böse." Nach längerem Schweigen fuhr er fort. „Contessina, ich habe eine große Bitte!"

„Sie sei Ihnen im voraus gewährt!" rief Rixa lachend. „Ich bin Ihnen sowieso eine Genugtuung für die Ungezogenheiten meiner Kaste schuldig."

„Was kann mir die Dame tun?" fragte er mit ruhigem Lächeln. „Höchstens kann sie mir leid tun."

„Bravo, bravo, lieber Freund", sagte Rixa herzlich. „Sie fassen die Sache so auf, wie es die hochmütige Person verdient. Schade nur, daß ihre Ohren nicht bis hierher reichen."

„Contessina," begann Mr. Bright wieder, „ich möchte ohne ein Bildnis von Ihnen nicht in meine Heimat zurück. Wollen Sie dem Maler zu einem Porträt für mich sitzen?"

Überrascht sah Rixa ihn an. „Herzlich gern," rief sie, „wenn es Ihnen eine Freude ist."

„Wenn dieser Herr von Henning nur imstande ist, Sie so mit aller Ihrer Reinheit zu malen!" murmelte er versunken. „Das ist eine große Frage. Die Bestellung müßte aber von der Gräfin gemacht werden."

Rixa reichte ihrem Freunde mit einem lieblichen Lächeln die Hand.

„Ich fürchte, in bezug auf mich wird Sie niemand leicht befriedigen, Sie haben eben eine so unbegreifliche Schwäche für mich. Aber mein Möglichstes will ich schon tun und still sitzen wie eine Sphinx."

„Wie eine Sphinx!" wiederholte er leise.

„Übrigens, Ihre Zigeunerin ist doch schön gemalt," fuhr sie fort, „oder vielmehr sie ist schön! Meinen Sie nicht?"

„Meine Zigeunerin . . ." sagte er mit stillem Lächeln, „es ist Ihre Zigeunerin, Contessina."

„O, Mr. Bright!" Rixas braunes Gesichten leuchtete vor Freude. „Das ist aber lieb von Ihnen! Wie soll ich Ihnen danken?"

„Wie soll ich Ihnen danken, daß Sie sich so freuen, Contessina?" fragte Mr. Bright zurück. Seine Augen strahlten.

Das Bild wurde in Rixas Zimmer in ein möglichst günstiges Licht gehängt. Die Gräfin und Heimchen hatten es genügend bewundert.

Andächtig stand Rixa davor.

„Mr. Bright," sagte sie, „das Gesicht gibt mir immer neue Rätsel auf. Eine Welt von Leid, eine Welt von Sehnsucht — — und hier um den Mund sehen Sie — da ist ein Zug, nein, lachen Sie nicht, da ist ein Zug, der mich an Erika erinnert, wenn sie schmollt."

Betroffen stand Mr. Bright still. Das Herz begann ihm fast hörbar in der Brust zu pochen.

„Es gibt manch' seltsame Ähnlichkeiten," sagte er, „ich traf eine Dame unterwegs, sie schien bedeutend älter, aber

ſie glich dieſem Bilde. Nun iſt es doch nicht möglich, daß dieſe Zigeunerin und die Dame dieſelbe Perſon ſind."

„Ein neues Rätſel!" ſagte Rixa verſonnen, und immer noch hingen ihre Augen an dem Porträt.

„Mamalix, das iſt eine ßeußliche ßwarze Frau!" ſagte Erika ungeduldig. „Warum ſiehſt du ſie immer an? Ich kann ſie gar nich leiden!"

Und mit allerliebſter Schmollmiene zog das Elfchen Rixa von dem Bilde fort.

Rixa wechſelte einen raſchen ahnungsvollen Blick mit Mr. Bright, hob das Kind leidenſchaftlich zu ſich empor und bedeckte es mit Küſſen.

Zum erſten Male im Leben bereute Mr. Bright ein Geſchenk.

Zehntes Kapitel

Rixas Porträtſitzungen hatten begonnen. Alle zwei Tage kam der Maler in der heiterſten Stimmung auf einer Liniendroſchke angefahren. Er brachte eine ſolche Portion Großſprecherei und ſo viel Künſtlerſtolz mit, daß Rixa während der Sitzungen reizbar und unmutig wurde. Ihr feines Gefühl unterſchied das Echte vom Falſchen inſtinktiv. Dazu kam noch ein peinigender Verdacht, von dem ſie ſich nicht zu befreien wußte. So ſetzte ſie denn auch unwillkürlich eine verſchloſſene und hochmütige Miene auf, und ſie wurde um ſo abweiſender, je mehr ſich Herr von Henning in läppiſchen Prahlereien aller Art erging. Das Bildnis litt unter dieſen Umſtänden, und nach etwa acht Sitzungen war es unähnlicher denn je.

Über ein unruhiges Verhalten Rixas konnte ſich der Maler zwar nicht beklagen. Sie ſaß mäuschenſtill, aber er gehörte einmal zu den Leuten, die alle anderen, nur nicht ſich ſelbſt einer Schuld zeihen. Die Komteß zu beſchuldigen, war er zu feige, ſo ſprach er ſich Wolf Senden gegenüber dahin aus, daß die Gegenwart Mr. Brights ihn bei der Arbeit ſtöre.

Wolf, der ſich vor Eiferſucht verzehrte, kam dieſe Äußerung ſehr gelegen; er konnte ſich nicht enthalten, ſie Rixa mit einem verſteckten Triumpfgefühl mitzuteilen.

Rixa sah ihm forschend in die Augen.

„Ich weiß jemanden, der sich darüber freut", sagte sie trocken. „Freue dich nicht zu früh, mein Lieber."

Zu Herrn von Henning aber sagte sie bei der nächsten Sitzung scharf:

„Ihnen ist die Gegenwart Mr. Brights störend, — nun, Sie sollen sich nicht mehr über äußere Umstände und die Gegenwart Dritter zu beklagen haben."

Herr von Henning war durch Rixas schroffen Ton ganz aus der Fassung.

„A ber Komteß . . ." murmelte er betroffen, „jeder Künstler hat seine Eigentümlichkeiten, und da es doch in unserem beiderseitigen Interesse liegt, daß das Bild gut wird, so erlaubte ich mir meine Gründe auszusprechen."

„Es ist gut," sagte Rixa, „bitte, fangen Sie an."

Sie stieg auf das Podium, zog die Falten ihres weißen Kleides zurecht und verharrte in reglosser Stille.

Ihr dunkles Gesicht war von einer so abweisenden Hoheit und Kälte, daß Herr von Henning immer nervöser und hastiger die Pinsel durcheinander warf, das Gelungene an seiner Arbeit vollends vernichtete und endlich ratlos innehielt. Ihm wurde klar: diese Arbeit, die er mit der freudigen Eitelkeit eines Menschen, der sich für einen echten Künstler hält und keiner ist, begonnen hatte, bedurfte eines ganz anderen Ernstes. Er mußte sie von neuem anfangen.

In Rixas ausdrucksvollen Zügen ging ein heftiger Kampf vor. Dieser Maler war ihr in der Seele zuwider, und denn och mußte sie aussprechen, was ihr durch Tage und Wochen zweifelnd und quälend durch die Seele ging.

Tapfer ging sie geradewegs auf ihr Ziel los.

„Herr von Henning," begann sie, „ist es Ihnen recht, wenn wir eine Pause machen?"

„Ich wollte Sie schon darum bitten, Komteß," sagte er erleichtert, „und . . . so leid es mir auch tut, ich werde Sie mit mehr Sitzungen behelligen müssen, als ich bisher glaubte. Die Gegenwart dritter Personen . . . hm . . . hat mich in meiner künstlerischen Unbefangenheit gehemmt. Von nun an aber wird die Arbeit frisch und fröhlich vorwärts gehen — Ehrenwort!"

Rixa streifte ihn mit einem kühlen vielsagenden Blick und stand auf.

„Das ist mir augenblicklich Nebensache," sagte sie höflich, „ich sitze Ihnen so oft und so still Sie wollen, das ist selbstverständlich. Erlauben Sie mir jedoch, an Sie als Mann von Ehre ein paar Fragen zu richten — unter Diskretion."

Betroffen und unsicher blickte der Maler auf. „Es wird mir eine Ehre sein — selbstverständlich, Gnädigste," stotterte er.

Rixa sah ihn klar und prüfend an.

„War das Mädchen, das Sie als Zigeunerin malten, wirklich Zigeunerin?" fragte sie langsam.

„N . . . nein. Ich glaube, sie war Ungarin oder Slovenin. Ich lernte sie in Basel kennen."

„Vor wieviel Jahren?"

„Es werden jetzt fünf Jahre her sein."

„Waren Sie gut mit ihr bekannt? Verzeihen Sie die scheinbare Neugier. Ich muß Ihnen auf Treu und Glauben sagen, daß es eine scheinbare Neugier ist", fuhr sie fort.

„Ob ich mit ihr bekannt war? Nun ja — was man bekannt sein nennt. Zur Gesellschaft gehörte die Dame jedenfalls nicht", beeilte er sich zu versichern.

„Das ist mir vollkommen gleichgültig", schnitt Rixa seine Rede ab, und eine leise feine Röte stieg ihr in das braune Gesicht. „Meine dritte und letzte Frage betrifft die Hauptsache: Hatte die Dame ein Kind?"

Bei diesen Worten zuckte der Maler zusammen, als habe er einen Schlag erhalten. „Was . . . was wollen Sie damit sagen, Komteß?" rief er entsetzt. Hatten denn die Wände Ohren gehabt? Wie kam die Komteß — eine junge Dame — darauf, solch' unerhörte Fragen zu stellen? War die unglückliche Geschichte von dem Kindesmorde seiner Geliebten noch immer nicht aus der Welt geschafft?

Das böse Gewissen stand ihm deutlich auf dem Gesicht geschrieben. Wie aus weiter Ferne sprach Rixa leise und schwer die Worte: „Sind Sie der Vater des Kindes?"

Er trat zurück. An allen Gliedern schlotternd stand er da. Eine ohnmächtige Wut hatte ihn gefaßt.

„Verzeihung, Gnädigste . . . ich verstehe nicht — von welchem Kinde ist hier die Rede?" sagte er mit verzerrtem Gesicht.

Auch Rixa stand in ihrer herben königlichen Schlankheit da. „Sie verstehen mich sehr gut, Herr von Henning," sagte sie mit gedämpftem Ton, „und Sie müssen begreifen, daß es mich eine maßlose Überwindung kostet, solche Fragen gerade Ihnen zu stellen. Daß ein Kind da war, steht für mich jetzt außer allem Zweifel — ich lese es Ihnen ja vom Gesicht ab, und wenn Sie hundertmal nein sagten. Ich bitte Sie nur um eins: sagen Sie mir, war es Ihr Kind?"

Scheu trat der Maler wieder zurück.

„Nein!" rief er mit dem Ton vollster Überzeugung. „Nein, Komteß!"

Rixa stützte sich auf ihren Sessel. Eine ungeheure Last war von ihr genommen.

„Gott sei Dank!" sprach sie aus tiefster Seele. „Das glaub' ich Ihnen."

Und in gänzlich verändertem, gehaltenem Ton fuhr sie fort: „Verzeihen Sie die Unterbrechung — ich bin zu Ihrer Verfügung. Wie wünschen Sie, daß ich sitze?" — — — —

Nach der peinlichen Aussprache hatte Rixa nun ein leichteres Herz. Fast um die gleiche Stunde aber fühlte Mr. Bright das Bedürfnis, in diese dunkle Angelegenheit etwas Licht zu bringen. Rixas grüblerische Stimmung bedrückte ihn. Er fand einen Weg: er mußte zum Pastor, seinem alten Nachbarn von der Liegehalle in Wehrawald. Der kannte hier Menschen und Dinge, vielleicht wußte er mehr, vielleicht wußte er Rat. Der kleine leichte Korbwagen trug ihn bald auf die Landstraße. Doch da rollte ihm eine Reitdroschke entgegen. Pastor Kröner war's in eigener Person. Die Leine hielt er über dem Kopf seines Söhnchens Willy, der Bube aber schwang die Peitsche mit wichtiger Miene.

„Lieber Herr Pastor," rief Mr. Bright erfreut, „ich wollte gerade zu Ihnen."

„Schiffe, die tags sich begegnen," sagte der Pastor heiter, „ich präsentiere mich soeben in meiner vollen Größe mit meinem Stammhalter bei Ihnen, um Ihren letzten Besuch zu erwidern."

„Sie kommen wie gerufen." Mr. Bright hieß den Kutscher umkehren. Vor der Haustreppe schüttelten sich beide Männer freundschaftlich die Hände.

„Meine kleine Freundin Erika wird sich über ihren jungen Kavalier freuen, — die Komteß sitzt dem Maler Herrn von

Henning zu einem Porträt, die Gräfin ist leidend — so gehören Sie mir heute allein, und ich freue mich darüber", sagte Mr. Bright treuherzig. „Wollen Sie mit mir in den Park kommen?"

Jetzt hüpfte auch Erika die Treppe hinab.

„Willy, mein Willy!" rief sie strahlend. „Du, wir wollen Porträtmalen spielen, und ich erzähl' dir was von Ali Baba und den vierzig Räubern."

Der Pastor hob das Elfchen in die Höhe. „So — und mir sagst du nicht guten Tag, du kleiner Taugenichts?"

„Ach ja!" rief Erika, „guten Morgen, Onkel Pastor!" Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn zärtlich. Kaum stand sie wieder auf ihren Füßen, so zerrte sie Willy mit sich fort.

„Ich weiß auch eine wunderschöne Geschichte, Eri," sagte Willy, „vom Sonnenprinzen, aber die hab' ich mir selbst ausgedacht."

Mit glücklichem Vaterstolz sah der Pastor seinem zarten Knaben nach.

„Der Junge grübelt zuviel," sagte er mit einem leisen Seufzer, „daher weiß ich mir keine bessere Gesellschaft für ihn als unser Wehrawalder Wolfsschluchtprinzeßchen. Das setzt alle seine Einfälle in Spiel und Tat um."

„Es ist ein wonderliebliches Kind," sagte Mr. Bright, „der ganze Sonnenschein unserer Komteß; und gerade darüber wollte ich mit Ihnen sprechen, wo dies Kind herkommt."

Die beiden schlanken hageren Männer gingen Arm in Arm die gestutzte Lindenallee auf und nieder. Die fünf Jahre der Trennung hatten ihr herzliches Einvernehmen nicht gestört. Sie verstanden sich so gut und besser wie vormals.

„Zuerst möchte ich eine Frage tun", sagte Mr. Bright. „Kennen Sie vielleicht einen Baron Horsten persönlich?"

„Es gibt mehrere Horstens," meinte der Pastor nachdenklich, „eine livländische und eine kurische Familie dieses Namens. Kennen Sie den Vornamen des Herrn?"

„Er heißt Roger . . ."

„Hm ja — ein leiblicher Vetter der Baroneß Trittwitz — sie ist soeben bei Richthovens zu Gast — ja, er hat sein Gut Alt-Sassenhof an der livländischen Grenze unweit Mitaus. Lebt meistenteils im Auslande, namentlich seit seiner Verheiratung."

„Wer ist seine Frau? Ich versichere Sie — ich frage nicht aus Neugierde", sagte Mr. Bright ernsthaft.

„Tja, das ist eine rätselhafte Geschichte und hat ihrerzeit viel Staub aufgewirbelt. Horsten hielt sich schon seit längerer Zeit studienhalber in Deutschland auf, und überall erwartete man, er werde seine Kusine Hertha Trittwitz zu seiner Frau machen. Ob er mit ihr versprochen war, weiß ich nicht. Sie sind jedenfalls zusammen erzogen worden. Soviel steht fest: das Mädchen hatte eine leidenschaftliche Neigung zu ihrem Vetter, und sie verbarg sie nicht. Das weiß ich von meiner Frau, sie hat mit der Baroneß dieselbe Schule in Dorpat besucht. Kurz und gut, als der Baron Horsten sich Knall und Fall in Deutschland verheiratete, wollte die Baroneß es nicht wahr haben. Sie gebärdete sich wie unsinnig, weinte und tobte, — schließlich wurde sie schwer krank. Als sie erfuhr, daß die Frau ihres Vetters nicht ebenbürtig sei, — sie ist, glaube ich, eine geborene Bela, — kannte ihre Erbitterung keine Grenzen. Sie setzte es bei der Horstenschen Verwandtschaft durch, daß man die junge Frau, die übrigens sehr schön sein

ſoll, kalt empfing, und das iſt wohl auch der Grund, weshalb Baron Horſten ſeinen Wohnſitz nach Deutſchland verlegt hat. Die Ehe ſoll zudem leider eine ſehr unglückliche ſein."

„Ich glaube es", ſagte Mr. Bright nachdenklich. „Ich habe den Baron auf meiner Herreiſe kennengelernt. Er iſt ein feingebildeter hochherziger gentleman, und ſeine Frau ſchien wenig zu ihm zu paſſen. Ich kann aber auch nicht glauben, daß er dieſe Baroneß Trittwitz geliebt hat. Sie iſt keine liebenswürdige Dame."

Und Mr. Bright erzählte umſtändlich von dem Beſuch bei Richthovens, von dem Bildnis der Zigeunerin und von der eigentümlichen Ähnlichkeit, die ihm aufgefallen war.

Der Paſtor hörte aufmerkſam zu und ließ einen leiſen Pfiff erſchallen. „Wenn ich ſo viel kombinierende Phantaſie beſäße wie mein Söhnchen Willy," ſagt er, „ſo ließe ſich ein artiger Roman aus dieſen wenigen Tatſachen zuſammenſpinnen. So aber fürchte ich fehlzugreifen und auf die ſchiefe Ebene zu geraten. Es handelt ſich zunächſt darum: iſt die Zigeunerin, die Herr von Henning gemalt hat, und die Baronin Horſten wirklich ein und dieſelbe Perſon? Und wie können wir das erfahren? Täuſcht Sie Ihr Gedächtnis oder nicht?"

„Ich könnte beinahe ſchwören, daß ſie es iſt", ſagte Mr. Bright.

„Dann ließe ſich auch die Leidenſchaft der Baroneß Trittwitz erklären, in den Beſitz des Bildes zu kommen. Ich kenne ſie. Sie iſt das unglücklichſte verbittertſte Weſen, das ich ſah. Ihre ſchöne Verwandte als Zigeunerin gemalt zu wiſſen und ſo über ihr Vorleben eine ſichtbare Handhabe zu beſitzen, muß ſie unwiderſtehlich gelockt haben, und ich freue mich im Inter-

eſſe des Ehepaars, daß Sie ihr dies Vergnügen verdarben, Mr. Bright."

„Oh, und ich habe es ſchon ſo ſehr bedauert, das Bild der Komteß geſchenkt zu haben", ſagte Mr. Bright kleinlaut.

Der Paſtor fuhr auf. „Wieſo denn?"

Mr. Bright wurde es trocken in der Kehle. „Die Komteß will durchaus eine Ähnlichkeit mit Erika herausfinden, und ich kann ſie nicht davon abbringen. Denken Sie nur, wenn die Baronin Horſten und die Zigeunerin identiſch iſt, wenn ſie wirklich Erikas Mutter iſt, — was für eine traurige dunkle Geſchichte! Und wer iſt dann der Vater?"

Der Paſtor ſchwieg einige Minuten. Dann legte er ſeine ſchmale Hand auf Mr. Brights Schulter und ſah ihn herzlich und durchdringend an.

„Lieber Freund, Sie haben wirklich keinen neuen Grund ſich zu ſorgen. Daß eine glückliche Frau und Mutter ihr Kind in die Wolfsſchlucht geworfen habe, konnten wir doch keinen Augenblick annehmen. Wer der Vater des Kindes iſt, können wir auch jetzt nicht wiſſen. Sollte die Vermutung ſtimmen und die jetzige Baronin Horſten die unglückliche Mutter ſein, — ſo haben wir nichts damit gewonnen. Die Liebe des Barons zu dem Mädchen muß eine ſehr tiefe geweſen ſein, da er ſie trotz des Kindes zu ſeiner Frau machte. Vielleicht auch wußte er nichts von dieſem Kinde. Kurz, der einzige, der uns hierüber einige Aufklärung geben könnte, wäre Herr von Henning."

„Nein, nur nicht!" rief Mr. Bright lebhaft. „Nur nicht dieſen Mann fragen — er iſt der Komteß unſympathiſch, und ich habe auch kein Vertrauen zu ihm. Das wäre unmöglich."

„Gut denn. So laſſen wir ihn aus dem Spiele," ſagte der Paſtor nachdenklich, „ich ſehe aber nicht ein, wie wir Licht

in die Sache bringen könnten. Mir als Seelsorger erwächst aus der ganzen Angelegenheit insofern eine Verpflichtung, als ich den Charakter der Baroneß Trittwitz klarer durschaue. Sie ist eine Jugendfreundin meiner Frau und kommt ab und zu in unser Haus. Sie hat kein würdiges Interesse mehr am Leben. Es gilt, ihr ein Interesse zu schaffen, das sie ausfüllt."

„Das wird schwer sein," meinte Mr. Bright kopfschüttelnd, „nicht alle haben eine so vornehme und reiche Seele wie Komteß Rixa."

„Ich wüßte für ein krankes Frauenherz wie ihres nur zwei Auswege, — Religion oder ein Kind des Barons, dem sie ihre ganze enttäuschte Liebe zuwenden könnte. Von Religion will sie leider nichts wissen und die Ehe des Barons ist kinderlos. Da muß die Vorsehung ihr zu Hilfe kommen. Wir Menschen sind machtlos."

Mr. Bright starrte versunken in die grünen Lindenzweige hinein. Der Wind trieb sie leise hin und her, und goldene Sonnenlichter hüpften darin auf und nieder. „Und wenn Erika sein Kind wäre!" sagte er mit einem tiefen Seufzer. „Wie wunderbar spielt das Schicksal mit uns Menschen! Wie manche wären glücklich, Erika Vater oder Mutter sein zu dürfen — die eigene Mutter vielleicht jetzt am meisten."

Mitleidig sah der Pastor ihn an. „Die Komteß hat sich ihr Mutterrecht auf alle Zeiten gesichert", sagte er. „Der Todesgang in die Wolfsschlucht hinein gilt ebensoviel, nein, mehr wie eine leibliche Geburt, denn dies war eine freiwillige Tat, und Rixa setzte ihr junges Leben damit aufs Spiel wie nur je eine Mutter bei der unfreiwilligen Geburt. Kommen Sie, Mr. Bright, lassen Sie die trüben Gedanken ruhen, — wir finden ja doch keinen Ausweg. Und was Sie vorhin sagten.

entbehrt aller Grundlage. Wenn Baron Horſten wirklich der Vater des Kindes wäre, — weshalb ſollte es denn vernichtet werden? Er hat ſeine Frau aus Liebe gewählt, ſoviel iſt klar, denn weder iſt ſie ihm ebenbürtig noch gebildet. In Deutſchland ließ ſich eine vorzeitige Geburt ohne weiteres verheimlichen — nein, nein, Sie ſind auf dem Holzwege, lieber Mr. Bright, und ich glaube, wir tun am beſten die Komteß nichts von unſeren Zweifeln ahnen zu laſſen. Sollte es mir gelingen, geſprächsweiſe und ohne Abſicht gewiſſermaßen den Familiennamen jener ſchönen Zigeunerin von dem Maler zu erfahren, ſo will ich es Ihnen mitteilen, mündlich oder ſchriftlich. Bis dahin aber geben wir das Grübeln auf — es führt zu nichts.

Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit ſich träumt, Horatio, — und mit dieſem Hamletwort wollen wir uns begnügen."

Sie richteten ihre Schritte auf das Schloß zurück. Da kam ihnen Rixa mit Willy und Erika entgegen. Sie hatte den Arm um Willys Schultern geſchlungen, Erika hing an ihrer andern Seite. Es war ein reizendes Bild.

In einiger Entfernung folgte der Maler.

„Und . . . und da war der Sonnenprinz ganz froh," erzählte Willy haſtig zu Ende, „denn nun hatte er eine Sonnenprinzeſſin."

„Und die Sonnenprinzeſſin war auch ſehr froh," rief das Elfchen, „denn ſie hatte ſchon ſo lange auf einen Prinzen gewartet."

„Ja, und nun iſt die Geſchichte aus," ſagte Willy, „aber wenn ich eine neue ausgedacht hab', komm ich wieder her."

„Kommſt du wieder her, natürlich, mein Willymännchen," ſagte Rixa gütig und ſtreichelte die Haare des Knaben. „Du,

Eri," wandte sie sich an das Elfchen, „oben im Büfett steht ein Teller mit Erdbeeren, der ist für das Sonnenprinzlein und das Prinzeßchen."

Hand in Hand sprangen die Kinder davon.

„Guten Tag, lieber Herr Pastor, einen schönen Gruß von meiner Mutter. Sie sind nachher wohl so gut, ein wenig bei ihr vorzusprechen. Sie hat leider wieder eine böse Nacht gehabt."

„Doch nichts Ernstes, Komteß?" fragte der Pastor besorgt.

„Nein, nur das quälende alte Kopfweh. Wie schön, daß Sie Willy mitbrachten. Ich freue mich immer, den Jungen zu sehen. Von wem hat er nur eigentlich die Lust zum Fabulieren?"

„Ich bin daran unschuldig," beteuerte der Pastor lachend, „und meine Frau, die fabuliert allenfalls auf dem Klavier."

„Nun sehen Sie, da sitzt's. Ich bin nur neugierig, ob in Erika dergleichen steckt. Zum Zeichnen hat sie jedenfalls keine Veranlagung."

Sie sagte es beinahe triumphierend.

Der Maler war herangetreten.

„Erlauben Sie, Herr Pastor, daß ich Sie mit Herrn Kunstmaler von Henning bekannt mache — Herr Pastor Kröner."

„Ich höre, daß Sie das Porträt der Komteß malen, Herr von Henning," sagte der Pastor verbindlich, „das ist gewiß eine dankbare Aufgabe."

„Hm, ja sehr, natürlich", versetzte der Maler verstimmt und zuckte verlegen die Achseln. „Nur besonders schwierig, da die Komteß Rodern sozusagen jeden Momang den Ausdruck wechselt."

„Ich meine, ein Ausdruck wäre unter allen Umständen der vorherrschende", sagte Mr. Bright leise zum Maler.

Rixa schüttelte lachend den Kopf. „Meine Herren," rief sie lustig, „bitte sprechen Sie mir nicht mehr von Ausdruck und Sitzungen — ich hab' für heute genug davon. Ich erlaube mir, Sie zu einem Erdbeeren-Frühstück in der Blutbuchenlaube aufzufordern."

Man setzte sich um den runden Tisch. Der Diener reichte ein kaltes Frühstück. Rixa machte anmutig die Wirtin.

Der Pastor griff nach seiner Brusttasche. „Ich habe hier eine kleine Überraschung für Sie, Komteß, mit einem herzlichen Gruß von meiner Frau."

„Das ist aber fein, Herr Pastor, Sie kennen meine Vorliebe für Überraschungen."

Sie nahm ein Kuvert in Empfang und öffnete es. Zwei lose Blättchen fielen heraus.

„O, wie entzückend!" rief Rixa erfreut, „wer hat denn das gemacht? Der verträumte kleine Sonnenprinz, wie er leibt und lebt, und das da Ihr Gretchen. Alles Federskizzen — flüchtig — und doch wie ähnlich! Soll das wirklich für mich sein?"

„Ganz und gar", versicherte der Pastor. „Und nun hören Sie, wie ich dazu gekommen bin.

In meinen Gottesdiensten fiel mir schon vor einigen Wochen eine eigentümlich gekleidete, fremde junge Dame auf. Sie war überaus aufmerksam, huschte jedoch stets, sobald die Predigt zu Ende war, wie der Wind zur Tür hinaus. Ich erkundigte mich nach ihr und erfuhr, daß es eine Malerin sei, die sich hier auf dem Lande zur Sommerfrische aufhält. Sie wohnt bei dem lettischen Volksschullehrer des Barons Seebach, also

hart an unserer Grenze. Immerhin ist es ein tüchtiges Stück von unserer Kirche bis dorthin, — das Fräulein hatte keinen Wagen, na, und so war es denn natürlich, daß meine Frau sie das letztemal erwischte und sie aufforderte, mit uns zu essen. Sie kam denn auch nach einigen Bedenken, und wir haben ihr einen allerliebsten Nachmittag zu verdanken. Fräulein Bruckner ist ein überaus tüchtiges, wohlerzogenes Mädchen, sie weiß genau, was sie will, und ist jedenfalls sehr talentiert. Unsere Kinder hatten's ihr angetan; und nach dem Kaffee zeichnete sie die Kleinen mehrmals spielend hin, wie Sie es auf den Blättchen vor sich haben."

„Ach," rief Rixa lebhaft, „die interessiert mich. Ich hab' tüchtige Menschen so gern."

Mittlerweile waren die Blättchen von einer Hand zur anderen gegangen. Mr. Bright betrachtete sie mit Vergnügen. Herr von Henning warf kaum einen Blick darauf und legte sie achselzuckend mit einem überlegenen Lächeln beiseite.

Das reizte Rixa. Tausend Teufelchen wurden in ihr wach. „Was sagen Sie denn dazu, Herr von Henning?" rief sie kampfbereit.

„Ich sage, daß der Dilettantismus leider immer mehr überhand nimmt bei uns zu Lande", versetzte Herr von Henning mit wichtiger Miene.

„Die Dame ist durchaus nicht Dilettantin", sagte der Pastor. „Sie hat drei Jahre in München studiert und die Naturklasse mit Auszeichnung durchgemacht. Ihr brennender Wunsch ist nun, auf ein Jahr nach Paris zu gehen und in einem Privatatelier einen Kompositionskursus durchzumachen. Leider fehlt es ihr an Mitteln dazu."

„Finden Sie die Zeichnungen wirklich dilettantisch, Herr von Henning?“ fragte Rixa spöttisch, und ein leichtes Rot trat auf ihre Wangen.

Der Maler nahm die Blätter wieder zur Hand. „Hier, die Nase des Kleinen ist entschieden verzeichnet,“ sagte er, „sie sitzt nicht gerade im Gesicht. Bei dem kleinen Mädchen hier ist das linke Auge größer als das rechte.“

„Ein Beweis mehr für die Treffsicherheit des Fräuleins, rief Rixa lachend, „Willy ist vor einer Woche derb auf die Nase gefallen, und ich bemerkte noch heute, daß die eine Seite geschwollen ist, und Gretchen hat eine Schieloperation durchgemacht, da ist in der Tat dies eine Auge etwas größer als das andere. Ich meine aber, das gibt dem lieben Kinderfratzchen einen besonders pikanten Reiz. — Lieber Herr Pastor,“ fuhr sie enthusiastisch fort, „die junge Dame müssen Sie uns herbringen. Ich habe große Lust, mir Erika von ihr malen zu lassen.“

Der Pastor lächelte. „Das ist nun nicht ganz so einfach“, sagte er. „Da müßte die Aufforderung dazu persönlich von Ihnen ausgehen. Fräulein Bruckner ist nämlich überaus stolz und eine richtige Demokratin. Ich weiß nicht, wo sie sich ihre Anschauungen über die Aristokraten zusammengelesen hat, aber eins ist sicher: sie mag sie nicht, — wohl weil sie sie nicht kennt“, fügte er entschuldigend hinzu.

Der Maler blickte triumphierend auf. Rixa bemerkte seinen Ausdruck. Ihre Augen funkelten.

„Um so besser!“ rief sie. „Fräulein Bruckner ist ein Charakter und hat Selbstbewußtsein. Das gefällt mir. Und gerade darum würde es mir Spaß machen, ihre Ansichten über uns Aristokraten zu berichtigen.“

In diesem Augenblick trat Wolf in die Laube. Freundlich wurde er von Rixa begrüßt.

„Komm, setz' dich nur her!" rief sie. „Es gibt Erdbeeren, die magst du doch, nicht wahr?"

Er begrüßte die Herren und setzte sich vergnügt an den Tisch. „Meine Tante läßt Sie freundlichst bitten, zu ihr hinaufzukommen, Herr Pastor."

Der Pastor erhob sich. Rixa ergriff die Tischglocke und klingelte. Der Diener erschien vor der Laube.

„Karl, bitte, sagen Sie dem Kutscher, er soll den Korbwagen anspannen, Mr. Bright und ich wollen ausfahren."

„Erlauben Sie, daß ich mich verabschiede, Komteß", sagte der Maler mit säuerlicher Miene. Er war sehr verletzt.

Wolf stand auf, um Herrn von Henning zu geleiten.

„Nun, was ist Ihnen denn heute in die Suppe gefallen, Herr von Henning?" sagte er freundschaftlich. „Sie scheinen verstimmt. Will das Bildnis nicht werden?"

„Unter diesen Umständen wär's kein Wunder", sagte der Maler grollend.

„Unter diesen Umständen — was wollen Sie damit sagen?" fragte Wolf befremdet und blieb stehen.

Der Maler wurde verlegen. „Unter uns gesagt," begann er vertraulich, „stellt mir da die Komteß Fragen, unerhörte Fragen für eine junge Dame. Die künstlerische Stimmung leidet naturgemäß darunter."

Wolf Senden trat zurück. Seine Augen blitzten. „Herr von Henning," rief er, „ich warne Sie, gehen Sie nicht zu weit! Wenn meine Kusine, die Komteß Rodern, Fragen an Sie richtet, die Ihnen unpassend erscheinen, so scheint es Ihnen nur so. Komteß Rodern hat noch nie und nimmer

etwas Unpaſſendes getan. Sie iſt ungewöhnlich, — ja, und wenn ſie etwas Auffallendes ſagt, hat ſie allemal guten Grund dazu."

„Ich bitte um Vergebung", ſagte Herr von Henning verwirrt. „Ich hatte nicht die Abſicht, irgend jemandem zu nahe zu treten."

Mit verlegenem Lächeln ſchwang er ſich auf die Reitdroſchke und raſſelte davon.

Nachdenklich kehrte Wolf in die Laube zurück.

„Biſt du zu Pferd, Wolf?" fragte Rixa gnädig, „du kannſt mitreiten, wenn du magſt."

Elftes Kapitel

Ein blauer Fleck inmitten der grünen sonnigen Wiese lenkte Rixas Aufmerksamkeit auf sich.

„Achtung!“ sagte sie zu Mr. Bright. „Nun lernen wir eine neue Art Menschenkind kennen, ich gestehe, mir ist etwas bang zumute. Was meinen Sie Mr. Bright, werde ich die Demokratin überwinden, oder sie mich?“

Mr. Bright lächelte still. „Was sind Sie doch für ein wunderliches Wesen, Contessina“, sagte er, „kühn und schüchtern zugleich!“

Die sonnenbeschienene Landstraße brachte viel Staub; dennoch hielt Wolf sein Pferd in freudigem Trab dicht an Rixas Seite.

Rixa war nachdenklich geworden. „Sie haben recht,“ sagte sie, „in mir stecken die seltsamsten Gegensätze. Es gibt kein Verbrechen und keine Heldentat, zu welcher ich mich unter gewissen Umständen nicht fähig fühlte. Aber rechtschaffene mühselige Arbeit, Arbeit ums Brot und echte Kunst — das sind zwei Dinge, vor denen ich am meisten Respekt habe. Wahrscheinlich deshalb, weil ich selbst nie tüchtig gearbeitet und weil die launische Natur mich in bezug auf Kunst seltsam vernachlässigt hat.“

Sie ſtieß einen kurzen kleinen Seufzer aus und ſah unverwandt nach der blauen, im Graſe kauernden Geſtalt, die einen Rahmen vor ſich hatte.

Mr. Bright zog die Augenbrauen hoch, öffnete den Mund und ſchloß ihn wieder. Endlich ſprach er:

„Conteſſina, Sie irren ſich, Sie irren ſich ganz bedeutend. Sie kennen keine Arbeit, — ſagen Sie: Was iſt denn Ihr Erziehungswerk an Erika anders?"

„Das iſt Freude!" rief Rixa lebhaft. „Wie können Sie das verwechſeln?"

„Rechte Arbeit iſt immer Freude", entgegnete Mr. Bright. „Und dann: Sie ſagen, Sie haben kein Talent, Conteſſina, Sie verſündigen ſich. Es gibt Talente verſchiedener Art. Das größte aller Talente iſt vielleicht das, Menſchen zu bilden. Sie haben das Talent der Mütterlichkeit, und da meine ich, ſollten Sie zufrieden ſein."

„Aber ich bitte Sie," rief Rixa entrüſtet, „das teile ich ja mit jeder Sperlingsmutter. Das iſt das Gewöhnlichſte von der Welt."

„Dann iſt auch Liebe, das Höchſte, was wir haben, das Gewöhnlichſte von der Welt", verſetzte Mr. Bright trocken.

„Gewiß, das iſt es auch!" rief Rixa lachend. „In Anbetracht der unzähligen Liebenden, die auf unſerm Planeten herumkraxeln."

„Conteſſina," begann Mr. Bright wieder, „Sie haben heute Ihren eigenſinnigen Tag."

„Gott ſei Dank!" rief Rixa. „So habe ich doch einmal etwas Tadelnswertes in Ihren Augen."

„Ganz und gar nicht, ich finde, es ſteht Ihnen ganz allerliebſt."

„Na, nun hört aber alles auf", sagte Rixa mit Ergebung und faltete die Hände sanftmütig über den Zügeln. „Haben Sie noch etwas zu bemerken, Mr. Bright? Aber eilen Sie, — wir sind gleich in der Nähe der blauen Künstlerblume."

„Ich kann warten", meinte Mr. Bright philosophisch.

Sie lachte leise. „Ich kann aber nicht warten. Bitte also weiter im Text, mein Herr Naturforscher und Menschenkenner."

„Sie hatten die Güte, sich vorhin mit einer Sperlingsmutter zu vergleichen, Contessina", fuhr er mit schalkhaft-innigem Ton fort. „Eine Sperlingsmutter verteidigt und nährt ihr eigen Fleisch und Blut, Sie aber . . ."

„Ach, war es nur das?" rief Rixa enttäuscht. „Ich war, weiß Gott, auf ganz andere Enthüllungen gefaßt. Nun, ich will Ihnen etwas sagen," fuhr sie ernsthaft fort, „ich glaube, ich könnte mein Kind nicht lieber haben, wenn es mein eigen Fleisch und Blut wäre."

Er zuckte die Achseln. „Das ist die Frage, Contessina. Die Körperlichkeit spielt eine große Rolle. Seelisch und geistig ist es Ihr Kind, gewiß, und tausendmal mehr, als das Kind einer Mutter, die es fortwarf. Sie selbst zum Beispiel sind mehr das Kind Ihrer Mutter, als Erika Ihr Kind ist. Vergessen Sie nicht die Bande des Bluts. Ihr Fall ist ein Ausnahmefall."

„Liebe ist stärker als Blut", sagte sie stolz.

„Aber wie wenige begreifen sie — und noch weniger sind stark genug für sie", sprach er mit Würde. „Sie haben diese Liebe, und Sie sind stark genug dazu, und werden immer stärker, darin sind Sie ja so reich begnadigt — ein ganzer Mensch und ein echtes Weib. Wollen Sie noch mehr?" fragte er mit leisem Lächeln.

Rixa standen die Tränen in den Augen. Nach ihrer keuschen Art ein tiefes Gefühl zu verbergen, rief sie mit erzwungenem Übermut:

„Aber natürlich. Ich will, daß Sie jetzt die Zügel halten. Ein ganzer Mensch begibt sich jetzt zum andern zu Fuß, nicht zu Wagen."

Sie reichte ihm die Zügel und sprang anmutig aus dem Gefährt. Mit einer herrischen Gebärde winkte sie Wolfs Begleitung ab. Leichtfüßig setzte sie über den Graben und ging eilig mit gerafftem Kleide auf die Malerin zu. Ihre weiße Gestalt leuchtete in der Sonne.

Fräulein Bruckner war so in ihre Arbeit vertieft, daß sie Rixas Kommen nicht bemerkte. Schon stand die Komteß vor ihr.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie störe", begann sie schüchtern, „ich bin Beatrix von Rodern, und daß Sie Fräulein Bruckner sind, — das sagt mir Ihre Beschäftigung."

Verwundert war die Malerin aufgestanden und verbeugte sich ein wenig steif.

Rixa reichte ihr die Hand. „Ich komme mit einer großen Bitte zu Ihnen, Fräulein Bruckner."

„Einer Bitte — zu mir?" Die Malerin strich ihr kurzes blondes Haar aus der offenen hübschen Stirn. Unter geraden dunklen Brauen sahen ein paar ernste graue Augen forschend hervor. Eine gerade feine Nase und ein charaktervoller, etwas großer Mund gaben dem interessanten Gesicht ein geschlossenes Gepräge.

„Ich habe Ihnen nicht einmal einen Stuhl anzubieten, Komteß," sagte sie höflich und knöpfte ihre breite blaue Malschürze auf, „aber wenn Sie mit meiner Schürze vorlieb nehmen, so finden wir beide darauf Platz."

Mit der ihr eigenen anmutigen Natürlichkeit setzte sich Rixa auf die Schürze, die Malerin nahm neben ihr Platz.

„Sie müssen nämlich wissen, Fräulein Bruckner, ich habe ein Pflegetöchterchen, ein Kind von fast fünfeinhalb Jahren und das möchte ich von Ihnen gemalt haben."

Ein dunkles freudiges Rot flog über die Züge der Malerin. „Aber Sie wissen ja nicht, ob ich dazu imstande bin", sagte sie zweifelnd.

„Doch, doch, das weiß ich. Ich habe die Federskizzen gesehen, die Sie von Pastor Kröners Kindern gemacht haben, die haben mir riesig gefallen. Ich wünschte also ein lebensgroßes Porträt meiner Kleinen in Öl, und es würde mir lieb sein, wenn Sie so freundlich wären, bald mit der Arbeit zu beginnen."

„Die Arbeit würde mir große Freude machen, Komteß, das können Sie mir glauben," sagte Fräulein Bruckner mit leuchtenden Augen. „Erlauben Sie mir nur gleich, Ihnen meine Bedingungen zu nennen. Ich lebe von meiner Arbeit, oder vielmehr meine Kunst lebt von ihr, denn ich spare zu einem Studienaufenthalt in Paris. Für ein Porträt in Öl, Ganzformat, habe ich hundert Rubel angesetzt."

„Verzeihen Sie, Fräulein Bruckner, aber Sie sind kein Geschäftsmensch. Ich finde den Preis niedrig."

„Ich bin auch keine völlig ausgebildete Künstlerin, Komteß," sagte Dora Bruckner bescheiden. „Sollte mir das Bildnis mißlingen, so behalte ich es und Sie haben selbstverständlich keine Unkosten davon. Man muß beizeiten mit allen Möglichkeiten rechnen," fügte sie lächelnd hinzu.

Rixa war von der bescheidenen geraden Art Fräulein Bruckners sehr angezogen. „Ich danke Ihnen herzlich, ich freue mich schon auf das Bild und auf Sie."

„Ich weiß nicht, ob Sie Grund dazu haben werden, ich bin kein Geſellſchaftsmenſch.“

„Ich auch nicht,“ ſagte Rixa, „aber es wird ſchön ſein, etwas zu lernen und zu ſehen, wie man durch Künſtleraugen in die Welt ſchaut.“

Jetzt mußte die Malerin lachen und wies auf ihre Ölſkizze. „Da!“ ſagte ſie fröhlich, „ſehen Sie nur hin. Ich weiß nicht, ob Sie viel davon haben werden.“

Rixa blickte voll Intereſſe auf die Skizze. Es war eine flotte Wieſenſtudie, leicht, ſicher, kraftvoll entworfen. Im Hintergrunde einige Wacholderſträucher, vor ihnen glänzende weiße Birkenſtämme. Darüber der blaue Himmel voll weißer ziehender Wolken.

„Das iſt ſo wahr und ſchlicht!“ rief Rixa warm. „Ich verſtehe ja nichts von Kunſt, ich kann nur meine Empfindung wiedergeben!“

„Wahr und ſchlicht“, wiederholte die Malerin, „wenn ich das erreicht hätte, — das wäre ſchön!“ In ihrer Stimme lag ein tiefer, ſehnſuchtsvoller Ton. „Meine Stube drüben iſt voll ähnlicher Sachen,“ ſagte ſie.

„Ich ſähe ſie gern“, rief Rixa, „aber nicht wahr, jetzt darf ich Sie auch bitten, zu uns aufs Schloß zu ziehen. Das tägliche Kommen und Nachſchicken wäre für beide Teile unbequem.“

„Ich bin nicht für ein Schloß eingerichtet,“ zögerte die Malerin. „Aber davon abgeſehen — zu Ihnen käme ich gern.“

„Wirklich,“ rief Rixa lebhaft, „das freut mich ſehr, ſehr. Und was das übrige betrifft, verſtehe ich nicht: wir geben weder Bälle noch Geſellſchaften, Fräulein Bruckner. Sie ſind vollſtändig à quatre épingles. Iſt es Ihnen alſo recht, ſo ſchicke ich morgen um zehn Uhr vormittags den Wagen zu

Ihnen. Möchten Sie nicht auch gleich unseren lieben Freund Mr. Bright und meinen Vetter Senden kennenlernen?"

Die beiden jungen Damen schritten vergnügt plaudernd nebeneinander her. Mr. Bright war aus dem Wagen gestiegen, Wolf vom Pferde gesprungen.

„Hier, Mr. Bright, — Graf Senden — hier — unsere neue Hausgenossin, Fräulein Bruckner, Künstlerin," stellte Rixa triumphierend vor. „Wie freue ich mich, daß ich Sie eingefangen habe."

Rixa hüpfte in den Wagen und reichte der Künstlerin herzlich die Hand.

„Auf morgen also, liebes Fräulein!" rief sie mit glänzenden Augen. — —

Ein paar Tage schon war Fräulein Bruckner im Schloß. Alle hatten das anspruchslose, arbeitsame Mädchen gern, und besonders die Gräfin schien sich lebhaft für sie zu interessieren. Rixa was ganz stolz auf ihre neueste Eroberung. Sie saß Herrn von Henning mit mehr Geduld wie bisher, aber es schien, daß er ein für allemal Rixa gegenüber aus seiner „künstlerischen Stimmung" herausgefallen war. Das Bildnis wollte nicht werden. Ganz erschöpft nahm Rixa nach den angreifenden Sitzungen Zuflucht bei ihrer Mutter, und die Vergleiche, die die Damen gemeinsam zwischen der Arbeitsweise der beiden Künstler anstellten, fielen nicht zu Herrn von Hennings Gunsten aus.

„Es ist gar nicht zu sagen, wie Herr von Henning mich plagt, Mamachen!" sagte sie ärgerlich. Eri dagegen weiß kaum, daß sie Modell sitzt. Fräulein Bruckner hat, während das Kind mit seiner Puppe spielte, zwei bis drei Studien von ihr gemacht, und nun beginnt sie schon am Bilde zu arbeiten.

Ihre Studien sind aber auch mit Liebe entworfen — voilà tout."

Die Gräfin lag in ihrem Lehnstuhl auf dem Schloßbalkon, vor sich den blühenden Garten und die hochragenden Edeltannen.

„Nun, es wäre dir doch schwerlich nach Sinn, wenn Herr von Henning dein Porträt ‚mit Liebe' malte," sagte sie neckend.

„Mamachen, wo denkst du hin! Brr!" schüttelte sich Rixa. „Ich meine natürlich eine objektive Liebe zu seiner Arbeit, nicht die subjektive Liebe zu mir. Wie gefällt dir eigentlich Fräulein Bruckner, Mama?"

Die Gräfin strich zärtlich über Rixas welliges braunes Haar. „Gut," sagte sie. „Ich freue mich über jeden neuen Menschen, den mein Einsiedlerkauz lieb gewinnt. Du gehörst ohnehin zu den ‚Einsamen', Kind, und das ist nicht gut."

„Ich will keine Lumpenliebe, Mama, lieber bleib' ich allein. Wen ich aber einmal lieb habe, den lieb' ich gründlich. Wenn zwei Einsame einmal zusammenkommen, dann gibt's ein großes Glück, und darauf möcht' ich warten, Mama."

„Ist Mr. Bright kein Einsamer?"

Rixa errötete. „Ich hab' Mr. Bright sehr lieb," sagte sie ernsthaft, „aber ich liebe ihn nicht. Er ist mein bester Freund, ich wünschte ihn mir zum Bruder, — das hab' ich ihm auch gesagt."

Die Gräfin seufzte halb bedrückt, halb erleichtert. „Er ist ein feiner, zarter Mensch," sagte sie.

Rixa blickte ihr ehrlich in die schönen Augen und nickte.

„Ich möchte dich glücklich haben", fuhr die Gräfin fort, „so schrankenlos glücklich, wie ich selbst einst war. In deinem Alter, Rixa, war ich nicht so klug wie du. Klugheit ist ein ge-

fährlich Ding für ein junges Mädchen. Man bleibt gar zu leicht allein mit seinem Verstand."

Rixa schlang die Arme um die Gräfin.

„Aber ich bin ja glücklich, Mama, — habe ich nicht dich und Erika? Und ein paar gute Freunde dazu? Sieh — drüben im Obstgarten haben wir einen Kirschbaum, der blüht erst dann, wenn alle übrigen Kirschbäume längst Frucht angesetzt haben. Vielleicht bin ich solch ein Spätling, Mama. Seine Kirschen sind aber besonders lecker", fuhr sie schalkhaft fort.

Die Gräfin nickte schwermütig. „Du hast diesmal einen schönen Sommer, Kind, wirst von allen Seiten verwöhnt und gehätschelt — ich freue mich darüber, aber wenn Mr. Bright und Wolf fort sind, Fräulein Bruckner dazu, dann kommt der trübe Herbst, dann kommen die kurzen Wintertage, und dann wird's wieder einsam werden hier auf dem Rabenhof. Du bist dann mit deiner kränklichen alternden Mutter allein — dann erst wirst du spüren, was du verlorst."

„Still, Mamachen," rief Rixa in komischer Entrüstung, „von einer alternden Mutter ist hier überhaupt keine Rede — du bist noch immer eine wunderschöne Frau. Und was den Winter anbetrifft, so muß ich mich gründlich mit Eri beschäftigen. Ich habe daran gedacht, den Pastor um Privatunterricht für Erika zu bitten."

„Dazu dürfte es denn doch zu früh sein."

„Aber er unterrichtet doch schon Willy und Gretchen und die ist in demselben Alter. Erika könnte so gut an den Stunden teilnehmen. Ich würde sie täglich hinbegleiten."

„Das ist ein guter Gedanke, Rixa."

„Und dann denk' nur an die schönen langen Winterabende, da werd' ich dir und Heimchen vorlesen, und wir treiben aller-

hand nette Sachen miteinander. Ich hab' die Entdeckung gemacht, daß ich trotz der Hauslehrer und Erzieherinnen wenig weiß. Das ist zwar der Anfang der Weisheit, aber wenn man ein fünfjähriges Töchterchen hat, ist's doch blitzwenig. Dann sind da noch die Armen, das Armenhaus — des Herrgotts Krüppelstall — und Kranke gibt's mehr als genug. Mir ist wegen der Einsamkeit nicht bange."

„Aber es könnte ja noch einsamer um dich werden, und dann hast du niemanden in der ganzen Nachbarschaft."

Rixa fuhr zusammen. „Fühlst du dich schlechter, Mama?" rief sie erschreckt. „Du solltest den Arzt befragen, und wir reisen für den Winter nach Wehrawald."

„Mit den Lungen scheint's nicht schlechter zu gehen, die halten sich so ziemlich. Aber das Herz schlägt zuweilen unregelmäßig, und dann kommen mir trübe Stimmungen. Mir ist der Gedanke unerträglich, daß du einsam bleiben könntest. In unseren Kreisen hast du niemanden, durchaus niemanden, der dich versteht. Du bist eben eine rechte Eule, Kind, und läßt niemanden an dich heran."

„Bist du denn mit jemandem aus unseren Kreisen befreundet, Mama?"

„Ich war's einst, aber die alte Baronin Richthoven ist tot. Und ich hab' dich."

„Und ich hab' dich!" rief Rixa triumphierend. „Ist Marga Richthoven dazu angetan, mit mir Freundschaft zu schließen, oder die Baronin Meyenbach, die Baronin Wrede oder etwa die Osterlohschen jungen Mädchen?"

„Die Baronin Richthoven hat dich aber doch sehr gern."

„Ja, was man so gern haben nennt, ich brauche mehr, Mama."

„Und Baron Seebach, und der junge Baron Fink intereſſieren ſich für dich."

„Pah!" rief Rixa übermütig, „da iſt mir Wolf tauſendmal lieber."

„Aber du behandelſt ihn ſchlecht, Kind."

„Tu ich das wirklich?" fragte Rixa ganz erſtaunt. „Ich ſage ihm doch bloß die Wahrheiten, die er ſonſt nirgends zu hören bekommt. Er iſt eben unglaublich jung und grün, Mama."

Die Gräfin mußte lachen. „Du unverbeſſerliche Pädagogin!" ſagte ſie liebevoll. „Haſt du nicht an Erikas Erziehung genug?"

„Mama", ſprach Rixa nachdenklich, „ich hatte geſtern ein eigentümliches Geſpräch mit Mr. Bright über Erika. Iſt die körperliche Mutterliebe wirklich ſo etwas Großes?"

„Ja, mein Herz, etwas ſehr Großes. Ich wollte, du lernteſt ſie kennen. Das ahnende Erwarten des geheimnisvollen Kommenden, das Wachſen und Gedeihen, das Sehnen und freudige Harren, die Leiden, die man dem unbekannten Kinde zuliebe geduldig erträgt, der lebendige Zuſammenhang zwiſchen dem Geliebten und ſich ſelbſt — endlich die ſchmerzvolle große Stunde — das ſind große geheimnisvolle Bindeglieder.

Reiche mir das Buch, Rixa, nein — das mit dem grünen Einband. Ich will dir eine Stelle daraus vorleſen."

„Das geſchriebene, Mama? Es iſt ja dein Tagebuch."

Die Gräfin nickte. Ihre ſchlanken Finger blätterten langſam in dem Buche. Mit leiſer Stimme begann ſie zu leſen:

„Ich lebe noch, ich lebe wieder. Und mein Kind lebt mit mir. O heilige unbegreifliche Wundermacht, warmes ſüßes Leben! Mein Kind gab mir die Mutterwürde. Ich lebe, lebe wieder. — — — — — — — — — — — — — —

Wirr bin ich noch und meine Hände zittern, aber ich lebe, lebe, lebe! Großer Gott, so ließest du mich meinem Kinde! — —

Mein Würmchen schläft. Still ist's um mich her, die Frühlingssonne sprüht und funkelt in das grüne verhängte Gemach, und meine armen Sinne regen sich, erwachen langsam, langsam zur Erinnerung. Wie war es nur? Wie war es?

Ich versank, ja, ich versank in bodenlose Tiefen — ich stürzte hinab in ungeahnte Abgründe — ich litt und ward krampfhaft geschüttelt in furchtbarer Qual und immer schärfer wurde die Qual, immer grausamer, und aus Abend und Morgen wurde ein Tag. —

Und ich litt weiter und meine Sinne tobten und ich wand mich wie ein Wurm in meiner Qual — und doch nahm sie kein Ende, noch immer kein Ende. Und ich lebte nur noch für meine Qual, und das Unerträgliche schien mir gewohnt und alltäglich, das Neue aber zerrte und rüttelte und wühlte in mir, wie mit tausend grimmen Widerhaken . . . Weder Zeit gab's mehr, noch Raum, nur Qual allein . . . Und aus Morgen und Abend wurde der zweite Tag.

Hell war's und lebendig um mich her — und plötzlich versank ich in tiefe, tiefe Nacht.

Ich erwachte — und vor mir flackerten Gesichter, Otto und zwei Ärzte, und die Qual zerriß mich aufs neue . . .

‚Das Kind oder die Frau Gemahlin,' hörte ich aus weiter Ferne einen der Ärzte sagen — ‚das Kind, oder die Frau Gräfin, Graf?'

Otto stöhnte: ‚Meine Frau!' Da stieß ich todwund zwischen den Zähnen hervor: ‚Das Kind — retten — — das Kind!'

Und wieder ward es Nacht. — — — — — — — —

Langsam, langsam dämmerte ich hervor aus dieser tiefen dunklen Nacht — langsam, langsam . . . Ich lag versunken und vergessen am Meeresgrunde, und wie durch eine blaugrüne Glocke dröhnte und brauste das Leben über mir — an mir vorüber. Versunken — vergessen war ich . . . Rätselhafte Wundertiere schwammen an mir vorüber, lichtgrüne Polypen mit langen saugenden Fangarmen, rosige Korallengebilde, gierige Krebse und rankende blumenhafte Algengewächse, und endlich drang ein stahlharter Lichtesschimmer in die grünblaue funkelnde Flut — spitz und scharf und schneidend wie ein Schrei — oder war es kein Schrei? Nein, Licht war es, Licht, und immer lebendiger wurde der Schrei, nein, das Licht — immer schneidender, immer weher — und nun wußte ich, daß ich lebte . . . es war meines Kindes Schrei!

Und ich lebte . . . ja, ich lebte, ich wußte, daß ich lebte, . . . denn mein Kind schrie nach mir, mein Kind hatte mich erweckt aus der dunklen dunklen Meeresnacht — und ich sah mein Kind . . . und schwieg . . . und weinte. Und mein Kind lag an meiner jungen Mutterbrust, und ich fühlte sein warmes süßes Leben, fühlte sein Tappen und Suchen . . . und das Morgenrot in mir stieg langsam und strahlend und siegreich auf wie eine leuchtende Offenbarung . . . ja, nun lebte ich. Und ich lebte noch immer, ich lebte wieder. Und mein Kind lebt mit mir, durch mich. Du gabst mir die Mutterwürde, du mein gesegnetes kleines, kleines Kind!" — — — — — —

Die Gräfin schwieg und legte erschöpft das Buch aus der Hand.

Rixa hielt die Hand über die Augen gedeckt und saß lange regungslos. Dann stand sie auf, küßte ihrer Mutter inbrünstig erst eine Hand, dann die andere. Still ging sie hinaus.

Zwölftes Kapitel

Rixa war verstimmt. Soeben war Herr von Henning gegangen. Er hatte erklärt, das Porträt sei jetzt fertig, er könne keinen Pinselstrich mehr daran ändern.

Die Hausgenossen standen vor dem vollendeten Bilde und wußten einander nichts zu sagen.

Endlich brach die Gräfin das Schweigen.

„Gott sei Dank, daß das meine Rixa nicht ist!" seufzte sie.

Mr. Bright nickte zustimmend. Dora Bruckner zog die Augenbrauen in die Höhe und schwieg.

Klein Erika tanzte mutwillig vor dem Bilde auf und nieder.

„Das sieht so aus, als wenn die schwarze Tante Magenschmerzen hätte!" rief sie.

Sie meinte Fräulein von Trittwitz. Alle lachten. Der Vergleich war komisch und nicht unzutreffend. Rixas Persönlichkeit war weder erfaßt noch wiedergegeben, ihr weißes Kleid dagegen mit vieler Treue dargestellt.

Mr. Bright nahm das Bild von der Staffelei und kehrte es zur Wand.

„Das mag ich gar nicht ansehen", sagte er. „Freude wird es wohl niemandem machen."

Er entnahm ſeiner Bruſttaſche ein Kuvert, bat die Gräfin um ihre Karte und um einen Boten, der den Geldbrief an Herrn von Henning beſorgen ſollte. Dann verließ er das Zimmer. Der Bote wurde abgefertigt.

„Da habe ich mich alſo am Narrenſeil herumführen laſſen, habe ſo viel Zeit, Selbſtbeherrſchung und guten Willen verſchwendet," ſagte Rixa ärgerlich zu Dora Bruckner, „um Mr. Bright eine Enttäuſchung zu bereiten! Ich ſollte mich in Zukunft beſſer von meinem Inſtinkt leiten laſſen. Schon gleich zu Anfang war mir dieſer Herr von Henning mit ſeiner leeren Aufgeblaſenheit unangenehm!"

Dora ſtand vor dem Bilde der Zigeunerin. „Dies hier iſt viel beſſer", ſagte ſie. „Iſt es eine Verwandte von Erika?"

Rixa zuckte zuſammen. „Nein," ſprach ſie finſter, „ſoviel ich weiß, wenigſtens nicht. Übrigens kann man nie wiſſen, in welchem Erdenwinkel ſogenannte Verwandte von einem auftauchen."

Gleich darauf wandte ſie ſich liebenswürdig an die Malerin. „Kennen Sie die brutale Stimmung, in der man einem Madonnenbilde einen Schnurrbart anpinſeln möchte? So ungefähr iſt mir jetzt zumute. Alles rings um mich her könnte ich kurz und klein ſchlagen!"

„Komteß," bat Dora Bruckner mit einem herzlichen Lächeln, „wenn Sie mir verſprechen wollen, eine ganze Kleinigkeit von mir anzunehmen, möchte ich Ihnen etwas zeigen."

Rixa nickte verwundert und Dora Bruckner kam nach zwei Minuten wieder. Sie hielt eine Leinwand und einen Pinſel mit ſchwarzer Ölfarbe in der Hand.

„Dies hier iſt für den Schnurrbart!" ſagte ſie neckend und reichte Rixa den Pinſel.

Vor ſie hin aber ſtellte ſie ein liebliches Bild. Es war eine in halber Lebensgröße ausgeführte Porträtſtudie Rixas, — lebensſprühend, geiſtvoll und ſchön.

Rixa ſtand verſteinert. „Ja, wann . . . wann haben Sie denn das gemacht?“ rief ſie.

„Ich hab's mir heimlich abgeſtohlen und auswendig gemalt,“ ſagte die Malerin beſcheiden, — „und jetzt ſeh' ich, daß ich da noch etwas zu ändern hätte.“

„Und das — das wollten Sie mir ſchenken? O, Fräulein Bruckner!“

Rixa faßte die Malerin an beiden Armen und küßte ſie herzlich.

„Nun aber hilft Ihnen nichts — das bekommt Mama. Vor allem müſſen's die andern auch ſehen!“ rief ſie außer ſich und lief aus dem Zimmer. Die Gräfin, Mr. Bright und Heimchen waren bald zur Stelle.

„Was ſagt ihr nun?“ rief Rixa triumphierend. „Heimlich abgeſtohlen hat ſich das hinterliſtige Menſchenkind da meine würdige Phyſiognomie. Iſt das erhört? Sie ſind ja ein gemeingefährliches Weſen, Fräulein Dora!“

Mr. Bright ſtand entzückt. „O, Conteſſina,“ bat er, „o, Fräulein Bruckner, — machen Sie beide mich zum glücklichen Menſchen, malen Sie mir die Komteß noch einmal!“

„Hm,“ machte Rixa, „wer ſagt Ihnen denn, daß ich noch länger zu ſitzen Luſt verſpüre?“ Luſtig zwinkerte ſie Fräulein Bruckner zu. „Weil Sie es ſind, tu ich's!“

„Ich hoffe das Bildnis in acht bis zehn Tagen zu vollenden“, ſagte Dora Bruckner freudig.

Die Gräfin hatte bisher geſchwiegen. „Liebes Fräulein,“ ſagte ſie bewegt, „Sie ſind reich begnadet. Ich danke Ihnen für dieſe Freude.“

Sie sah Fräulein Bruckner mit einem warmen mütterlichen Blick an und reichte ihr die Hand.

Dora neigte sich tief errötend über diese Hand.

„Komteß", sagte sie später, als sie allein auf Rixas Zimmer waren, „ich habe Ihnen allen viel abzubitten."

„Wieso?" Rixa blickte mit einem wissenden Lächeln auf.

„Ich hab' den Adel in der Theorie nicht leiden können, und jetzt in der Praxis hab' ich sie alle lieb," gestand Dora.

„Haben Sie mich wirklich lieb?" fragte Rixa schelmisch.

„Warum fragen Sie? Sie müssen's ja fühlen."

„Was einem lieb ist, hört man, wenn auch schon bekannt, immer gern wieder. Sie sind ein rechtes Kind, obwohl Sie drei ganze Jahre mehr zählen als ich, und wer Sie gern hat, dem werden Sie wohl immer lieber."

Dora Bruckners Augen glänzten. „Ich bin unaussprechlich glücklich," sagte sie. „Erstens habe ich Menschen gefunden wie Sie, zweitens werde ich infolge dieser neuen Bestellung noch in diesem Herbst nach Paris reisen können, drittens freue ich mich unbändig auf diese Arbeit, und viertes hab' ich eine Idee!"

„Lassen Sie hören."

„Kennen Sie das Bildnis der Malerin Lebrun mit ihrer kleinen Tochter?"

„Ich habe so einen schwachen Schimmer davon."

„Warten Sie, ich bring' es Ihnen im Augenblick," rief Dora.

Sie kehrte mit einer Photographie wieder. „Ist es nicht schön?" sagte sie.

„Allerliebst."

„Nun sehen Sie, da könnten wir dem guten Mr. Bright

eine Überraschung machen. Ich brächte Erika in derselben Weise wie hier mit auf das Porträt, und dann hätte er Sie beide zusammen. Sie und Erika sind ja nicht ohne einander denkbar."

Rixa schlug erfreut die Hände zusammen.

„Das wäre famos!" rief sie.

„Nicht wahr? Und morgen fangen wir mit den Sitzungen an. Ich brenne darauf."

„Ganz wie Sie befehlen, Gnädigste."

„Mr. Bright darf aber nicht zu uns herein — es soll eine ordentliche Überraschung werden."

„Es scheint, daß Sie Mr. Bright außerordentlich gewogen sind," neckte Rixa.

Die Malerin sah sie mit ihren ernsthaften guten Augen ehrlich an.

„Wie könnte das anders sein?" sagte sie. „Ich bin ihm schon gut, weil er Sie so rührend lieb hat. Ach, Komteß, was sind Sie für ein bevorzugter Mensch!"

„Die ‚Komteß' könnten Sie gütigst beiseite lassen, Gnädigste", sagte Rixa trocken.

„‚Contessina' klingt allerdings viel hübscher, das ist so wie ein Streicheln."

„Der Name ist Mr. Brights unveräußerliches Eigentum!" rief Rixa. „Daran darf nicht gerührt werden."

Die Malerin lächelte. „Ich hätte noch mancherlei Absonderliches für Sie auf Lager," sagte sie. „Ich glaube an Namen. So bin ich mit meinem Vornamen vollkommen einverstanden. Dora ist einfach, gerade heraus, energisch. Ihr Vorname Rixa dagegen hat einen Haken. Das ist so etwas Besonderes, Widerspruchsvolles. Beatrix klingt vornehm,

ſchön, harmoniſch, in Rixa aber ſteckt ein verborgenes Koboldchen, etwas Rätſelhaftes, Sphinxartiges. Wenn Rixa zu Beatrix geworden ſein wird, dann iſt ſie vollkommen. Jetzt aber iſt ſie noch ein Rätſel."

Rixa behagte das wunderliche Geſpräch.

„Sie ſeltſame Sibylle," ſagte ſie, „prophezeien Sie mir noch mehr. Wann alſo dürfte nach Ihrer weiſen Vorausſicht dieſer bedeutende Moment eintreten?"

„Wenn Sie zum erſten Male lieben," ſagte die Künſtlerin ernſt.

„Ach — nichts weiter!" rief Rixa und hob die Arme mit einer läſſigen Anmut empor. „Ich habe entweder immer geliebt, oder niemals."

„Sie ſind ja für Liebe wie geſchaffen," fuhr Dora Bruckner fort, „vorerſt aber hat die Natur nur die mütterliche Seite Ihres Weſens ausgebildet. Sie hängen wie eine wunderſeltſame ſchillernde Orchidee zwiſchen Erde und Himmel. Sie haben etwas von einer gefleckten, ſtolzen, wilden Pantherkatze, etwas von einer rätſelhaft ſchweigend-brütenden Sphinx, etwas von einem aufwärts ſtrebenden Adler in ſich — und doch ſind Sie ganz Weib."

„Halt, halt!" rief Rixa und hielt ſich die Ohren zu, „nun iſt's aber genug. Sie ſtören mir ſonſt meine Nachtruhe mit all' ihren wunderlichen Tierbildern. Soll ich nun Gleiches mit Gleichem vergelten und Ihr Weſen charakteriſieren?"

„Bitte," ſagte die Malerin.

„Achtung!" gebot Rixa. „Vor allem ſind Sie ein rechtes Kind. Zweitens und drittens und viertens ſcheint mir, haben Sie auch noch nichts anderes geliebt als Ihre Kunſt. Ob Sie daher ſehr ‚weiblich' ſind, ſtelle ich Ihrer weiſen Entſcheidung anheim."

„Sie haben recht," sagte die Malerin ruhig, „bisher wenigstens habe ich mich in meiner Kunst ganz ausgelebt. Wenn ich jemals liebte, könnte es auch nur ein Künstler sein, denn der würde meine Sehnsucht verstehen, sie mit mir teilen. Sie sind keine Künstlerin, und doch sind Sie's, denn Sie erfassen die Dinge aus innerer Eingebung heraus, haben mein Wesen so erfaßt. Ich habe mich oft schon gefragt, was dieser eigentümliche Scharfsinn in Ihnen ist, der Sie den Dingen gegenüber so klar und sehend macht. Ich bin noch nicht darauf gekommen."

„Abwarten," sagte Rixa. „Das Leben wird's lehren."

Da stand die Malerin auf wie elektrisiert.

„Ich hab's," rief sie strahlend. „Lebenskünstlerin!"

„Was?" sprach Rixa staunend. „Ich verstehe Sie nicht."

„Das tut nichts," meinte die Malerin philosophisch, „aber recht habe ich dennoch. Sie sind oder Sie werden einmal Lebenskünstlerin."

„Was meinen Sie eigentlich damit?"

„Was ich meine? Nun, das ist nicht so leicht gesagt. Aber es ist jedenfalls etwas Großes, etwas ganz Gewaltiges, denn mit Kleinigkeiten gibt sich Komteß Beatrix von Rodern nicht ab. Jede Kunst setzt die Beherrschung des Materials voraus. Dem Objekt gewachsen sein, mit ihm fertig werden können — das nennen wir Kunst. Die größte aller Künste scheint mir das Leben selbst zu sein, denn es trägt alle Künste in sich. So hört man gemeinhin auch von Lebenskunst sprechen. Aber das ist's nicht, was ich meine. Nicht aus dem Leben das Lockende und Gefällige herausziehen können, sondern das Leben wie ein Bildhauer, wie ein Meister seinen Stoff beherrschen — das verstehe ich unter Lebenskunst. Dem Leben unter allen

Umständen gewachsen sein — das setzt freilich eine Persönlichkeit, ein ganzes ungebrochenes Selbst voraus."

„Wer hat noch heutzutage solch ein ganzes ungebrochenes Selbst?" fragte Rixa gedankenvoll.

Die Malerin sah sie groß an. „Der, der ein reines Herz und eine vornehme Seele hat, und der seine Kräfte nicht verzettelt, dächte ich. Doch da sitze ich und fliege mit Ihnen über alle Weiträume dahin, statt an meine Arbeit zu gehen. Ich hoffe, Ihnen morgen Vormittag Erikas Porträt übergeben zu können."

Sie erhob sich, grüßte Rixa noch einmal liebevoll mit den Augen und ging.

Die Porträtsitzungen brachten die beiden eigenartigen Mädchenseelen einander nahe. Nicht immer schwebten sie kühn über Zeit und Raum dahin, oft auch flatterten sie übermütig wie gaukelnde Schmetterlinge in neckischem Spiel über die Erde, von Blume zu Blume und überboten einander an Witz und Humor. Dora erzählte von ihren engen Familienverhältnissen, von einer ungebildeten Stiefmutter, von einem schwachen polternden Vater. Rixa schilderte launig ihre fünf Erzieherinnen und zwei Hauslehrer. Bald auch examinierten sie einander in ihren Schulfächern, und es stellte sich regelmäßig heraus, daß Rixa darin besser Bescheid wußte. Gedacht hatte Dora um so mehr, und überall, wo ihr eine künstlerisch gestaltende Phantasie zu Hilfe kam, war sie besser orientiert. Drollig berichtete sie von ihren Münchener Studienjahren, und unter all dem Scherz und Spiel fühlte Rixa deutlich ein ernstes mächtiges Ringen heraus, — das flößte ihr Achtung ein. Sprach dagegen Rixa mit dem Kinde, so ruhte der Blick der Malerin schimmernd und liebreich auf ihr — sie schien sich

an dem schönen Verhältnis zu erbauen. „Sie jungfräuliche reine-mère!“ sagte sie einmal leise.

In den Pausen trieben sie allerhand munteren Unfug, und Rixa ahmte die säuerlich-aufgeblasene Miene und das Schulterzucken Herrn von Hennings mit unwiderstehlicher Komik nach.

„Der kriegt noch sicherlich den Veitstanz vor Neid, wenn er erfährt, daß Sie mein Porträt malen,“ sagte sie lachend.

„Lassen wir ihn beiseite,“ erwiderte Dora, „auch in der Kunst wie im Leben muß es Protzen geben. Eitelkeit und Nichtkönnen gehen fast immer Hand in Hand. Kann man erst was, so übersieht man besser, was einem zu lernen noch übrigbleibt. Da waren meine drei Hauptlehrer doch andere Kerls. Der eine war ein Sachse, eine durch und durch vornehme Natur. Wir nannten ihn ‚den grünen Heinrich‘, weil er alles grün sah. Ein famoser Lehrer, aber wortkarg wie Moltke. Oh wie fürchteten wir ihn und seine Korrekturen! Er kam bloß dreimal wöchentlich, und wir versanken geradezu in Fleiß. Man hatte mir gesagt, daß er ein besonderes Gewicht auf die gründliche Ausführung der Augen lege. Na, ich malte denn auch die Augen unseres Modells besonders gewissenhaft. Aber jedesmal, wenn er an mir vorüberkam, sagte er: ‚Augen, Augen‘. Ich war zuletzt der Verzweiflung nahe. ‚Ich sehe nichts mehr an den Augen, Herr Professor‘, sagte ich kleinlaut. Da blieb er stehen, schaute mich von oben bis unten an und schrie heftig: ‚Wenn ich mein, Sie sollen Augen machen, so mein ich Nas untt Mundt!‘ Damit ging er weiter. Von einer zu bunt geratenen Arbeit sagte er einst erbost: ‚Das ist ja eine kanze Symphonie. Trattattattattatta!‘ Der zweite Professor war ein geckenhafter Fex, der kümmerte sich nur um die hüb-

schen Schülerinnen, — die anderen ließ er laufen. Aber er konnte was, und wenn er eine Linie korrigierte, sagte er in schmachtendem Tone: ‚Mehr Gefühl, meine Damen, mehr Gefühl.'

Der dritte endlich war ein braver gemütlicher Österreicher. Wir nahmen ihn nicht allzu ernst und schwatzten munter drauf los. Da erhob er wie eine Fanfare die Stimme und rief: ‚Wir werd'n z'Weihnacht was g'schenkt kriega, dann braucht man nimmer so viel z'sprecha.'"

„Wie war Ihnen denn zumute, als Sie zum ersten Male einem nackten Akt gegenüberstanden?" fragte Rixa.

„In die Knie hätt' ich sinken mögen vor Andacht," entgegnete Dora, „mir war, als sei ich in einen Tempel getreten. Es war ja das Ziel meiner Sehnsucht. Freilich," fuhr sie lachend fort, „gab's auch da komische Szenen genug. Wir hatten einen männlichen Akt, schön wie Apoll, der interessierte sich für nichts so sehr wie für das Photographieren. Es war sein Steckenpferd. In einer Pause nun bat er uns Schülerinnen herzbeweglich, noch ein wenig still zu sitzen, da er uns photographieren wolle. Aber als der nackte Mensch da vor uns auf und nieder ging, an seinem Apparat hantierte und endlich mit der banalen Phrase herauskam: ‚Bitte, recht freundlich, meine Damen!' da wurde uns doch wunderlich zumute."

„Nein, so was!" rief Rixa lachend.

„Ja, man muß eben mit anderen Maßen messen lernen, als hierzulande. Der gute Mensch dachte sich nichts weiter dabei: er war ja Berufsmodell. — Ein altes Modell hatten wir unter anderem, — der wußte aus langjähriger Praxis in der Anatomie gut Bescheid. Ab und zu ließ er sich dazu herab, unsere Arbeiten zu besehen, dann setzte er eine Kennermiene

auf und sprach näselnd: ‚Dös Schienbein ischt halt zu lang, und der Biceps muß deutlicher raus.‘

Wir Schülerinnen waren aber auch eine bunte drollige Gesellschaft. Die talentvollste von allen war ein zartes elfenhaftes Persönchen, ein Schauspielerkind. Wir nannten sie ‚das Zephirchen‘. Sie säuselte nur und sprach nie, aber sie war von einem beschämenden Fleiß. Die erste auf dem Fleck und die letzte weg. Sie suchte sich stets den besten Platz ganz in der Nähe des Modells, und da wir alle wußten, daß ihre Mittel sehr beschränkt waren und sie ihre kurze Studienzeit ausnutzen mußte, respektierten wir ihren Platz. Eines Tags aber kommt so eine baumlange Tramplagonda mit einem Schnurrbart angeschoben, setzt ihre Staffelei stracks auf Zephirchens Platz und beginnt zu malen. Zephirchen hatte sich verspätet. Wir alle erhoben Einspruch. Die Tramplagonda sah uns bloß höhnisch an und schwieg. Neugierig harrten wir der Dinge, die da kommen sollten. Zephirchen kam, wurde blaß und säuselte: ‚Das ist mein Platz.‘ Tramplagonda aber steht wie eine Mauer und malt. ‚Das ist mein Platz!‘ wiederholt die Kleine lauter. Darauf Tramplagonda grob: ‚Haben Sie ihn bezahlt, was?‘ Da flog Zephirchen zur Tür hinaus wie gehetzt. Die Korrektur beginnt, und vom Nebengemach, wo alte Farbentöpfe und angesammelte Tuben aufgespeichert stehen, hören wir ein sonderbares Geräusch: Klitsch und klatsch und krach und bums! Eine von uns steht auf und schaut nach. Was ist's? Da steht Zephirchen krebsrot vor Zorn und tränenüberströmt und schleudert einen Topf um den anderen an die Wand, schleudert die Tuben um sich her wie Zeus seine Blitze. Das ganze Zimmer eine wilde Verwüstung. ‚Fräulein Stein ist wahnsinnig geworden!‘ meldet die Schülerin zitternd.

Der Professor — es war der grüne Heinrich — geht hinaus, kehrt mit Zephirchen am Arm wieder und sagt stirnrunzelnd zur Tramplagonda: ‚Sie überlassen sofort tiessen annektierten Platz Fräulein Stein.‘ Tramplagonda knickte zusammen und ging, und Zephirchen war die Heldin des Tages. Niemand verübelte ihr den angerichteten Schaden, obwohl wir alle darunter gelitten hatten, denn unter dem abgestellten Gerümpel fanden sich noch viele brauchbare Sachen.“

„Was ist denn später aus Zephirchen geworden?“ fragte Rixa interessiert.

Die Malerin sah zornig auf. „Unter die Heilsarmee ist sie gegangen — es ist nicht zu glauben!“ sagte sie kurz. „Eine ganze Nacht hab' ich um dieses wunderschöne verlorene Talent geweint.“

„Was haben Sie doch für eine vornehme Seele!“ sprach Rixa.

„Was ein rechter Künstler werden will, das muß halt um ein paar Grad wärmer fühlen als andere Leute,“ sagte Dora mit wehmütiger Selbstironie. „Aber nun ist's genug geplaudert. Kehren wir zur Arbeit zurück.“ — — — — —

Die Arbeit wuchs und wuchs und eines Tages war sie vollendet. Dora Bruckner war weit über sich selbst hinausgewachsen.

Rixa und Erika waren eben ganz Rixa und Erika, nur geläutert und zu wunderbarer Harmonie verschmolzen. Dora hatte in Rixa ihre jungfräuliche Mutterwürde, die künftige Lebenskünstlerin gesehen und erfaßt. Ihre tiefen Augen blickten strahlend und forschend zugleich über die kümmerliche Welt hinaus. In ungesuchter kindlicher Zärtlichkeit lehnte sich das Elfchen an sein Mütterchen.

Stumm vor Entzücken ſtanden Mr. Bright, die Gräfin und Heimchen vor dem Werk.

Als Mr. Bright ſich ergriffen umwandte, um der Künſtlerin zu danken, war ſie verſchwunden.

In ihrem Zimmer bei verſchloſſener Tür weinte ſie ſich aus. Ihr Jubel über das Gelingen dieſes Werkes war ein ſtammelndes, kindliches Dankgebet. — —

Der Sommer neigte ſich ſeinem Ende zu. Mr. Bright begann an ſeine Heimreiſe zu denken. Woche um Woche hatte er gezögert, endlich kam aber auch die letzte Woche und der letzte Tag.

„Eine Conteſſina nehme ich nun doch mit mir," ſagte er wehmütig. „Dieſe Monate waren die ſchönſten und glücklichſten meines Lebens."

Dora Bruckner ſchloß ſich Mr. Bright an. Eine feſte Freundſchaft war zwiſchen ihr und Rixa erwachſen.

Rixa ſtand zum letzten Male den beiden ſo lieb gewordenen Menſchen gegenüber. Schon ſtampften die Pferde vor der Tür.

Alle drei waren ſtill und wortkarg. Es war ihnen faſt unmöglich etwas zu ſagen.

„Leben Sie beide wohl!" ſtieß Rixa mühſam hervor. „Ich werde Sie nie vergeſſen . . . und . . . ich will mir Mühe geben, Sie nicht zu enttäuſchen."

„Gott ſei mit Ihnen, Conteſſina!"

Rixa warf ſich Dora an die Bruſt. Mr. Bright beugte ſich über ihre Hand.

Die Pferde zogen an. Fort . . . vorüber . . .

Eine leichte Staubwolke wirbelte am Waldrande auf.

Fort . . . vorüber . . . .

Dreizehntes Kapitel

Still und einsam war es geworden auf Schloß Rabenhof. Rixa war mit ihrer Mutter, Erika und Heimchen wieder allein.

Der schöne Sommer mit seinen neuangeknüpften und alten vertieften Beziehungen trat allmählich zurück wie eine leuchtende Ferne und die Gegenwart forderte ihr Recht. Wohl wurde häufig in Rixa die Sehnsucht nach den lieben Freunden wach, die sie verlassen hatten, die Erinnerung an manche schöne bedeutungsvolle Stunde, die sie mit Mr. Bright und mit Dora Bruckner verlebt hatte, spann glänzende Fäden und manch angeregtes Gespräch mit seinen weitgreifenden Folgerungen stand plötzlich wieder lebendig vor ihrer Seele.

Sie war sich durch Mr. Bright, namentlich aber durch das Tagebuch ihrer Mutter über das Verhältnis zu ihrem Pflegekinde klarer geworden. Erika war nicht ihr Fleisch und Blut. Ihr fehlten die geheimnisvollen mächtigen Beziehungen, die zwischen Mutter und Kind ein festes, fast unzerreißbares Band hin- und herwoben — was hatte sie dem Kinde als Ersatz zu geben? Liebe — das war ja selbstverständlich, aber konnte rein seelische, geistige Liebe das ersetzen, was ein un-

fehlbarer mütterlicher Naturinstinkt von vornherein in die Seele der Mutter pflanzte? Was hatte sie Erika zu geben? Würde Verständnis für die werdende Seele des Kindes — würden reiner Wille, Beharrlichkeit und Liebe genügen, um die jeder Mutter innewohnenden natürlichen Kräfte zu erreichen? Um zu geben, mußte man haben. Um erziehen zu können, mußte man selbst etwas geworden sein. War sie denn etwas und hatte sie Erika etwas zu geben? War sie sich denn nur über sich selbst klar und über die Forderungen, die das Leben stellte?

Auf alle diese Fragen hatte Rixa bloß ein ehrliches „Nein!" und ihre jugendliche ringende Seele sah sich zum ersten Male nackt und bloß dem ungeheuren Berge gegenüber, der „Leben" heißt.

Sie ging ihren Konfirmationsunterricht noch einmal durch, den sie in sauber geschriebenen Heften nach den Vorträgen Pastor Kröners ausgearbeitet hatte. Sie vertiefte sich in Emersons Essays und andere Bücher ernsten Inhalts. Überall fand sie eine Fülle von Stoff; sie fand nicht was sie suchte; sie suchte eine durch eigene Erfahrung, durch inneres Erleben gefestigte Lebensanschauung. Aus eigener Kraft, mit eigenen Mitteln ausgerüstet wollte sie dem Leben gegenübertreten. Was hatte es ihr, gerade ihr zu sagen? Endlich warf sie alle Bücher beiseite und stürzte sich wie ein Schwimmer in das gewaltige Meer des Lebens.

Mit einer Art Asketentum begann sie. Sie tat Dinge, die ihr wider die Natur gingen, schwer und unangenehm waren. Sie schaffte sich Leiden, wo es keine für sie gab. Sie schlief auf hartem Lager und legte ihre weiche Matratze eigenhändig und heimlich erst des Morgens wieder auf ihr Bett,

sie stand mitten in der Nacht auf und begoß sich den Körper mit kaltem Wasser. Sie härtete sich gegen den Anblick von Wunden ab und verband eigenhändig die Kranken im Armenhause. Wozu sollte sie es besser haben als jene?

Aber die ersehnte Harmonie ihrer Seele wollte nicht kommen. Sie wurde im Gegenteil reizbar und ungeduldig.

Nun begann sie Erika zu beobachten. Das Wort: „Werdet wie die Kindlein" erfüllte ihre Seele. Und sie fand, daß das Wesen des Kindes auf seiner Unmittelbarkeit beruht. Das Kind ist dem Leben gewachsen, weil es jeden Augenblick ganz und voll in der Gegenwart lebt. Jetzt hatte sie festen Fuß gefaßt. Und wie Archimedes, der einen festen Punkt suchte, um die Welt von hier aus zu bewegen, so stand auch Rixa bald auf festem Boden. Sie lernte von ihrem Kinde.

Es haben wohl viele denselben Weg durchmessen, den sie ging, es waren keine neuen Wahrheiten, die sie fand, für sie aber waren sie neu, weil sie sie intensiv durchlebte. Sie folgerte und suchte weiter: Das Wesen des Kindes ist Vertrauen und Ganzheit. Aus seinem inneren spielerischen Reichtum heraus gestaltet es sich seine Welt. Ein Klötzchen ist ihm eine Puppe, eine alte Schachtel ein Wagen. Nicht auf das Was kommt es an, sondern darauf, wozu es das Kind gestaltet. Der innere Reichtum, die ungebrochene Kraft der Seele — das war es, worauf es ankam, der Glaube, das Vertrauen.

Rixa nahm ihre Bibel zur Hand. Glaube, und du wirst selig, hieß es da. War Glauben ein bloßes Fürwahrhalten? Nein, Glauben war mehr, es war Vertrauen. Es war nicht nur ein Vertrauen, das sich auf bestimmte Glaubenssätze erstreckte, — es war ein einfaches Vertrauen zu dem Schöpfer aller Dinge und zu seinen Geschöpfen, den Dingen selbst.

Und Rixa erinnerte sich des Jubels, den Erika empfunden, als sie eine neue Schmetterlingsart, das Pfauenauge, entdeckt hatte. Wieder hatte das Kind sie um einen Schritt weiter gebracht. Freude an den Dingen hatte es sie gelehrt.

Mit scheuem Staunen beobachtete sie das Kind. Es war auf dem rechten Wege, naturgemäß; sie mußte den Weg erst wieder suchen, den sie verloren hatte. Sie warf sich jetzt mit Eifer auf naturwissenschaftliche Bücher, und eine neue Welt tat sich vor ihr auf. Mit Entzücken vertiefte sie sich in die einfachen und doch so wunderbar verwickelten Dinge, die sie täglich umgaben. Sie begann Mr. Bright in seinen Forschungen zu verstehen. Dora Bruckners inbrünstiges Suchen nach Naturwahrheit wurde ihr klar. Ihre Augen wurden sehend — sie hatte neue Quellen der Freude entdeckt.

Und nun sah sie, daß Erika mit unumschränkter Willkür und Leichtigkeit sich bald an einer neuen Blume freute, bald in ihrer Bilderfibel wichtig buchstabierte — an allem die gleiche Freude empfand. Und daraus zog Rixa den bedeutungsvollen Schluß, daß es auch für den erwachsenen Menschen die Möglichkeit gebe, sich mit gleicher Kraft in alle Dinge zu vertiefen, in alle Pflichten — mit einem Wort — in der Gegenwart zu leben. Das stimmte mit ihrer innersten Natur überein. Nun kam aber der bewußte Wille dazu, und Rixa wurde an diesem Willen stärker und kräftiger.

So ging die Zeit hin, ohne daß sie es empfand. Sie hatte den Grundstein zu ihrer Lebensauffassung gelegt und baute weiter an ihrer Weltanschauung.

Aus der Berührung mit ihrer Nachbarschaft lernte sie, daß die Menschen sich teils in einer schöneren Vergangenheit wiegten, teils um eine bessere Zukunft bangten, ohne doch

daran etwas ändern zu können. Sie ſchwelgten, wie die Baroneß Trittwitz, in vergangenem Leid, oder ſorgten ſich um kommende Tage wie die Baronin Meyenbach und verdarben ſich damit die Gegenwart. In der Gegenwart aber lag das Glück, und darum klammerte ſich Rixa an die Gegenwart und lebte mit Bewußtſein.

Sie war froher und liebenswürdiger geworden und ſie fühlte, jetzt würde ſie Erika etwas zu geben haben.

Die Gegenwart nahm ihr ganzes Intereſſe ein, und unwillkürlich lernte ſie die Armen und Kranken lieben, mit denen ſie ſich beſchäftigte. Sie nahm Anteil an ihren Leiden und Sorgen, und mit einem Male empfand ſie, wie ſie ſelbſt dadurch reicher geworden war. Sie hielt inne und verſenkte ſich in ihr Selbſt. Wie war das nur möglich? Sie hatte gegeben und war dennoch reicher als bisher. Und nun wurde ihr das Weſen der Liebe klar. Je mehr ſie an Liebe gab, deſto freudiger und kraftvoller ſchwang ſich ihre Seele auf. Sie begann ſich als ein Teilchen des unvergänglichen Alls zu fühlen, als ein winziges Rädchen in dem unermeßlichen Betrieb des Weltalls, als verwachſen und zuſammengehörig mit den Mitmenſchen, mit denen ſie die gleiche Frage: „Wer bin ich? Woher kam ich? Wohin geh' ich?" verbindet — und ſie begann Dinge zu erleben, Fäden zu ſehen und Zuſammenhänge zu erfahren, ſie begann ſeeliſch und menſchlich zu wachſen und zu reifen und von Sproſſe zu Sproſſe aufwärts zu klimmen, die unendliche Leiter hinan zum Beſſerwerden und Beſſerſein.

Sie hatte das alte, alte Geſetz an ihrer eigenen Seele erfahren: durch Liebe war ſie kraftvoll, freudig, reich geworden. Das Leben barg noch wunderſame Schätze, es war wert, gelebt zu werden!

Äußerlich ſtrömte Rixas Leben ſtill wie ein befruchtender Fluß dahin. Der Reichtum und die Fülle ihres Innenlebens, die Leidenſchaftlichkeit ihres Temperaments, die Neigung zu anmutiger Selbſtironie ihres Weſens und die Klarheit und Schärfe ihres Verſtandes gaben dieſer fortſchreitenden Entwicklung einen ganz eigenen Stil. Sie begnügte ſich nicht damit, eine Wahrheit entdeckt zu haben. Sie mißtraute ihr zunächſt und ſuchte ſie auf alle Weiſe praktiſch zu erproben. In ſchonungsloſer Selbſtironie wendete ſie ſie hin und her, ſpielte ſozuſagen Fangball mit ihr und erſt, wenn ſie ihrer ganz ſicher war, legte ſie ſie wie einen erprobten wertvollen Schatz zu dem übrigen und fügte geduldig Stein an Stein zu dem Tempelgebäude ihrer Seele.

So reifte ſie langſam, aber ſtetig. Ihre Seele hatte ſich vertieft und war kraftvoll geworden, Laſten und Leiden auf ſich zu nehmen, wie ein machtvoll dahintreibender Strom.

Die Laſten ließen nicht auf ſich warten. Der Zuſtand der Gräfin verſchlimmerte ſich. Der alte Hausarzt konnte aus den Symptomen nicht klug werden. Er war es ſeit Jahren gewohnt, ſein Augenmerk auf das Lungenleiden zu richten, und freute ſich, daß damit ein Stillſtand eingetreten war. Die zunehmende Schwäche der Gräfin hielt er für ein nervöſes Herzleiden. Es war mehr. An eine Reiſe war unter dieſen Umſtänden nicht zu denken, und dennoch vertröſtete man ſich auf das nächſte Frühjahr. Vor allem gelte es, den Kräftezuſtand der Gräfin zu heben, ſagte er, und äußerſte Schonung wurde zur Pflicht.

Rixa verbrachte ihre freie Zeit faſt ausſchließlich am Lager ihrer Mutter. Mit ihren ſprühenden Einfällen, ihrer anmutigen geiſtigen Beweglichkeit lernte ſie die ſtille beruhigende Art

einer Krankenpflegerin verbinden. Ein heiteres Wort auf den Lippen, die Seele voll Angſt — ſo trat ſie des Morgens in das Krankenzimmer und brachte allemal Sonnenſchein und Freude mit hinein. Die Leidenſchaft ihrer Kämpfe behielt ſie für ſich.

Aus ihrem Briefwechſel mit Mr. Bright und Dora Bruckner ſog ſie Troſt und Freude. Mr. Bright erfreute ſich eines dauernden Wohlſeins; Dora Bruckner berichtete entzückt von den Wundern der Weltſtadt Paris und von der Anerkennung ihres Profeſſors. Beide gedachten Rixas in treuer anhänglicher Liebe.

Klein Erika war nun wirklich Paſtor Kröners Schülerin, — in den Sprachen unterrichtete Rixa ſie ſelbſt. Alle zwei Tage fuhr ſie mit dem Kinde ins Paſtorat und lernte von dem Paſtor nicht nur, wie man lehren, ſondern wie man dabei Kinderherzen gewinnen und Seelen feſſeln ſoll.

Und endlich funkelte und glühte der Weihnachtsſtern am Himmel.

Seine Strahlen ſpannen ſich wie ſeidige glänzende Fäden in die Menſchenherzen hinein, und wo ein Herz bitter gekränkt oder traurig war, da wurde es milde und fröhlich, denn eine große Hoffnung war über die Menſchen gekommen, und Menſchen brauchen Hoffnung, wie die Blumen Sonne, ſonſt verwelken Blumen, und Menſchenherzen werden krank, je zarter ſie gefügt ſind.

Häuſer und Paläſte, Kunſtdenkmäler und Straßenbauten ſind Menſchenwerk allein, aber Herzen werden von Gott erbaut. Dazu braucht er ein feines Material. Das Allerfeinſte pflegt aber unſichtbar zu ſein, darum iſt das Allerfeinſte der Geiſt und die Seele. Meint ihr, daß zum Bau eines Herzens

nur Fleisch und Blut und Sehnen und Adern gehören? Eines Herzens, das so reich ist, daß es mit seiner Liebe alles, was schön, was groß, was gut ist, umfaßt, das über Zeit und Raum hinaus seinen Idealen treu bleibt, das in seinen tiefsten Kammern nur wenige Auserwählte bewahrt? Das das Hoffen nicht lassen kann, und würde es hundertmal betrogen? Solch ein Menschenherz ist fein, ist stark und fest und treu, und sei es auch noch so zerbrechlich und leide es auch noch so sehr an Herzschwäche. Darum werden Paläste und Häuser, Kunstdenkmäler und Straßenbauten im Wirbel der Zeiten zerstieben und vergehen — das schwache kleine und doch so große zarte Menschenherz wird bestehen, und alle Hoffnungen, die jetzt der Weihnachtsstern an schillernden Fäden hineinleitet in seine Kammern, werden sich einst erfüllen in unaussprechlicher, jubelnder, machtvoller Herrlichkeit. Dann ist Weihnachten, aber nicht nur einmal im Jahre, sondern dann ist nur und immer Weihnachten.

Auch die Zeit wird kommen.

Und heute war auch Weihnachten.

Rixa hatte den Gottesdienst in der Dorfkirche mit Erika besucht, und sie hatte einen Blick getan in ihre eigene bangende Seele und in geheimnisvolle Augen, die nicht von dieser Welt waren. Und ihre Seele war still geworden, das Bangen ihres Gemüts hatte sich geglättet, und sie fuhr durch den weißbeschneiten, winterlichen Weihnachtswald ernster, freudiger und kräftiger zurück, als sie gekommen war.

Am Lager der Gräfin stand das brennende Tannenbäumchen. Erika spielte in fröhlichem Kinderjubel mit ihren Schätzen. Die Gräfin aber und Rixa saßen still zusammen und schauten mit glänzenden weltfernen Augen in die vielen vielen Kerzen-

flämmchen hinein. Um jede Flamme bildete ſich ein heller Lichthof, und der ganze liebliche Anblick hatte etwas freundlich Melancholiſches.

Im Saal ſtand eine rieſige Tanne. Die Beſcherung der Hausleute war vorüber. Rixa und Heimchen hatten auch die Kranken im Armenhauſe und die Hofeskinder reichlich bedacht. Für die Gräfin war das Treiben zu lärmend. Still ſaßen Mutter und Tochter hier im Krankenzimmer beieinander und blickten in die flackernden Kerzen.

Und eine Flamme nach der andern verglomm — verzitterte — verloſch . . .

Vierzehntes Kapitel

Wieder kam der Frühling ins Land und schüttelte übermütig seine blütenbedeckten Locken.

Lange graue Regenwochen hatten die Erde erweicht und gesättigt, und nun hing der blaue Himmel wieder voll lichter Wolken, die wie Reihen weißer Schwäne dicht nebeneinander hersegelten. Blütenbedeckte, schneeweiße Kirschbäume hoben bittend ihre Arme gegen den seidenblauen Himmel und freuten sich ihres Reichtums.

Zwischen dem ernsten Schwarzgrün der Tannen spreizten blutjunge, strahlend maigrüne Laubbäume ihr leichtes Blattwerk und hoben ihre zierlichen Röckchen auf wie lose Tänzerinnen.

Die Erde grünte, die Bäume blühten, die Liebe erwachte ...

Der Frühling war im Lande und lachte und schüttelte übermütig seine blütenbedeckten Locken.

Und auf verschiedenen Wegen führte er an dem gleichen strahlenden Tage bald nacheinander zwei Herren auf den Rabenhof.

In eleganten Wagen kamen sie von verschiedenen Seiten.

Sie trugen weiße Westen, schwarze Röcke und hohe steife, tadellos glänzende Hemdkragen. Sie waren einander sehr

unähnlich, aber sie waren beide Barone, und ihre Herzen waren voll Liebe. Und diese Liebe gedachten beide Rixa zu Füßen zu legen.

Baron Seebach war der erste, — ein wohlbeleibter Herr mit strahlendem roten Gesicht. Er wurde „der Volksbeglücker" genannt.

Korrekt ersuchte er um eine Viertelstunde Gehör bei der Gräfin. Die Gräfin aber hatte ihren bösen Kopfwehtag und bedauerte, ihn nicht empfangen zu können. Die Komteß sei im Park, bedeutete ihn der Diener. Und Baron Seebach begab sich in den Park.

In blütenweißem Gewande, das königliche Haupt auf dem stolzen Nacken durstig der Frühlingssonne entgegengerichtet — so kam ihm Rixa entgegen.

„Baron Seebach, ich freue mich, Sie zu sehen!"

Er machte mit gesuchter Schnelligkeit zwei tiefe förmliche Verbeugungen, ehe er ihre Hand berührte.

„Ich bitte um zehn Minuten Gehör, Komteß," sprach er feierlich.

Sie geleitete ihn in die Buchenlaube.

„Schon vor einem Jahr," begann er stockend, „lag mir die Bitte auf dem Herzen, die ich jetzt auszusprechen wage. Ich hatte Ursache zu glauben, daß ein Fremder Ihr Interesse in Anspruch genommen habe. Doch scheint das vorüber zu sein."

Rixa schwieg. Der Baron zog sein Taschentuch und strich sich über die Stirn.

„Komtesse!" fuhr er in bewegtem Ton fort. „Haben wir nicht die gleichen Interessen? Arbeiten wir nicht auf demselben Gebiet — zum Wohle, zum Gedeihen der Menschen,

die uns anvertraut sind? Ich bin weit davon entfernt, einen Sturm auf Ihr Herz zu wagen, nur ganz bescheiden frage ich an: darf ich vielleicht hoffen, Sie mit der Zeit mein zu nennen?"

Er wartete in angstvoller Spannung.

Wie gern hätte ihm Rixa das nutzlose Bekenntnis erspart! Sie sah, dem Manne war es Ernst mit seinem vollen Herzen — sie fand im Augenblick keine Worte, und sie schwieg.

Er mißverstand ihr Schweigen und warf sich auf die Knie vor ihr.

In Rixa erwachte der Schalk. Der Boden ist feucht, dachte sie, schade um den neuen schwarzen Anzug!

„Lieber Baron," sagte sie, „stehen Sie auf. Ich danke Ihnen, aber . . . Wahrheit und Vorsicht vertragen sich nun einmal nicht gut, und so lasse ich die Vorsicht beiseite, denn Sie sind der Wahrheit wert. Liebe habe ich nicht zu vergeben. Sie und ich, wir trotzen manchmal den Gesetzen des Herkommens, und so sage ich Ihnen frei heraus, ohne Redensarten, ich bin stolz auf Ihre Neigung, denn ich achte Sie sehr!"

Mit einem herzgewinnenden Lächeln reichte sie ihm die Hand. Ach, er hatte sie verloren, warum lächelte sie da so lieblich?

In schmerzlicher Bewegung drückte er einen ehrfurchtsvollen Kuß auf die kleine Hand.

„Ich gehe, Komteß," sprach er und versuchte vergeblich, seine Bewegung zu meistern. „Gott segne Sie. Empfehlen Sie mich der Frau Gräfin."

Er war, so schnell es seine Beleibtheit gestattete, zur Laube hinaus und saß nachdenklich in seinem Wagen.

Von der anderen Seite rollte der Wagen Baron Finks vor die Schloßtreppe.

Baron Seebach blickte zurück. Wie? Zylinderhut, weiße Weste, helle Handschuhe?

„Wünsche viel Glück, Brüderchen", brummte er ingrimmig. „Könnte dir einen harten Moment ersparen — aber wozu? Warum soll's dir besser gehen als mir?" Und dann senkte er reuig sein Haupt. Es fiel ihm ein, daß man ihn den Philanthropen hieß, und er schämte sich gründlich.

Aber schon trug ihn sein Wagen an den blühenden Kirschbäumen des Rodernschen Obstgartens vorüber.

Der Frühling aber lachte und schüttelte seine blütenbedeckten Locken.

Rixa war noch nicht die Schloßtreppe emporgestiegen, als ihr Baron Fink, den Klapphut unter dem Arm, begegnete. Auch er hatte sich vergebens bei der Gräfin melden lassen.

Er war lang und schlank, weltgewandt und amüsant, dazu ein wenig exzentrisch. In seinem glattrasierten Gesicht blitzten kleine pfiffige Augen, sein schmaler Mund hatte eine ironische Falte.

„Willkommen, Baron," sagte Rixa liebenswürdig, „welcher Wind weht Sie hierher?"

„Ich hoffe, daß es ein glücklicher Wind war, Komteß", sagte er und beobachtete spähend Rixas Züge.

„Glücklich ist immer der Wind, der uns ein angenehmes Plauderstündchen bringt."

Er verbeugte sich. „Ich genehmige den Wink, Komteß", sagte er, „also plaudern wir."

Sie traten in das Empfangszimmer, nahmen Platz und schwiegen. „Aber — Sie sagen ja gar nichts, Baron," rief Rixa lachend, „Sie sind heute ausnehmend redselig."

„Ich denke!“ sagte er, und die ironische Falte um seinen Mund grub sich tiefer.

„Ja, davon hab' ich aber nichts, — denken Sie gefälligst, wenn Sie allein sind.“

„Ich habe eine Frage an Sie zu richten.“

„Zehn, wenn Sie wollen, nur verlangen Sie nicht, daß ich sie alle beantworte.“

„Aber die erste, nicht wahr, die beantworten Sie, die erste — bitte, bitte!“ bettelte er.

„Es kommt darauf an, was Sie fragen,“ versetzte Rixa vorsichtig.

„Sie ist vollkommen unverfänglich, unschuldig wie ein neugeborenes Kind, Komteß.“

„Also gut, heraus damit.“

„Wie müßte der Mann beschaffen sein, den Sie mit Ihrer Hand beglücken könnten?“

„Hm!“ sagte Rixa amüsiert, „und das nennen Sie eine unschuldige Frage? Ich hab' darüber noch nicht nachgedacht.“

Das lange rasierte Gesicht vor ihr wurde noch länger.

„Darf ich Sie bitten, daß Sie jetzt darüber nachdenken?“ flehte er.

Rixa schloß die Augen. „Lassen Sie mich sehen,“ begann sie langsam.

„Er müßte ein ganzer Mann sein, fest, ritterlich und entschlossen. Durch die Ehrerbietung seines Grußes sollte er jede Dame zur Königin machen, durch die Überlegenheit seiner Rede alle Jugend zu seinen Schülern, durch die Sicherheit seines Blicks jeden Nachlässigen zum Entlarvten, durch die Klarheit und Billigkeit seiner Befehle seine Untergebenen zu seinen Verehrern, durch die Härte seiner Vernichtung jeden

Schuldigen zum Verbrecher, und durch die Art seiner Liebe seine Frau täglich zu seiner Braut."

Baron Fink schwieg.

„Nun?" fragte Rixa neckend, „wo sind die andern neun Fragen?"

Er ergriff ihre Hand und stand auf. „Ich hab' genug an der einen," sagte er wehmütig. „Meinen Bescheid hab' ich erhalten."

„Wollen Sie schon fort, Baron?" rief sie mitleidig.

„Da ich nicht hoffen kann, mir alle diese glänzenden Eigenschaften anzueignen, die Sie aufzuzählen die Gnade hatten, werde ich wohl müssen," sagte er mit sauersüßem Lächeln.

Rixa reichte ihm herzlich die Hand.

„Auf ein fröhliches Wiedersehen, Baron," sagte sie, „und ich hoffe, dann bringen Sie mir die Frau mit, die Ihren Wünschen entspricht."

Er schüttelte langsam den Kopf und küßte ihr die Hand.

Auch sein Wagen rollte eilig vom Rabenhof fort. Auf dem Wege begegnete ihm der Frühling, blütenumkränzt, und er schüttelte lachend seine Locken.

Baron Fink aber sah ihn nicht. In seinem enttäuschten Herzen war es dürrer, klangloser Herbst.

Fünfzehntes Kapitel

Ein weicher verträumter Spätſommertag ſonnt ſich über reifen Kornfeldern. Die uralten Linden und Kaſtanien vor der Schloßfront beginnen leiſe rotgoldene Blätter zu ſtreuen, und bald gegen das ſommermüde Laub, bald gegen den wolkenverhangenen Himmel, durch den die Sonne dunſtig bricht, ſchwingt ſich jauchzend auf einer Schaukel eine kleine weiße Geſtalt — Erika. Rixa ſchaut mit innigem Wohlgefallen zu; ſie ſitzt auf der Schloßtreppe vor dem mächtigen Raſenrund. Behaglich ſchlürft ſie eine Taſſe Tee, und ihre Blicke ſchweifen ſeitwärts durch das Laub zu dem blinkenden Teich hinüber, der von nickenden alten Trauerweiden eingefaßt iſt. Ein weißes Boot leuchtet im Sonnenſchein auf dem Waſſer, und ein kleines lettiſches Mädchen auf dem Steg zerrt raſſelnd an der Bootskette.

„Jule!“ rief Rixa mit heller Stimme.

Das Kind hört nicht. Es war zu ſehr in ſeine nutzloſe Beſchäftigung vertieft.

„Jule! Du wirſt ins Waſſer fallen, und dann gibt's Haue. Komm her!“

Die Hände über dem runden Leib gefaltet, mit geſenktem Kopf und blöden Augen, die unter der vortretenden niedrigen

Stirn hervorlugten, kam die Kleine geschlichen. Es war das Kind eines Hofknechts, geistig zurückgeblieben, fast schwachsinnig, und Rixa hatte sich schon oft bemüht, etwas Klarheit in das arme leere kleine Hirn zu bringen.

„Komm her, Juling," sagte sie, „was magst du lieber, Birnen oder Kartoffeln?"

„Birnen!" antwortete das Kind mit verblüffender Schnelligkeit.

„Aber, Juling, was magst du mehr, Kartoffeln oder Birnen?"

„Kartoffeln," kam es wie aus der Pistole geschossen heraus.

Mitleidig legte Rixa den Arm um das verwahrloste Kind. „Juling, du hast doch eben Birnen gesagt. So denk doch nach. Sieh mal, hier ist eine Bretzel und hier ein Stück Zucker. Was willst du lieber haben? Eins von beiden bekommst du."

„Bretzel!" sagte das Kind gierig.

Rixa legte die beiden Gegenstände in umgekehrter Reihenfolge vor die Kleine.

„Nun antworte, Zucker oder Bretzel?"

„Zucker!" platzte Jule gedankenlos heraus.

Mit einem Seufzer steckte Rixa ihr das Zuckerstück in den Mund.

„Wieviel Hände hast du, Jule?"

Das Kind schwieg.

„Nun, kannst du nicht zählen? Dies hier ist eine Hand und das die zweite. Also eins, zwei."

„Eins, zwei," wiederholte das Kind stumpf.

„Also, wieviel Hände hast du?"

„Eins, zwei," stieß Jule aus dem Mundwinkel hervor, an ihrem Zucker muffelnd.

„Nein, du hast zwei Hände. Nun sag, wieviel Füße hast du? Sprich nicht gleich, denk' ordentlich nach."

„Zwei," sagte das Kind.

„So ist's recht," lobte Rixa. „Du hast zwei Hände und zwei Füße. Behalt' das hübsch und sag' mir's morgen wieder. Kannst du bis fünf zählen?"

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn," plauderte das Kind mechanisch.

„Sieh mal, das ist ja großartig. Nun zähl' doch deine Finger an der einen Hand aus. Wieviel Finger hast du?"

„Ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn."

„Nein, Jule," sagte Rixa, „so viel Finger gibt's nicht an einer Hand. Sie nahm jeden Finger einzeln fest. „Jetzt zähl' noch einmal."

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs . . ."

„Halt, halt!" rief Rixa. „Eins, zwei, drei, vier, fünf! Du hast also fünf Finger an dieser Hand und fünf an der anderen. Behalt' das ordentlich, und da hast du eine Bretzel. Nun sag' mir noch etwas: wer haut dich mehr: Vater oder Mutter?"

„Vater!" stieß das Kind prompt hervor.

„Denk ordentlich nach: Mutter oder Vater."

„Mutter!" kam es mit außerordentlicher Schnelligkeit heraus.

„Jule, Jule . . ." sagte Rixa hoffnungslos, „an dir ist Hopfen und Malz verloren. Nun aber paß auf — jetzt frag' ich dich zum letzten Male: wer haut dich wohl am meisten? Das gnädige Fräulein — ich, Vater oder Mutter?"

„Das gnädige Fräulein!" platzte Jule wieder los.

„Aber, Jule, wann hab' ich dich denn schon mal gehauen?

Das ist doch nimmer vorgekommen! Ich geb' dir Bretzeln und hau' dich niemals — weißt du das nicht?"

„Bretzeln . . ." murmelte das Kind.

Rixa strich ihr mitleidig über den Scheitel. „Geh nur, geh, meine Weisheit ist zu Ende," sagte sie.

Und vergnügt in die Bretzel beißend, trottelte Jule davon.

„Sieben Jahr! Hilf, himmlische Güte!" seufzte Rixa. Dann blickte sie zu Erika hinüber. Sie stand auf der Schaukel, und verwegen ging's hoch und immer höher.

Ein Sturz, ein Schlag auf den Kopf — und das Unglück ist da, ging's Rixa blitzschnell durch den Kopf. Was wäre dann mein Leben?

„Eri, Eri!" rief sie warnend, „nicht so hoch! Setz dich doch!"

Und Erika setzte sich gehorsam.

Für wie unendlich viel habe ich zu danken! dachte Rixa, und eine weiche, liebreiche Stimmung erfüllte ihre Seele. Verträumt blieb sie sitzen — da schrak sie auf. Das Rollen eines Wagens kam näher und immer näher.

Ein abgetriebener Gaul, ein jüdischer Fuhrknecht auf dem Bock und in dem Wagen eine graue Gestalt. Die Gestalt stand auf und ließ ein weißes Tüchlein wehen. Das Gefährt bog an dem Gesindehause, an den Ställen und Remisen vorbei und schwenkte um das Rasenrund. Noch immer wehte das Tüchlein.

Rixa war aufgesprungen. „Dora!" schrie sie leidenschaftlich. „Sind Sie's wirklich?"

Und Dora Bruckner stand in dem Wagen, ihr Gesicht war feucht von Tränen, und sie lächelte.

„O Rixa, liebe, liebe Rixa!"

Der Wagen hielt, die Freundinnen lagen sich in den Armen.

„Wo in aller Welt kommen Sie her, Dora?"

„Geradeswegs aus Paris!"

„Aber Sie wollten doch länger dort bleiben!"

Dora kehrte mit einer tragikomischen Gebärde die leeren Taschen ihres Regenmantels um.

„Unmöglich!" sagte sie seufzend. „Das Reisegeld von Riga bis hierher habe ich mir borgen müssen."

Rixa schüttelte den Kopf. „Sie verdienen einen gründlichen Ausputzer! Wozu hat man denn Freunde, wenn man sich nicht an sie wendet?"

Dora lachte halb verlegen, halb bitterlich.

„Man nutzt seine Freunde nicht aus," sprach sie.

Kopfschüttelnd sah Rixa sie an. „Sie sehen mager und angegriffen aus. Nun, ich freue mich unbändig, Sie wieder zu haben. — Fahrt in den Stall!" gebot sie dem Kutscher. „Und nun kommen Sie zu Mama, Dora!"

Das Elfchen schmeichelte sich an die Malerin heran. „Tante Dora — guten Tag!"

„Ei, wie du groß geworden bist in dem einen Jahr, Erika!"

Dora herzte und küßte das Kind.

„Ich bin schon über sechs Jahre alt!" sagte die Kleine stolz.

Der Himmel hatte seine Schleusen geöffnet. Ein feiner sprühender Landregen ging den Rest des Tages nieder. Rixa und Dora saßen behaglich im vormaligen Atelier.

„Nun, erzählen!" sprach Rixa. „Und zwar ordentlich, der Reihe nach. Wann sahen Sie Mr. Bright zuletzt?"

„Vor drei Wochen. Er suchte mich in meiner Mansarde auf und war entsetzt. Er wollte mir durchaus Geld vorschießen."

„Und Sie nahmen's nicht — sieht Ihnen ähnlich!" sagte Rixa strafend. „Weiter — wie sah er aus? Wie ging es ihm?"

Dora seufzte. „Nicht zum besten. Er hatte einen Rückfall gehabt nach einer schweren Lungenentzündung und war wieder unterwegs nach Wehrawald. Den Winter gedachte er an der Riviera zu verbringen."

Rixa schwieg. Sie war sehr bleich geworden. „Darum hatte ich seit Monaten so einsilbige Nachrichten von ihm," murmelte sie.

„Nun und Sie, Dora?"

„Ich hab' gearbeitet."

„Das kann ich mir lebhaft vorstellen. Gearbeitet bis zur Selbstvernichtung."

„Nein, nur zur Selbsterhaltung. Zwei meiner Bilder sind im ‚Salon' angenommen worden."

Rixa fuhr auf. „Menschenkind, und das sagen Sie nur so nebenher? Haben Sie den Größenwahn? So lassen Sie sich doch gratulieren!"

Dora traten die Tränen in die Augen. „Rixa, was sind Sie doch für ein goldener Mensch! Wie verstehen Sie es, sich mit zu freuen an dem Erfolge anderer! In Ihnen lebt auch kein Fünkchen Neid."

„Neid — — mir scheint, Ihre Verstandeskräfte haben gelitten!" sagte Rixa trocken.

Mit einer leidenschaftlichen Gebärde reckte Dora die mageren Arme empor.

„Ach, sagen Sie das nicht, Rixa. Paris ist ein Babel, das habe ich erst jetzt so kennengelernt. Gutmütige Menschen gibt es viele, großangelegte fand ich noch nicht, mit einer Ausnahme. Und Neid, Neid ist etwas Entsetzliches. Jeder

versucht den andern zu verkleinern, von seinem Sockel herunterzureißen, als gälte es das Leben. Jeder stellt sich auf die Schultern seines Hintermannes, — es ist ein Wettkampf, ein gieriges Ringen, ein Frohlocken über jeden Gefallenen. Nichts von Mitfreude, nichts von Teilnahme an dem Erfolge des Nächsten — im besten Falle ein Totschweigen!"

Finster sah sie vor sich nieder.

„Und dann," fuhr sie fort, „kein Idealismus. Nichts um der Kunst willen. Erfolg und Geld — das sind ihre zwei Götzen. Wird dies Sujet ‚ziehen'? Wird es etwas einbringen? Mit diesem Gedanken beginnen die meisten ihr Werk. Damit werden die ersten Kohlenkonturen hingestrichen. Man wird arm in solcher Umgebung, Rixa."

„Hatten Sie keine Freunde?"

„Meinen Professor Janin darf ich wohl so nennen. Der ist ein großer Künstler! Das ist eine Ausnahme!"

Ihre Augen leuchteten.

„Und die Malerinnen?"

„Sprechen Sie mir nicht von diesen Weibern!" rief Dora heftig. „Ihr vornehmstes Ziel ist: wie kapere ich mir einen Mann? Wenn jemals, so bin ich jetzt zu dem Resultat gekommen: ich bleibe eine ehrsame alte Jungfer, eine ledige Malerin und lebe meiner Kunst. Die ist doch wenigstens treu."

„Sind die Franzosen denn so windig?"

„O je!" rief Dora mit komischer Verzweiflung. „Ein Weib ist ihnen nur Sache des Genusses — nichts mehr. Daß ein Weib auch ein Mensch sei und eine Seele habe — daran denken die wenigsten."

Rixa wippte nachdenklich ihren kleinen zierlichen Fuß in dem Bronzelederschuh auf und nieder.

„Sie sind mir in einem schönen Zustande wiedergekehrt!“ sagte sie mitleidig. „Wie ein gerupfter Schwan!“

„Ach, und dennoch flöge der gerupfte Schwan, oder sagen wir lieber die gerupfte Gans auf ihren Flügelresten für ihr Leben gern wieder hin. Ich habe noch viel zu lernen, Rixa. Aber daran ist gar nicht zu denken. Ich habe vor, mich jetzt in Riga als Zeichenlehrerin niederzulassen, und nach zwei, drei Jahren, wenn das Glück gut ist, habe ich's vielleicht wieder dazu.“

„Wenn Sie das täten, verdienten Sie wirklich das geschmackvolle Epitheton, das Sie sich gaben!“ sagte Rixa ärgerlich.

„Ich bitte Sie um alles in der Welt — was bleibt mir denn übrig?“

Rixa griff in die Tasche und zog ein kleines Saffiantäschchen hervor. Mit einem geschickten Schwunge warf sie es Dora in den Schoß.

„Dies einstecken,“ sagte sie herb, „und nachdem Sie mich durch eine sechswöchentliche Anwesenheit erfrischt und aus meinem ländlichen Dusel gerissen haben, wieder nach Paris reisen.“

Dora wurde blutrot.

„Nein!“ rief sie flehend, „Rixa, nein, das kann ich nicht.“

Rixa stand auf und stellte sich drohend vor sie hin. „Seien Sie kein Kind!“ herrschte sie sie an. „Wie? Meine Liebe und Freundschaft anzunehmen, das stört Sie nicht im mindesten — nicht wahr? Nun, was meinen Sie wohl — was ist mehr, und was schätze ich selbst höher ein? Meine Freundschaft oder ein paar lumpige Rubel, die ich Gott sei Dank entbehren kann? Ich versichere Sie, das da ist mein Eigentum, es gehört mir ganz allein. Ich habe niemandem Rechenschaft davon zu

geben. Also seien Sie vernünftig, Dora, und nehmen Sie's. Ich habe Sie noch nie und nimmer um etwas gebeten. Sehen Sie, jetzt bitte ich, und Sie wollen mir meine erste Bitte abschlagen!"

Dora saß schweigend da. Die Tränen liefen ihr über die Wangen. Sie wagte nicht das Täschchen zu berühren. „Ich kann nicht . . ." murmelte sie leise.

„Sie können nicht?" Rixa zog andere Saiten auf. „Nun weiß ich, was ich von Ihrer Liebe zu halten habe. Sie sind ja hochmütig wie Luzifer. Und Hochmut geht Ihnen über die Freundschaft. So hätte ich mich doch in Ihnen geirrt. Das tut weh."

„Rixa, liebste Rixa!" rief Dora außer sich.

„Schweigen Sie!" herrschte Rixa sie an. „In Ihnen glaubte ich einen richtigen Menschen gefunden zu haben, einen echten Menschen, ohne kleinliche Bedenken, Vorurteile und dergleichen. Ich habe mich immer nach solchen Menschen gesehnt, nach einer Oase auf der Welt, wo die Menschen als Menschen einander nahe stehen, wo das Wort Geben und Nehmen nie ausgesprochen wird. Ich bin, scheint es, zu anspruchsvoll gewesen, ich muß mich bescheiden lernen!" sagte sie schmerzlich.

Dora war aufgesprungen. Das wertvolle Täschchen lag am Boden.

„O, Rixa!" rief sie schluchzend, „was sind Sie für ein großer, gütiger Mensch!"

„Sprechen Sie mir nicht von Größe!" sagte Rixa finster. „Sie schlagen mich damit und tun mir weh. Selbstverständlichkeiten sind keine Größe."

Dora bückte sich und steckte das Täschchen zu sich.

„Ich bin besiegt," sprach sie heiser.

Da fiel ihr Rixa um den Hals. „Sie lieber, lieber Kerl!“ rief sie jubelnd. „Also hab' ich mich doch nicht in Ihnen getäuscht. Wie danke ich Ihnen! Aber wenn Sie mir je ein Wort von Geld und Wiedergeben reden, so ist's aus zwischen uns. Merken Sie sich das, Gnädigste!

Und nun kommen Sie zum Abendessen. Der Gong hat schon einmal geläutet, wir dürfen Mama nicht warten lassen.“

Am Abend öffnete Dora mit zitternden Fingern das Täschchen. Ihr wurde schwarz vor den Augen. Tausend Rubel in Wertpapieren fielen heraus. — —

Die Zeit hatte den beiden Freundinnen zum Trotz Siebenmeilenstiefeln angezogen. Mit mißlicher Eile galoppierte sie vorwärts, und ehe man sich's versah, stand wieder der Abschied vor der Tür. Es ist eine alte Wahrheit, daß man diejenigen sehr lieb gewinnt, denen man Gutes getan, — und so war es denn natürlich, daß Rixa ihren Schützling Dora ganz fest in ihre Herzkammer schloß. Das Quartier sei zwar etwas verwohnt, sagte sie in ihrer krausen wunderlichen Art, aber wenn Dora keine allzu hohen Ansprüche machen wolle . . .

Es hatte sich von selbst gemacht, daß sie jetzt „Du“ zueinander sagten, „damit die Wahrheiten, mit denen sie einander dienten, natürlicher klängen“. Ihrer verschlossenen Art gemäß schwieg Rixa von der Entwicklung, die sie innerlich erkämpft hatte, aber Dora verstand es in dem Irrgarten, Seele genannt, zu lesen und sich die goldenen Brücken zu bauen, auf denen ihr gläubiges Vertrauen zu Rixa von all den Kämpfen und Enttäuschungen der großen Welt ausruhen konnte.

Paris, die Millionenstadt atmete, pulsierte, fieberte und schlief. Paris, die Millionenstadt verschlang täglich so viele Hunderte von Existenzen, spie täglich neue Lust und neues

Elend und neuen Jammer aus, schmückte sich täglich mit protzigem Reichtum, buntem Gefieder, verwarf täglich den sauren Schweiß von Abertausenden, belohnte die glücklichen, kecken Streber, strafte die gläubigen Himmelsstürmer und hob je nach Laune und Willkür bald das Genie auf seinen Schild, bald die Gerechtigkeit, bald die vorsichtige schleichende Gemeinheit. Das glänzende Paris, die Millionenstadt, war ein gieriges Ungetüm, und seine Speise waren und sind — Eintagsfliegen. Was war in Paris eine suchende, strebende Seele? Staub ... Staub!

Aber Paris, die Millionenstadt schmolz zu einem nichtigen Traumbild zusammen, denn Dora hatte in dem fernen, weiß verschneiten Kurland eine Menschenseele, der sie sich ganz zu eigen gegeben hatte, die sie liebte und verstand.

So hatte sich die stille Welt Rixas wieder in wartende Winterruhe gehüllt. Wochen und Monate flogen dahin, und die große Weberin Zeit spann glänzende, unauflösliche, ewige Fäden in die Seelen, die, aufeinander angewiesen in dem einsamen Schlosse, ihr Glück fest und sicher ineinander fanden.

Die Gesundheit der Gräfin hatte sich scheinbar wieder gebessert; von Mr. Bright kamen beruhigende Nachrichten, und Rixa sah mit hoffnungsvollen, ernsten, glänzenden Augen in die Zukunft.

Sechzehntes Kapitel

Die Zeit hat ihre Launen wie jedes weibliche Weſen. An ihrem Webſtuhl beliebt es ihr manchmal ſprühende Farben, phantaſtiſche Formen und heitere, prangende Blumenmuſter in ihr Gewebe zu wirken, bald düſtere ſchwermütige Bilder hineinzufügen, — in ein paar Tage Ereigniſſe und Begebenheiten von durchgreifender Tragweite zu häufen, oder wieder Monate und Jahre an einem grauen farbloſen Hintergrund zu weben, dazu beſtimmt, die leuchtenden Muſter nur um ſo wirkſamer von dem eintönigen Grunde abzuheben. Denn die Zeit, obzwar nur ein Weib, iſt eine große Künſtlerin.

Auch in Rixas jungem Leben arbeitete ſie ſeit drei Jahren ſtetig und geduldig am Grunde und zog bedächtig ihre feinen ſilbernen Fäden hin und her. Bisweilen rückte ſie ihre Brille zurecht und beſchaute mit Behagen ihr Werk, half hier ein wenig nach, zog dort ein krauſes Fädchen glatt, aber im ganzen und großen, man ſah es ihr an, war die Zeit mit ihrem Gewebe zufrieden und ſchmunzelte behaglich dazu.

Rixa war nun vierundzwanzig Jahre alt und für ein neunjähriges Töchterchen alſo ein blutjunges Mütterchen. Stetig und kaum ſichtbar war ſie innerlich gewachſen und gereift.

Äußerlich hatte sich wenig für sie verändert. Der Zustand der Gräfin war fast minder besorgniserregend wie früher. Zweimal hatte sie den Entschluß gefaßt, eine Erholungs- und Kurreise ins Ausland anzutreten, zweimal hatte sie den Entschluß wieder fallen lassen, da sie die Strapazen der Reise fürchtete. Einige silberweiße Fäden in dem reichen Blondhaar der Gräfin, einige feine Fältchen in der Stirn und um die Mundwinkel herum und ein leidender müder Zug gaben dem schönen sanften Gesicht mit den klaren, kräftig gemeißelten Zügen fast einen Reiz mehr. Ja, die Zeit war ein launenhaftes Weib, und die Gräfin gehörte offenbar zu ihren bevorzugten Lieblingen.

Von Mr. Bright hörte Rixa in den letzten Monaten Gutes. Er schien die schleichende Krankheit noch einmal überwunden zu haben. Dora hatte sich in München als „frei praktizierende Künstlerin" niedergelassen. Ihr Stern begann zu leuchten. Ihre humor- und seelenvollen Briefe waren jedesmal ein Fest für Rixa.

Vetter Wolf hatte die Marinekadettenschule durchgemacht und trieb als flotter Leutnant auf den ostasiatischen Gewässern umher. Zweimal im Lauf der drei Jahre hatte er einen kurzen Urlaub in Rabenhof bei seinen Verwandten zugebracht. Sein väterliches Gut wurde von einem tüchtigen deutschen Verwalter bewirtschaftet.

Männlicher, fester und schöner war er geworden. In einem Punkt war er derselbe geblieben, in seiner abgöttischen Verehrung Rixas. Die sanften Augen der Gräfin ruhten mit stiller Befriedigung auf den kraftvollen, gebräunten Zügen des jungen Mannes, und eine freudige Hoffnung leuchtete zuweilen in ihnen auf, zumal wenn Rixa in gnädiger Laune

ihrem Vetter freundschaftlich die Leviten las. Rixa hatte offenbar Achtung vor ihm — ja, das fühlte er mit jubelnder Freude, aber das ersehnte Wort: „Wenn ich zu dir hinaufschauen kann, will ich dir's ehrlich sagen", hatte sie noch nicht gesprochen. Noch nicht. Würde sie es denn jemals sagen können? Wolf zweifelte daran, doch verzweifelte er nicht. Wie er auch strebte und sich mühte, innerlich reif und fest zu werden, — ein Mann zu sein — immer schien es, als sei ihm Rixa um einen weiten Vorsprung voraus. Sie war ihm voraus, als Mensch, als Weib, als denkende Seele, und oft trat ihm das blitzartig vor das Bewußtsein. Und dennoch verzweifelte er nicht. Er wuchs an seiner Liebe zu Rixa wie sie an ihrer Mutterschaft, und zum ersten Male wurde ihm der Ernst und die Größe ihrer Aufgabe klar. Zum ersten Male auch begann er sich für das Elfchen zu interessieren, denn das Kind — das wußte er — ließ sich weder aus Rixas, noch auch aus seinem Leben ausschalten. Er hatte Erika niedliche japanische Spielereien aus Japan und China mitgebracht, und das Entzücken der Kleinen überstieg alles Maß.

Zum ersten Male auch wurde sich Rixa einer eigentümlichen Gefahr bewußt: Erika verstand es, sich mit frühreifer, echt weiblicher Gefallsucht an Onkel Wolf heranzuschmeicheln, und entwickelte dabei eine feine Grazie und eine halb bewußte Koketterie, die Rixa schmerzlich die Frage ihrer Herkunft nahe legte. Bis jetzt — das fühlte sie — war Erika ihr Kind gewesen; sie hatte wie ein junges durstiges Pflänzchen alles, was Rixa ihr zu geben vermochte, in sich aufgesogen. Sie war naiv und phantastisch, das hatte Rixa gefreut, und sie hatte es behütet, — sie war aber auch kokett und eitel und von einer unkindlichen Leidenschaftlichkeit. Das war etwas Fremdes,

und davor machte Rixa Halt. Onkel Wolf, der schöne Onkel, hatte von jeher in Erikas Gunsten gestanden, aber wie sie sich jetzt bemerkbar zu machen wußte, wie sie es schon jetzt verstand, ihm feurige Blicke zuzuwerfen, — das erfüllte Rixa mit Unbehagen, mit Angst und Schrecken. Ein gefährlicher Keim war in dem neunjährigen Kinde verborgen — sollte es erbliche Belastung sein? Und konnte er noch gemäßigt und unterdrückt werden?

Erika war ein wunderschönes Kind. Ihre zarte Gestalt hatte sich gestreckt, ihre blonden Locken umflatterten ein feines weißes Gesichtchen. Fromme, große blaue Augen sahen halb sehnsüchtig, halb weltkindlich unter dunklen, seidigen Wimpern und feinen, gewölbten Brauen in die Mienen der Leute und wußten sich nach diesen zu richten. Ein leidenschaftlicher Mund, die Lippen sehr rot, das Kinn ein wenig spitz, die Nase schlank und fein, — und das ganze Gesichtchen von einem Ausdruck von Reinheit und Anmut zusammengehalten, so daß sie in einem Augenblick einem entschwebenden Engel, in dem anderen einer neckischen Elfe glich. Einst hatte sie Rixa zum Geburtstag der Gräfin in weiße schleppende Gewänder gehüllt und sie mit einem Palmenzweig in der Hand ein Gedicht hersagen lassen. Der Eindruck des Engelhaften war so stark gewesen, daß Rixa sich bedrückt vornahm, nie wieder ein ähnliches Experiment zu versuchen, und das Kind voll Angst an ihr Herz preßte. Es fehlten nur die Flügel, und die lichte Erscheinung hätte wie selbstverständlich davonschweben müssen. Dazu war das Kind sehr zart, und oftmals fiel Rixa das Bild der Mignon ein, einer blonden Mignon diesmal, die die Sehnsucht nach dem Lande verzehrte, „wo im dunklen Laub die Goldorangen glühn".

Nach Vetter Wolfs Abreise war das Elschen wieder das harmlose liebliche Kind von ehemals, und die Tage flogen in lichtem Frieden dahin.

Eine humorvolle Abwechslung trat einst in der Gestalt des verwitweten Baron Fink senior auf, der Rixa in aller Form um die Gnade ihrer Hand bat. Aber wie sein vorsichtiger Sohn mußte auch er sich mit einem Korbe begnügen, „dem niedlichsten Körbchen der Welt", wie er ironisch sagte, allein es war doch immerhin ein Korb.

„Mama, ich gehöre jetzt schon zur zweiten Kategorie!" sagte Rixa lachend. „Die Jugendlichen haben mich, wie es scheint, aufgegeben."

In der weiteren Umgebung Rixas hatte sich manches verändert. Marga Richthoven hatte sich nach einigem Schwanken zwischen dem jungen Baron Osterloh und Herrn von Henning für den Baron entschieden. Doch war sie schon seit einem Jahr Witwe, und nun ließ sie ihre gefährlichen Reize wieder spielen und funkeln und meinte, es wäre doch so übel nicht, auf dem Osterlohschen Gute einen Mallehrer zu haben, der dazu noch ihr Gatte sei. Man sprach von einer bevorstehenden Verbindung Herrn von Hennings mit seiner treuesten Schülerin.

Ihre beiden jungen Schwägerinnen, die Osterlohschen Mädchen, besuchten die Mitauschen Bälle und erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit. Man nannte sie „die Wiesenpferdchen".

Die Baron Meyenbach klagte und jammerte so andauernd um ihr verstorbenes Glück, daß sie selbst daran zu glauben begann. Baroneß Trittwitz glitt noch ab und zu wie ein düsterer Schatten durch das vereinsamte Richthovensche Haus. Baron Seebach war noch philanthropischer und noch beleibter geworden

und setzte vor lauter Selbstverleugnung zuweilen eine Miene auf, als wolle er sich selbst auffressen.

So standen die Dinge im September 1899. Noch spann der Herbst seine goldenen Schleier. Eine leichte kristallene Eisschicht deckte schon morgens früh Pfützen und Teiche, um in der klaren warmen Mittagssonne wieder fortzuschmelzen. Die Scheunen waren gefüllt, und hier und da klang der surrende Ton der Dreschmaschine.

Still war das Schloß. Unter den goldblättrigen Kastanien, die sich scharf und glänzend gegen den gottblauen Himmel zeichneten, ruhte die Gräfin auf ihrem Liegestuhl, durch die Schloßfront vor dem Winde geschützt. Luft war ihr ein tägliches Bedürfnis. Der Sonnenglanz spielte durch das sterbende Laub, und schmerzlich-träumerisch flatterte ein zackiges Blatt um das andere zur Erde nieder. Was sollten sie noch da oben? Sie hatten ihre Bestimmung erfüllt.

Schläfrig süße Bilder zogen an dem inneren Auge der Gräfin vorüber. Ihre Seele weilte zögernd in ihrem Kinderland. Über all das Schwere ihres späteren Lebens hatten Glaube und Vertrauen und Liebe goldene Brücken geschlagen, und nun ruhte sie aus und hielt Feiertagsrast. Die Veränderlichkeit der Dinge berührte sie nicht mehr. Mit einem müden Lächeln schaute sie von einer hohen Warte wie in die Unendlichkeit eines flimmernden Nachthimmels hinein. Ein Stern kommt, der andere geht, Erwartungen werden getäuscht, Hoffnungen vernichtet, und dennoch bereitet jeden Abend von neuem die milde, allgütige Schöpferhand ein funkelndes Sternenmeer über uns, schimmernde Zeugen einer unendlichen, rätselhaften Welt. In ihren schlanken Fingern hielt die Gräfin ein Buch. Es war das Neue Testament. Sie hatte in dem achten Kapitel

des Römerbriefes gelesen und dachte lange nach über die großen Worte: „Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist.“ Über die Seiten hinweg schaute sie dem munteren Spiel Erikas zu. Das weiße Kleidchen des Kindes schimmerte durch das Weidenlaub in der Nähe des Teiches. An einem Fädchen hielt die Kleine ein Spielwerk, ein kleines japanisches Boot — es stammte von Onkel Wolf — und ließ es auf dem Teiche schwimmen. Mit leeren blöden Augen hockte die schwachsinnige Jule neben ihr und sah zu.

Die Gräfin überhörte ein Pferdegetrappel. Da kam Rixa mit fröhlichem Gesicht und schwenkte die Posttasche.

„Ich sollte mich doch sehr irren, wenn mich heut ein Vorgefühl nicht trügt,“ sagte sie. „Ich meine einen Brief von Mr. Bright durch das alte harte Leder hindurchzufühlen!“

Sie setzte sich neben die Gräfin und rückte das Tischchen näher an den Liegestuhl.

„Du hast deinen Tee noch gar nicht getrunken, Mama;“ sagte sie, „und hier ist auch die Glocke. Du darfst uns nicht durch Bedürfnislosigkeit so verwöhnen. Du weißt, den Ton dieser Glocke hört man wie die Posaune des jüngsten Gerichts auch im letzten Parkwinkel.“

Geschäftig begann sie die Riemen zu lösen und steckte den verschnörkelten Schlüssel in das alte Schloß.

„Ein Paket Zeitungen — wie, nichts weiter?“ rief sie enttäuscht. „Aber hier — da ist ein Brief, und sieh, er ist richtig von Mr. Bright aus Nervi. Nun, bin ich nicht ein guter Prophet, Mama?“

Sie öffnete das Kuvert und begann eifrig zu lesen. Es waren nur wenige Zeilen.

Sie wurde blaß, und kraftlos sanken die Hände ihr in den Schoß.

„Das — hätte ich nicht erwartet . . .“ murmelte sie tonlos. „Es ging ihm doch so viel besser!“

Sie reichte der Gräfin den Brief.

Mr. Bright schrieb:

„Contessina!

Mit heiterer Ruhe dem Ende entgegenreifen und sterben ist auch eine Kunst, und sie fällt mir nicht allzu schwer. Meine Tage sind gezählt. Ein böser Bronchialkatarrh hat mich auf ein neues, ich hoffe letztes Krankenlager geworfen. Mein altes Leiden wühlt wieder in mir. Wenn man dem Tode gegenübersteht, wie ich, und ihm Tag um Tag in die unerbittlichen Augen sieht, dann darf man auch noch einmal aussprechen, was einem Jahr für Jahr leben half. Sie halfen mir, Contessina, und wenn ich meinen Herzenswunsch sagen darf, so ist es dieser: Wenn es möglich ist, kommen Sie! Dann will ich in Frieden heimgehen, denn meine Augen haben das Glück meines Lebens geschaut, und mit dem Abglanz dieses Glücks in ihnen will ich sie schließen und still einschlafen wie ein müdes Kind.

Über Zeit und Raum hinaus

der Ihrige.“

Die Gräfin faltete den Brief zusammen.

„Wir reisen natürlich, Rixa,“ sagte sie.

Rixa schrak auf. „Wir . . . Mama? Das ist doch undenkbar — du mit deiner Schwäche . . .“

„Ich kann stark sein, mein Kind . . . für dich! Geh jetzt, mein liebes Herz, du mußt dich mit deiner Seele allein auseinandersetzen. Gott segne dich.“

Rixa beugte sich still über die liebe Hand der Mutter

und küßte sie. Dann flog sie wie gehetzt in den dunkelsten Winkel des Parks. Ihr war, als sei eine Saite in ihrem Innern zerbrochen. —

Langsam rannen große brennende Tränen aus den schönen Augen der Gräfin. Für sich begehrte sie nichts mehr. Ein Leid, das über Rixas junge Seele kam, — das konnte ihr noch tiefe blutende Wunden schlagen.

Und ihr Herz weinte bitterlich . . .

Ein leiser Klageruf schreckte sie aus ihrem Sinnen. Erika hatte ihn ausgestoßen. Das Fädchen, an dem das kleine Boot hing, war gerissen und ziellos schwamm das Spielwerk weiter in den Teich hinein.

Das Kind beugte sich weit hinüber. „Mein Boot! Mein Bootchen!" rief es jammernd.

Ohne sich zu besinnen, sprang Erika in den weißen Kahn, der diesmal einer Nachlässigkeit des Gärtners zufolge nicht angekettet war. Rixa hatte ihr das Besteigen des Bootes ein für allemal verboten.

„Erika!" rief die Gräfin mit schwacher zitternder Stimme. „Erika!"

Aber Erika hörte und sah nichts. Mit ungeschickten Ruderschlägen stieß sie vom Ufer. Schwankend glitt das Gefährt in das tiefe Wasser hinein.

Die Gräfin sah es . . . angstvoll griff sie an ihr Herz. Ein furchtbarer, nie gefühlter Schmerz schien es zu sprengen.

„E—ri—ka!" stöhnte sie noch einmal, — die kleine weiße Gestalt beugte sich tief über den Bootrand. — In krampfhaftem Zucken fuhr die Hand der Gräfin nach der Glocke — klirrend fiel sie zu Boden — ein gepreßter Schrei — ein dumpfes Röcheln — leblos, von einem jähen Herzschlage getroffen,

sank die schöne Frau auf ihr Lager zurück. Tot. Schmerzlich und träumerisch flatterte ein zackiges, goldgelbes Kastanienblatt um das andere von einem leisen Windhauch gelöst zur Erde nieder. Was sollten sie noch da oben? Hatten sie ihre Bestimmung nicht erfüllt? Ein großes Blatt legte sich schmeichelnd über die todbleiche Stirn. Es schimmerte und leuchtete im Sonnenglanz wie eine goldene Krone. — —

Mit ihrem wiedererlangten Boot in der Hand war Erika fröhlich ans Ufer gesprungen.

„Otante, Otante!" jauchzte sie, „ich hab' mein Bootchen wieder!"

Glückselig lief sie an die Gräfin heran.

Wie? Otante lag in tiefem Schlummer. Da durfte Erika nicht stören. Leise trippelte sie mit ihrem verlorenen wiedereroberten Schatz davon.

Und jetzt erst fiel es ihr schwer aufs Herz: sie hatte etwas Böses getan! Was würde Mamalix dazu sagen? Sie fürchtete nichts mehr auf der Welt, als ihr Mumeli — ihr Mütterchen hatte viele süße Namen — zu betrüben. Spornstreichs lief sie ins Schloß, durchsuchte alle Zimmer und eilte endlich in den Park hinein.

„Mumeli, Mumeli!" rief das Kind ängstlich. „Bitte, bitte, komm doch her. Ich muß dir was sagen!"

Und langsam, aus dem verwilderten Dickicht des Parkes löste sich eine weiße Gestalt. War das ihr Mumeli, ihr Mamalix? —

Totenbleich, die Augen rotgeweint, das verstörte Gesicht tränenüberströmt?

„Das Fädchen war gerissen, Mumeli," stammelte die Kleine, „das Bootchen von Onkel Wolf war fort und da . . .

ach, bitte verzeih, und da bin ich ins weiße Boot geſtiegen und hab's mir wieder geholt."

Rixa ſtarrte das Kind an, als begriffe ſie nicht. „Hat Otante es geſehen?" ſchrie ſie wild. „Antworte!"

Erſchreckt und zitternd ſtand das Kind. Das ſüße Geſichtchen war ganz blaß. „Otante hat gar nichts geſehen, ganz beſtimmt — Otante ſchläft."

„Otante ſchläft?" Ein eiſiges Entſetzen kroch durch Rixas Glieder. Wie ſie ihre Mutter kannte, konnte ſie jetzt nicht ſchlafen.

Sie ließ das zitternde Kind ſtehen und lief, als ſei ein Dämon hinter ihr, vor das Schloß.

Da lag die Gräfin. Sie ſchlief wirklich. Sie ſchlief den ewigen, den großen Todesſchlaf.

Die furchtbare Wahrheit zuckte in Rixa auf. Traumrichtig ſtand der ganze Vorgang vor ihrer lauſchenden, erſtarrten Seele.

Kraftlos brach ſie am Lager zuſammen. Noch war die Lebenswärme nicht aus der weißen, toten Hand geſchwunden.

„Mutter!" ſchrie Rixa in raſendem Schmerz. „Mutter!"

Erika war ihr gefolgt. Verſtändnislos ſtarrte ſie aus großen verwunderten Kinderaugen auf die beiden. Sie wagte es, Rixa zu berühren.

„Mumeli!" liſpelte ſie.

Da ſprang Rixa auf wie von einer Natter gebiſſen. Sie war entſetzlich, ſchreckenerregend. Es war, als ob ein böſer Geiſt ſie gepackt hätte. Ihre Augen glühten, ihre Lippen waren weiß, ihr Körper wurde von Schauern geſchüttelt . . .

„Du!“ ſchrie ſie in ungebändigter Leidenſchaft, „Du biſt ſchuld — Mama iſt tot. Mir aus den Augen — fort! Fort!“

Und doppelt verarmt ſank ſie wieder vor der Toten zuſammen.



Siebzehntes Kapitel

Die Majestät des Todes schwieg durch das stille Schloß. Die Majestät der Mutter, die nicht mehr war, pochte mit zwingendem Finger an die kranke Seele ihres Kindes und schwieg auf den Tiefen dieser Seele eine zehrende Sehnsucht, einen schneidenden Schmerz hervor, und Rixas Zorn stand armselig in seiner ganzen Nacktheit da und zitterte.

Rixa war unter der Wucht und Gewalt dieses Leides wie eine junge Edeltanne unter einer stürzenden Schneelawine zusammengebrochen. Sie konnte nichts fassen, nicht denken, sie konnte nicht weinen. Sie konnte nicht beten.

Nach ihrem furchtbaren Ausbruch war Heimchen mit dem verstörten Kinde ins Pastorat gefahren. Rixa wollte ihr Kind nicht sehen. Sie wollte allein sein mit ihrer Toten.

Und schon seit vielen Stunden war sie allein und starrte in das marmorblasse, wunderschöne, geliebte Gesicht.

Es ist ein ander Ding, wenn ein tiefes Leid über die schmerzgeprüften Seelen älterer Leute kommt. Wie ein Baum, dessen Tragfähigkeit mit der ihm allmählich aufgebürdeten Schneelast wächst, so vermag der schmerzgeübte Mensch die Bürde zu tragen, ohne sich in sich selbst zu verlieren. Legt aber die Gewalt

des Sturmes über eine ungeprüfte, jugendliche Menschenseele, dann schafft die gütige Natur einen Ausgleich, indem sie sie gegen einzelne Einwirkungen unempfindlich und stumpf macht. Den Segen des Leides zu erkennen, dazu gehört eine weit vorgeschrittene Stufe der Entwicklung.

Rixa hatte der furchtbare Orkan unvorbereitet und grausam getroffen. Sie stand der Größe ihres Schmerzes verwirrt und fassungslos gegenüber. Er hatte sie zerspalten und zerrissen. War sie nicht in allem getroffen, was sie liebte? Alles, alles brach über ihr zusammen. Der sterbende Freund, der sie rief, die tote Mutter, die sie hielt, Erika, ihr geliebtes Kleines, das sie von sich gestoßen hatte, Dora und Vetter Wolf in unendlicher Ferne . . . was hatte sie denn noch behalten? Ach, sie hatte nichts, nichts mehr, nur eine schimmernde Erinnerung, die aus fernen, versunkenen Tiefen zu wimmern schien!

Still war's im Schloß und kalt. Leise kroch die Dämmerung aus allen Ecken und tauchte alle Dinge in ein totes, wesenloses Grau. Nur das weiße Antlitz ihrer Mutter leuchtete noch im Dämmerdunkel. Rixa zündete zwei Armleuchter an und stellte sie auf Säulen neben das Bett. Wieder kauerte sie regungslos vor der Toten. Und plötzlich packte sie ein seltsames Erstaunen mit dumpfem Griff: War sie es denn wirklich selbst, die hier neben ihrer toten Mutter lag? Hatte sie denn bisher gelebt? War das Leben wert gelebt zu werden, wenn es solchen Schmerz brachte? Würde sie jemals wieder leben können?

Diese Fragen umschwirrten sie wie Mückenschwärme, schüttelten sie wie im Fieberfrost, stürzten durcheinander, überschlugen sich und rasten weiter in wilder Hetzjagd. Und dann ertappte sie sich, daß sie ganz gedankenlos dasaß und sich das Muster des seidenen Betteppichs, den sie der Mutter über die

Füße gebreitet, genau einprägte, so als müsse sie es zeichnen: zwei Quadrate links — ein Schnörkel, und drei Quadrate rechts, eine Ranke — die Farben reseda grün, olivgrün und hellbraun — zählte sie in Gedanken. Dann erschrak sie. Es war ja ihre Mutter, die da tot vor ihr lag, ihre Mutter, ihr Liebstes auf der Welt. Ja, war es denn Wirklichkeit? Nicht einmal Abschied hatte sie von ihr nehmen dürfen.

Sie starrte verzweifelt in das geliebte schöne Gesicht . . . nicht einmal Abschied . . . und plötzlich hörte sie ein leises klagendes Wimmern. Es war wie Kinderweinen. Aus der Tiefe der dunklen Zimmerflucht stieg es hervor, ganz leise und klagend, als weine ein kleines verstoßenes, frierendes Kind. Erika pflegte so zu weinen, wenn sie Schmerzen hatte . . .

Rixa stand auf, und suchend bohrte sich ihr Blick in die weiten Schloßräume. Erika war ja fort. Sie hatte sie in maßlosem Zorne fortgejagt wie einen Hund, sie hatte das feierliche Totenlager ihrer Mutter entweiht.

Die Nacht war angebrochen. Draußen jagte ein böser Wind durch die Finsternis und rüttelte an den Fensterscheiben. Und leise, ganz leise begann etwas in Rixa zu weinen. Ihr Auge war trocken, totenstarr kauerte sie da, aber in ihrer Seele weinte etwas, stärker und immer lauter.

Und wieder hörte sie, als käme es von außen her, ein schmerzliches leises Kinderwimmern. Erika war es — und sie — sie konnte es stumpf und ruhig anhören? Ja, war sie denn ein Tier?

Wie von einer geheimnisvollen Kraft getrieben stand Rixa auf. Mechanisch und sicher waren ihre Bewegungen. Sie wußte kaum, was sie tat: Sie ging durch die weite Zimmerflucht und ließ die Tote bei den brennenden Kerzen allein.

Sie hüllte sich in einen dicken Umhang, öffnete leise und vorsichtig eine Hintertür und schritt hinaus in die wehende, wühlende Herbstnacht. In den Leutezimmern, in der Küche, an denen sie hastend vorbeiglitt, brannte noch Licht.

In die dunkle, windige Nacht schritt sie hinaus. Schwere schwarze Wolken jagten am Horizont dahin wie wehende Ungeheuer. Am Himmel stand ein glänzendes Mondviertel. Und die Wolken lagerten sich wie wütende, gierige Hexen um die leuchtende Mondsichel, drängten darauf los und bliesen und bliesen. Sie wollten das Mondlicht ausblasen. Wozu sollte die Welt noch hell sein?

Schnell mit entschlossenen festen Schritten wanderte sie durch die Nacht. Ach, wenn das Weinen doch endlich aufhörte! Hinter ihr, vor ihr, von allen Seiten hörte sie das leise klagende Wimmern, und Erika stand vor ihrer Seele, blaß, frierend, im Hemdchen.

„Still, still, Erika," flüsterte Rixa, „ich komme ja, ich komme!"

Aber das Weinen wurde nicht stiller — immerzu hörte sie es — da — dort — hinter den Bäumen hervor, und hastig durchschritt Rixa den düsteren Wald. Sie ging schnell, so schnell sie die zitternden Füße trugen, immer noch nicht schnell genug, nein, nein, nicht schnell genug . . . hastig, atemlos begann sie zu laufen.

Endlich — endlich — da lag das Pastorat vor ihr, — ein breites einstöckiges Holzgebäude mit einem schmalen Aufbau. Schwarz und massig breitete es sich aus in der dunklen Nacht. In der alten halbentblätterten, großmächtigen Linde schwankte ein verlassenes Storchnest.

Rixa kannte die Zimmer wohl. Das Kind und Heimchen

waren gewiß im Fremdenzimmer links unten einquartiert. Der Pastor war mit seiner Familie ausgefahren — das hatte ihr Heimchen bestellen lassen; so mußte sie also allein zu Hause sein. Und Rixa legte ihr Ohr an die Lade. Licht schimmerte durch die Fensterritze — und ja, nun hörte sie es deutlich — das war ja dasselbe schmerzliche verhaltene Wimmern, das sie am Totenbett, im Schloß, im Walde überall verfolgt hatte. Erika weinte um ihre Härte! War es soweit gekommen?

Von Schmerz und Grauen geschüttelt, drückte sich Rixa an die Fensterlade. Nun hob sie eine zitternde Hand und klopfte, klopfte zaghaft und leise. Stille. Sie klopfte noch einmal.

Da klang es wie ein zaghafter Vogelruf, ängstlich fragend „Mumeli," und dann lauter: „Mumeli!"

„Ja, ja!" stieß Rixa atemlos hervor.

„Mumeli!" brach es jubelnd durch das Schweigen.

Eine feste Hand arbeitete an der Lade, sie flog zurück — das Fenster öffnete sich, Heimchen beugte sich angstvoll heraus und auf dem Fenstergesims stand bebend und jauchzend eine kleine, weiße, zagende Gestalt.

„Mumeli, mein Mumeli, ach, verzeih, ach, sei mir nicht böse! Ach, ich hab' dich ja so furchtbar, furchtbar lieb!"

Und Rixa hielt sich fest am Fensterkreuz und schwang sich in die Stube hinein.

„Ankleiden!" sagte sie heiser. „Schnell, schnell, Sie bleiben hier, Heimchen, und erklären Pastors alles."

Heimchen starrte sie entgeistert an. Hatte ihre junge Herrin den Verstand verloren?

Mit fliegenden rastlosen Fingern zog Rixa dem Kinde Röcke und Kleider über, band und hakte und hüllte es in sein warmes Mäntelchen.

„Komm, mein Liebling!“ murmelte sie. „Komm schnell, schnell!“

„Doch nicht zu Fuß — allein in der Nacht!“ kreischte Heimchen.

„Still, Heimchen, still. Lassen Sie nur, wir beide gehören ja zusammen.“

Rixa sprang aus dem Fenster und hob das zitternde Kind mit hinaus.

Dann nahm sie es in ihre Arme, drückte es fest an ihre Brust und hüllte es vorsorglich in ihren Umhang.

Erika hatte sich dicht an ihr Mütterchen geschmiegt wie ein krankes Vögelchen. Sie beide gehörten zusammen.

„Bin ich dir nicht zu schwer, süße Mumeli?“

„Nein, nein! Still, Kind, sprich nicht!“

Rixa trug kraftvoll und elastisch ihre Bürde weiter. Zum zweiten Male im Leben trug sie ihr Kind eine so weite Strecke. Jetzt aber war es ihr Kind, mehr als jemals. Sie wußten es beide.

„Ich war hart ... ich war böse,“ murmelte Rixa in schrankenloser Zärtlichkeit. „Jetzt aber ist alles vorüber, ich konnte so nicht leben. Du bist mein, ganz mein!“

„Ganz dein, Mumeli!“ flüsterte das glückselige Kind.

Achtzehntes Kapitel

Pastor Kröner bewies in dieser bösen Zeit der seelischen Not, die über Rixa hereingebrochen war, wie viel ein echter feinfühliger Freund zu sein, zu helfen und zu geben vermag.

In seiner zarten, unaufdringlichen Art stand er Rixa zur Seite. Zartheit war seine persönlichste Note. „Ein rechter Geistlicher braucht drei Dinge," pflegte er zu sagen, „erstens Takt, zweitens und drittens Takt." Mit seiner Persönlichkeit widerlegte er jedoch seine eigenen Worte, denn er war unstreitig ein rechter Geistlicher und hatte außer vielem Takt und einer glänzenden Rednergabe noch manches andere dazu.

Vor allem war es notwendig, Rixa einen männlichen Anverwandten und Berater an die Seite zu stellen. Der geschäftliche Beirat der Gräfin und Bevollmächtigte des Gutes, Baron Lüdinghofen, war ins Ausland verreist und in einem Kurort schwer erkrankt. Sein Vertreter, Baron Seebach, regelte an seiner Stelle die Gutsangelegenheiten. Von Verwandten besaß Rixa nur noch einen Grafen Rodern, einen Vetter ihres Vaters. Er war Witwer, führte in Mitau ein abgeschlossenes Junggesellenleben und sollte ein wunderlicher Kauz sein. Rixa hatte ihn nur einmal als Kind gesehen.

Eine Depesche des Pastors führte den Grafen Rodern schleunig herbei.

Als der steife, hochgewachsene alte Herr mit dem grauen Vollbart, der hohen gefurchten Stirn und der scharfgeschnittenen Nase aus dem Wagen stieg und Rixa begrüßte, überraschte er sie durch die grimmig hervorgestoßenen Worte: „Also doch . . . traurige Veranlassung . . . sagten Sie was?"

Dann schüttelte er ihr mit einer kraftvollen Wucht die Hand, daß ihr die Tränen in die Augen traten.

Die Pastorin Kröner war auf einige Tage ins Schloß übergesiedelt und suchte Rixa in ihrer stillen, geräuschlosen Art behilflich zu sein. Doch gab es allerhand unaufschiebbare Dinge, die Rixa selbst besorgen mußte, und ihre wunde Seele brannte, ihr Kopf schmerzte zum Springen, und sie war unsagbar müde.

In einem weißen Sarge, ganz in fleckenloses Weiß gekleidet, wie es die Gräfin von jeher geliebt hatte, lag sie im großen weißen Saale unter einem Wald von Palmen aufgebahrt.

An der herben Hoheit und stillen Größe dieses Anblicks holte sich Rixa immer wieder die Kraft, die sie brauchte.

Im Schloß herrschte ein rastloses Treiben. Boten mußten nach allen Richtungen in die Nachbarschaft ausgesandt werden. Schneiderinnen hatten mit Trauerkleidern alle Hände voll zu tun. Der Tag der Beerdigung war endlich angesetzt.

Dann kam noch eine Aussprache mit dem Verwalter. Martin Grundmann, ein halbwegs germanisierter Lette, hatte schon zu Lebzeiten des Grafen die Verwaltung des Gutes angetreten. Er war der Gräfin treu ergeben gewesen und nun fragte er bei Rixa an, ob er weiter in ihrem Dienst bleiben dürfe.

Als er die schlanke ernste Gestalt der Komteß zum ersten Male in schwarzen Trauerkleidern erblickte, brach der Mann in Tränen aus.

Ehrfurchtsvoll küßte er ihr beide Hände und brachte sein Anliegen unter Stottern und Schluchzen hervor.

„Gnädigste Komtesse," stammelte er, „was für'n Unglück! Was für'n Unglück!"

„Ja!" sprach Rixa schwer. „Es hat uns alle unvorbereitet getroffen, lieber Grundmann."

„Dürfte ich die gnädigste Frau Gräfin noch einmal sehen?"

Sie führte ihn in den weißen Saal. Große stille Tränen rannen über das gebräunte Antlitz des einfachen Mannes.

„Sie war eine gute Frau," flüsterte er endlich scheu, „eine gute, gute Frau!"

Rixa bedeckte die Augen mit der Hand. Diese einfachen Worte des ungeschulten Mannes ließen endlich den Tränenstrom hervorbrechen, den sie so lange ungeweint in der schmerzenden Seele getragen. Sie lehnte sich kraftlos an den Sarg und weinte bitterlich.

Unter den struppigen gelben Brauen sahen die wasserblauen, treuherzigen Augen sie ernsthaft an. Die gebückte, knochige Gestalt richtete sich auf.

„Im Angesicht unserer gnädigen Gräfin verspreche ich Ihnen, gnädigste Komtesse, Ihnen ferner ein treuer Diener zu bleiben, wenn Sie mich behalten wollen."

Rixa reichte ihm die Hand. „Kommen Sie, Grundmann," sagte sie, „ich brauche Sie mehr, als Sie glauben."

Sie warf sich in ihrem eigenen Zimmer auf einen Sessel.

„Nehmen Sie Platz, ich habe mit Ihnen zu reden."

Schüchtern und dennoch mit einem warmen väterlichen

Blick setzte er sich ihr gegenüber. Es war nicht mehr die muntere kleine Komteß, die ihn mit ihren lustigen wunderlichen Einfällen entzückt hatte, — seine junge Herrin sprach zu ihm.

„Ich gedenke in der nächsten Woche ins Ausland zu reisen, Grundmann," sagte Rixa mühsam. „Ein Sterbender ruft mich. Ich darf die Reise nicht aufschieben. Fräulein Groß und Erika nehme ich mit. Es ist möglich, daß ich lange fortbleibe. Ob jemand an meiner Stelle solange hier wohnen bleibt, weiß ich nicht. Vielleicht überrede ich den Grafen Rodern dazu. Vielleicht auch nicht. Mehr als je zuvor muß ich mich daher auf Ihre Treue verlassen können, lieber alter Freund. Baron Lüdinghofen ist krank, wann er zurückkehrt, ist die Frage. Ich bitte Sie, alles Geschäftliche in demselben Sinne wie früher weiterzuführen und Ihre Bücher zur Durchsicht für Baron Lüdinghofen bereit zu halten. Die Dienstboten im Schloß sollen nicht entlassen werden und ihre Löhne weiter beziehen. Die Wirte haben ihre Pachten bisher pünktlich gezahlt, wie?"

„Bis auf zwei, gnädigste Komtesse — der Grandsche Wirt und der vom Kruhminggesinde sind uns noch fünfhundert Rubel schuldig geblieben."

„Ich werde Baron Seebach bitten, sie nicht zu hart zu drängen. Dem Kruhmingwirt könnten wir diesmal die Pacht erlassen. Meinen Sie nicht? Er hat durch Feuerschaden gelitten."

Der Verwalter zog die gelben buschigen Augenbrauen hoch. „Es war eigene Nachlässigkeit, gnädigste Komtesse," sagte er. „Ist überhaupt kein tüchtiger Wirt, und das Gesinde kommt herunter."

„Ich möchte meinen Besitz nicht mit einer harten Gerechtigkeit antreten. Zur Gerechtigkeit bleibt uns noch Ursache genug. Erlassen wir ihm die Pacht!"

„Ganz wie gnädigste Komtesse beschließen."

„Für das Armenhaus sorgen Sie wie bisher. Zu Weihnachten sollen den Gemeindearmen hundert Rubel aus meiner Kasse ausgezahlt werden."

„Bisher waren es sechzig," bemerkte der Verwalter.

„Tut nichts. Dafür können Sie den Obstgarten in Pacht geben."

„Gedenken denn Komtesse über den nächsten Sommer fortzubleiben?" fragte Grundmann erschreckt.

Rixa sah ihn mit feuchten Augen an. „Ich weiß es nicht," murmelte sie. „Jedenfalls sind Sie so gut, mich wissen zu lassen, sollten irgendwelche Veränderungen notwendig sein. Ihnen selbst, lieber Grundmann, erlaube ich mir, Ihnen Ihr übliches Weihnachtsgeschenk schon jetzt zu überreichen." Sie zog ein Kuvert hervor. „Den Überschuß verwenden Sie zu Ihrem eigenen Behagen."

„Vielen, vielen Dank, gnädigste Komtesse."

Gerührt beugte er sich über ihre Hand.

„Nicht Sie haben mir, ich habe Ihnen zu danken, lieber Freund. Ihre langjährigen treuen Dienste lassen sich mit Geld nicht aufwiegen. Hier," sie zog ein kleines Kästchen aus der Tasche, „dies hier ist ein persönliches Andenken von der Gräfin für Ihre Frau. Meine Mutter hat die Brosche oft getragen."

Wieder stürzten helle Tränen dem Mann über die Wangen.

„Sie sind zu gut, gnädigste Komtesse! Es . . . es tut mir sehr, sehr leid, daß Sie fortreisen. Ich, wir alle, werden Sie mit Sehnsucht und Freude erwarten."

„Sollte ich noch etwas vergessen haben?" Rixa strich sich müde über die Stirn.

Der Verwalter schüttelte den Kopf.

„Ach ja!“ rief Rixa. „In allen Kirchenfragen wenden Sie ſich an den Paſtor. Sie wiſſen doch, daß die Gräfin immer darauf ſah, daß das Kirchenkorn, das Holz und alle Leiſtungen fürs Paſtorat beſonders pünktlich geliefert werden. Die Kirchenbettler ſollen am Freitag“ — ſie ſchluckte haſtig — „am Tage der Beerdigung mit fünfundzwanzig Rubeln extra beſchenkt werden, die Schulkinder bewirtet. Vergeſſen Sie nur nichts, lieber Grundmann, was Enttäuſchung oder böſes Blut machen könnte!“

„Gut, gut, gnädigſte Komteſſe, Sie tun wirklich zu viel.“

Rixa drückte dem treuen Manne die Hand.

„Gott helfe uns allen unſere Pflicht tun!“, ſagte ſie ernſt. „Mir vor allem. Noch eins, lieber Grundmann, unſere Dienſtboten und unſere Knechte haben doch keine Urſache zu klagen?“

„O je!“ rief Grundmann entrüſtet, „wer hier klagen wollte, der müßte ja ſchon ein ganz ſchlechter Menſch ſein. Wohnung und Deputat haben ſie ja beſſer als anderswo, und ſie werden ja gehalten wie eigene Kinder.“

Rixa ſchwieg einen Augenblick. „Sehen Sie, mir liegt daran, Ihr Urteil darüber zu kennen, weil man in letzter Zeit viel von Unzufriedenheit der Leute gehört hat.“

„Ich weiß wohl, gnädigſte Komteſſe, aber hier hat man bis jetzt nichts gehört, und wenn einmal einer große Reden führte, haben ihn die anderen ausgelacht. Das ſind ja alles Dummheiten. Noch heute morgen habe ich geſehen, wie der alte Ohſoling über den Tod der gnädigen Gräfin wie ein kleines Kind geweint hat. Die Leute hängen an Ihrem Hauſe.“

Mit einem warmen Händedruck verabſchiedete Rixa den Verwalter. — —

Der Freitag und die Stunde der Beerdigung waren herangekommen.

Noch einmal hatte Rixa allein vor dem Sarge geſtanden und Abſchied genommen von den geliebten Zügen. In ſeltſamer verklärter Schönheit und Hoheit, in marmorblaſſer, ſteinerner Ruhe lag das ſtille Antlitz da, von der Fülle blonden Haares gekrönt. Etwas Fremdes, unbeſchreiblich Erhabenes leuchtete von der edlen Stirn. Weiße duftende Roſen hüllten die ganze Geſtalt ein.

Wie beredt können nicht Lippen ſein, die zu ſprechen verlernt und Augen, die ſich auf immer geſchloſſen haben! Wieviel Wärme ſtrahlte das Herz da aus, das zu pochen aufgehört hatte, das Mutterherz, das nie, nie wieder für Rixa ſchlagen ſollte! Wieviel überlegene Weisheit prägt ſich auf ſolchen erloſchenen Zügen aus! Ja, der Geiſt, der dieſe Züge beſeelt hatte, war jetzt klüger und weiſer, als wir alle ſind.

Abſchied! Ein banges Wort! Wieviel Tauſende von Tränen ſind nicht ſchon um Abſchied gefloſſen, ſeit die Welt ſteht!

„Mutter," flüſterten die blaſſen, zuckenden Lippen des trauernden Kindes, „Mutter . . . ich will eine Mutter werden wie du, mich nie mehr vergeſſen an meinem Kinde!"

Der erſte Wagen rollte vor das Schloßportal. Die blaſſe Geſtalt in dem ſchleppenden düſteren Trauergewande wandte ſich ab. Rixa ließ den Sarg ſchließen.

Das Schloßportal und die Treppen waren mit Teppichen belegt, mit Tannenreiſern beſtreut. Lautlos glitten die Füße der Fremden über die Stufen.

Stumm und feierlich traten der Baron und die Baronin Wrede in den Saal.

Die Baronin Meyenbach folgte und blieb vor dem Sarge

stehen. Ihr Gesicht war tränenüberströmt. Sie hatte viel mit der Gräfin verloren. Niemand aus der ganzen Nachbarschaft war so leise und gütig über ihre Schwächen, über ihr beständiges Jammern und Klagen hinweggeglitten.

Wie ein unheimlicher düsterer Schatten glitt die Baroneß Trittwitz in den Raum. Auf ihren harten scharfen Zügen lag eine gewisse Befriedigung. Mochten nun andere Menschen auch erfahren, was Leiden hieß — sie hatte genug gelitten.

In aufrichtigem Kummer folgte die Baronin Richthoven. Ihr gutes mütterliches Herz blutete für die verwaiste Rixa.

Marga Osterloh rauschte in einem mit schwarzen Schmelzen besäten Trauerkleide herein, eine seltsam pikante Erscheinung. Neben ihr Herr von Henning. Mit bewußter Anmut nahm sie in der vordersten Stuhlreihe Platz. Ihre beiden jungen Schwägerinnen, „die Wiesenpferdchen", bildeten mit ihren frischen verweinten Gesichtern einen holden Gegensatz zu ihr, der raffinierten Weltdame. Ihnen war der Tod ihres geliebten Bruders noch allzu frisch im Gedächtnis.

Die stattliche Baronin Osterloh trat würdevoll am Arme ihres Gatten herein. Auch sie zögerten schweigend eine Weile am Sarge.

Baron Seebach und die beiden Barone Fink schlossen den Zug mit den Fremden, die aus größerer Entfernung gekommen waren.

„Ich höre, daß Rixa in den nächsten Tagen ins Ausland zu reisen gedenkt," flüsterte Marga Osterloh der Baronin Meyenbach zu.

„Wie? Doch nicht allein?" murmelte die tränenreiche Dame entsetzt. „Das fände ich sehr unpassend!"

„Der Pastor ist soeben angefahren," sagte Baron Seebach leise.

Ein tiefes erwartungsvolles Schweigen lagerte über der kleinen Gesellschaft.

Am Arm des Grafen Rodern schritt Rixa in den Saal.

Sie war bleich und von einer ergreifenden düsteren Schönheit.

„Die Konteß sollte eigentlich immer schwarz tragen statt weiß," flüsterte Marga Osterloh ihrem Verlobten zu. Er kniff die Augen zusammen, zuckte die Achseln und nickte.

Erika im weißen Kleidchen mit einer breiten schwarzen Schärpe trippelte ängstlich neben Rixa her. Auch die Pastorin Kröner war mit Gretchen und Willy eingetreten. Des Knaben schöne blaue Augen hingen schwärmerisch an Rixa.

Der alte Doktor nahm neben der Pastorin Platz.

An der Saaltür stand der Verwalter Grundmann. Das Hausgesinde drängte sich um die beiden Türen. Jetzt wich es zurück: die schlanke hohe Gestalt des Pastors trat vor den Sarg.

„Wir singen Nr. 493, Vers 1—4!" sagte er mit seiner ernsten, tönenden Stimme.

Hinter der Palmendekoration her tönte das Harmonium. Heimchen saß davor und konnte vor überströmenden Tränen die Noten kaum unterscheiden.

Der Gesang war verstummt.

In kraftvollen, herzbewegenden Worten hielt der Pastor seine Ansprache. Er hatte sonst nicht die Gewohnheit, genau auf die Persönlichkeit eines Verstorbenen einzugehen. Nur in seltenen Fällen, wenn jemand auf seine Umgebung einen segensreichen Einfluß ausgeübt und ein vorbildliches Leben geführt hatte, wich er ab von dieser Regel. Das machte dann um so tieferen Eindruck. So in diesem Falle. Er entwarf ein Charakterbild der Entschlafenen:

Sie hatte zu den wahrhaft vornehmen Seelen gehört, die still und selbstlos und voll ruhiger Glaubenszuversicht ihren Weg gegangen waren. Sie hatte die schmerzliche Wahrheit gelernt, daß Freude und Leid unsere Seelen in gleicher Weise bereichern können. Ja, durch Leid und viel Schmerzen war sie reich geworden. Sie war eine durch und durch sittliche Persönlichkeit. Was war eine solche Persönlichkeit? Das hieß groß denken, groß handeln und fühlen. Das hieß alle Weichlichkeit, alle Gleichgültigkeit abtun. Das hieß sich ganz seinem Gott, der Pflicht, der Ruhe, der Liebe hingeben, wie ein rechtes Kind. Kinder sind echt. Von ihnen können wir lernen. So sollen wir werden.

Sie hatte sich ihrem Gott hingegeben. Von Gott und zu Gott sind wir geschaffen. Er, der große reine, unbegreifliche Geist muß sein Geschöpf lieben. Denn es ist ein Teil seines Selbst. Verdunkelt das Geschöpf sich selbst, so verdunkelt es sein Bild in sich. Das ist der Quell, woraus alle sittliche Forderung fließt.

Und nun wies er auf den Spruch hin, den die Gräfin in dem aufgeschlagenen Buche unterstrichen und zuletzt gelesen hatte: „Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist."

Seine Rede steigerte sich in begeisterten, beseelten Worten zu wahrer Meisterschaft.

Als er geendet, war es Rixa, als weile der verklärte Geist ihrer Mutter noch unter ihnen.

Die letzten Liederverse wurden gesungen. Es folgte das Gebet.

Die versammelten Herren hoben den Sarg und trugen ihn feierlich durch die verwaisten Schloßräume die breite Treppe hinunter.

Ein unabsehbarer Zug wanderte dem Leichenwagen nach. Rixa hielt Erika fest an der Hand, sie schritt am Arm ihres Onkels dahin. Die anderen Herrschaften folgten zu Fuß, dann die Hofsleute, endlich die Armen und Schulkinder. Die Reihen der leeren Kutschen schlossen den Zug.

So kamen sie auf den Friedhof.

Hier auf diesem Fleckchen Erde, wo Rixa so oft als Kind mit ihrer Mutter geweilt, unter rauschenden Tannen bettete man ihr Liebstes zur Ruhe.

Die Schulkinder begannen mit einem Gesang. Dann wandte sich der Pastor nochmals in lettischer Sprache an das Volk. Ein Wimmern und Schluchzen ging durch die Versammlung. Wie eine schwarze Mauer, unbeweglich und gehalten, umstanden die Aristokraten den weißen Sarg.

Der Verwalter Grundmann sprach einige Dankesworte in lettischer Sprache. Der Gemeindeälteste hielt eine lange schwungvolle Rede, er nannte die Gräfin „die Mutter der Armen".

Der Sarg wurde in einen zweiten bleiernen Sarg versenkt und im steinernen Gewölbe aufgestellt. Die Funeralien folgten.

Das Grabgewölbe derer von Rodern hatte seine letzte und jüngste Frau dieses Namens aufgenommen.

Und wieder trat man in den frischen sonnigen Herbsttag hinaus.

Schmerzhaft hell, fast wie einen physischen Schlag empfand Rixa die Sonnenstrahlen.

So war denn alles vorüber. Ein Teil ihrer selbst ruhte dort wohlverwahrt und verschlossen in dem düsteren Gewölbe. Sie selbst aber trat wieder in das Leben mit seinem schmerzhaften Sonnenschein.

Jetzt umdrängten die kondolierenden Gäste die junge Schloßherrin mit den müden, rätselvollen Augen. Rixa fühlte ihre Hände nicht mehr. So oft und krampfhaft waren sie geschüttelt worden.

Die Baronin Richthoven nahm sie wie ein krankes Kind an die Brust.

„Meine liebe Rixa," murmelte sie, „mein armes Kind!"

„Ich verreise, liebe Baronin," flüsterte Rixa, „lassen Sie mich Ihnen herzlich Lebewohl sagen."

Ein Wagen um den andern rollte davon. Das Volk, die Schulkinder, die Armenhäusler und Kirchenbettler hatten sich zerstreut.

Die Baronin Meyenbach stand zögernd an der Friedhofspforte. Sie drückte Rixa wehleidig die Hände.

„Sie verreisen, höre ich, Komteß? Doch nicht allein? Ich wollte Ihnen meine Gesellschaft antragen."

Rixa schüttelte den müden Kopf. „Sie sind sehr gütig, Baronin. Besten Dank. Ich reise nicht allein. Fräulein Groß begleitet mich."

Gekränkt zog die Baronin die Augenbrauen hoch. „Ich meinte es gut," sagte sie, „ich fürchte, Fräulein Groß ist nicht die Persönlichkeit, die ein junges schönes Mädchen von Stande behüten kann."

Da blickte sie Rixa aus stolzen, wehen Augen an. „Ich kann mich wohl selbst behüten, Baronin," sagte sie kühl, „leben Sie wohl!"

Dem Pastor schüttelte sie stark die Hand.

„Ich danke Ihnen, lieber treuer Freund!" war alles, was sie mühsam hervorbrachte.

Als sie in ihren Wagen stieg, beugte sich der alte Graf

Rodern über ihre Hand und küßte sie ritterlich. „Also doch!" sprach er mechanisch. Es war seine stehende Redensart.

Schweigsam fuhren sie im prallen Sonnenschein durch den Tannenwald nach Hause.

Ein zu Hause hatte Rixa noch. Ein Heim war es nicht mehr.

Zweites Buch

Erstes Kapitel

In strahlendem Glanze weitet sich das sonnenblaue mittelländische Meer. Funkelnd und neckisch hüpfen tausend Sonnenlichter auf den glänzenden kleinen Wellen, und sprühend stieben mächtige weiße Schaummassen gegen den klippenstarren Strand von Nervi.

In phantastischen Formen, bald wie Tropfsteingebilde, bald wie gepanzerte Riesen der Sagenzeit türmen sich die braunvioletten Felsen empor. Bald strecken sie sich wie schlafende Drachen und gigantische Eidechsen und lassen sich die rauhen Leiber von der südlichen Sonne durchglühen, bald starren sie wie Dolomitengebilde oder riesenhafte Orgelpfeifen senkrecht aufwärts. Durch tausend Furchen, Runzeln und Rinnsale des alten müden Gesteins bohren sich die blendenden, schäumenden Wassermassen ihren gewohnten Weg und sammeln sich in ausgehöhlten Becken oder prallen sprühend von dem feuchtschwarzen Gestein zurück, um einem erneuten wilden Angriff zu weichen.

Es ist noch früh am Morgen. Die breite, schöngebaute Strandpromenade ist noch unbelebt. In träumerischen Dunst

gebadet liegt das schöngeschwungene Vorgebirge von Portofino. Die Sonne steigt majestätisch dahinter hervor. Im Westen ist die feine schneegekrönte Linie der Seealpen mit den Vororten von Genua deutlich sichtbar.

Im Kranz hoher Berge liegt das Örtchen Nervi im Morgensonnenglanze. Die Mauern des Städtchens funkeln und leuchten, und von herrlichen Gärten voll tropischer Pflanzen, von Palmen, Magnolien, Pinien, Myrten und Orangenbäumen eingerahmt, erheben sich die Hotels und Prachtvillen des Ortes. Mühsam klettern die Häuser und Häuschen bergaufwärts. Schlanke, ernste Zypressen heben sich von dem stumpfen Grüngrau der Oliven ab, und völlig braun und nackt schiebt sich der Monte Moro, der tote Berg, hinter seine fruchtbaren Brüder.

Unten auf der breiten Strandpromenade zieht das alte Tor am Gropalloturm mit seinem schön geschwungenen Bogen den Blick der Fremden zunächst auf sich, und in malerischer Regellosigkeit, die doch zum Bilde des ganzen stimmt, sind Felsen und Blöcke wie von der Hand eines mächtigen Riesen übereinander ans Meer geworfen, getürmt und geschoben in wild seltsamer Schönheit.

Zwei dunkle Frauengestalten in tiefer Trauer schritten durch das alte Tor. Ein Kind und ein schwarzer Schnürenpudel sprangen in fröhlichem Wettlauf voraus.

„Gott, ist das märchenhaft schön!" flüsterte Rixa, „und dazu haben wir Anfang Oktober!"

Nach sechstägiger ermüdender Reise mit nur einem Rasttag in München i a en sie gestern Abend in Genua, „Genova la superba", angelangt. Der heutige Frühzug brachte sie nach Nervi. Es war noch zu früh am Tage, um den kranken

Freund im Edenhotel zu sehen. So hatte Rixa ihr Gepäck durch den Hoteldiener ins „Eden" schicken lassen und war selbst den Strandweg gegangen, auf dem man zu Fuß, wie sie der geschäftige Diener versicherte, durch aufsteigende Gärten geradeswegs vor das Edenhotel kommen konnte.

Nur acht Tage trennten sie von der Beerdigung ihrer Mutter. Aber schon schrieb man nach dem neuen Stil Oktober, und eine Welt von Raum und Zeit schien hinter den letzten Stürmen zu liegen. In dumpfer, trüber Ferne wie ein unterirdisches Schreckgespenst lag der Todestag ihrer Mutter, und immer wieder schien es Rixa, als wandle sie in dieser paradiesischen Natur an der Seite der Lebenden und müsse ihre liebe Stimme vernehmen.

Blitzartig und weh durchzuckte sie die schmerzliche Wahrheit: ihre Mutter war nicht mehr, ihre Mutter konnte sich nicht mehr mit ihr an den Herrlichkeiten dieser neuen märchenhaften Welt freuen, ihre Mutter war tot und lag still und kalt in dem nordischen Friedhofsgewölbe auf Rabenhof.

Zu schrecklich, zu unvermittelt war das alles über Rixa hereingebrochen, und ihre irrende, wehe Seele flatterte zwischen den neuen gewaltigen Eindrücken ihrer Reise und der jüngsten Vergangenheit schreckhaft wie ein gefangener Vogel in seinem Gitterkäfig umher. Sie sehnte sich nach dem Wiedersehen mit Mr. Bright, — denn an ihm, dem armen kranken Freunde hatte sie eine klare Pflicht auszuüben. Sie hatte ihn zu trösten und ihm den Weg durch die dunkle Pforte leicht und hell zu machen. Und dennoch auch fürchtete sie sich davor.

Und das war natürlich. Die Welt, in die sie jetzt getreten, war nicht ihre Welt, und ihre Welt hatte sie mit der Mutter verloren.

Über die äußeren Verhältnisse, in denen sie ihren Besitz zurückließ, konnte sie ruhig sein. Ihr Onkel, Graf Rodern, hatte sich mit Freuden bereit erklärt, nach Rabenhof überzusiedeln und nach dem Rechten zu sehen. Von den Nachbarn hatte sich Rixa förmlich durch Besuchskarten verabschiedet. Auch hing sie eigentlich an niemandem von ihren Standesgenossen. In München hatte sie ein trübes Wiedersehen mit Dora feiern können, und Dora war im Innersten über die seelische Verfassung Rixas erschüttert gewesen. Sie war wie ein trübes, aufgewühltes Meer, das noch nicht zur Ruhe kommen konnte, und äußerlich von einer empfindlich gesteigerten Reizbarkeit, die sie selbst schmerzlich bedrückte.

Würde sie in diesem Zustande das sein können, was Mr. Bright von ihr erwartete? Den Tod ihrer Mutter hatte sie verschwiegen, nur durch eine Depesche aus Berlin angezeigt, daß sie unterwegs sei.

Und nun, in dieser grausamen Vereinsamung ihrer Seele quälte sie ein anderer Gedanke. Sie fühlte eine so schmerzliche Sehnsucht nach Mr. Bright, daß ihr ganzes Wesen davon durchglüht war. War das am Ende Liebe? Die Liebe, von der er gesagt hatte, daß sie kommen müsse, wenn ihre Seele aus tiefem träumenden Schlafe erwachte? Und wenn es so war, warum mußte diese Liebe kommen, wo das Schicksal wie mit flammendem Schwerte vor ihr stand und ihr ein drohendes „Nein!" und „Zu spät!" zurief? Sie war sich über ihr Selbst nicht klar. Alles in ihr war erschüttert und durchgewühlt. Sie beneidete ihr früheres Ich um die stolze Gewißheit, mit der sie ihrer Mutter sagen konnte: „Ich habe Mr. Bright sehr lieb, aber ich liebe ihn nicht." Liebte sie ihn wirklich nicht? Ihre Seele drängte nach ihm hin, aber so war

es immer gewesen, wenn sie schwer Leidenden gegenübertrat. Leidenden und Kindern gegenüber war sie wehrlos. Sie hatten Besitz von ihrer Seele ergriffen, ehe sie sich's versah.

Nun fragte sie sich, ob sie solche zehrende Sehnsucht auch dem gesunden Mr. Bright gegenüber würde empfinden können. Und sie wußte darauf die Antwort nicht. Hatte sie da nicht bitteres Unrecht getan, als sie ihm auf seine rührende Frage mit „Nein" antwortete? Hatte sie sich nicht selbst belogen?

Und wäre es denn ein so großes Opfer gewesen, seine Frau zu werden? Wußte sie denn nicht, daß diese feine, zarte Natur ihre stolze, unbändige Seele geschont und auf Händen getragen hätte? Sie hätte einen Menschen, der sie liebte, glücklich machen können. War das so wenig? Und wäre sie nicht selbst in diesem Bewußtsein glücklich geworden? Jetzt, wo sie so viel verloren hatte, erschien ihr dieses Opfer als kein Opfer mehr, — aber damals war sie noch reich gewesen, damals war sie über diese Möglichkeit stolz und befreit hinweggeschritten. Nur einen Augenblick hatte sie geschwankt. Und jetzt schwankte sie wieder. Weshalb wohl? Weil sie verarmt war, weil sie inzwischen gelernt hatte, was Leiden hieß, aus Selbstsucht also.

Verloren starrte sie über das weite blaue Meer hin, sie fühlte ihre Seele weiter und immer weiter werden. Ein großes Mitleid mit den Leidenden, Irrenden und Sehnsüchtigen wuchs auf in ihr und erfüllte ihre Seele wie ein glühender Strom. Es war der Anfang jener großen Menschenliebe, die heiliger, reiner und freier ist als persönliche Liebe, denn sie gibt nur, sie fordert nichts.

Sie waren vor das Tor des Ödengartens gelangt, der

ſich über die Straße hinaus in einem neuen wundervollen Garten fortſetzte und ſich anſteigend zum Hotel erhob.

Sie ſah die vielen Fenſter des großen, mächtigen Hotels blinken, ſah die ſanfte Linie des Berges darüber ſich vom reinen, ſatten Blau des Himmels abheben. Und eine ſchneeweiße, machtvolle Wolke kam langſam und feierlich über den Berggipfel geſchwommen und ſchaute ſie verwundert an.

Eine ſanfte Zuverſicht ſenkte ſich in Rixas Seele.

„Kommen Sie, Heimchen," ſprach ſie ruhig, „wir gehen jetzt da hinauf. Vor allem muß ich mich umkleiden. Die Trauerkleider könnten Mr. Bright einen böſen Rückfall bringen."

Sie nickte der weißen Wolke zu, die da ſo ſelig und ſelbſtſicher durch das reine Himmelsblau ſegelte. Ich grüße dich, dachte ſie; fragſt du: weshalb? Du ſchwebſt daher, weil du nicht anders kannſt, ich will von dir lernen und tun, was mein Herz mir ſagt.

Ruhig und ſtill ſchritt ſie den Berg empor und machte Heimchen und Erika auf die Orangenbäumchen aufmerkſam; in deren ſattem Grün wiegten ſich reifende Früchte. Karo trottete würdevoll hinterdrein. —

Kranke haben ſeltſam phantaſtiſche Ahnungen und Eingebungen. Sonſt pflegte Mr. Bright ſtundenlang in ſeinem Bette ſtill zu liegen, das abgemagerte Geſicht zu dem ſchönen Doppelbildnis Rixas und Erikas emporgerichtet, ein helles Lächeln auf den eingefallenen Zügen. Die alte italieniſche Pflegerin Barbara hatte allen Grund, mit ihrem Kranken, der ſie nach Belieben ſchlafen oder nähen ließ, zufrieden zu ſein. Jetzt ſeit elf Tagen war er völlig verwandelt. Eine fieberhafte Unruhe war über ihn gekommen, beſtändig verlangte er zu trinken, beſtändig wünſchte er umgebettet zu

werden, und eine schwere quälende Sorge hatte auf seiner schönen leidenden Stirn zwei düstere Falten gegraben.

Die alte Barbara beobachtete ihn kopfschüttelnd und machte sich ihre eigenen Gedanken dabei. Sie brachte die Veränderung ihres Patienten mit einem Brief in Zusammenhang, den er vorher geschrieben hatte. Eigenhändig hatte er den Brief dem Hotelpförtner übergeben, und sie hätte gar zu gern gewußt, was darin gestanden. Seit vier Tagen hatte er nun auch eine Depesche erhalten, und nun war es ganz arg mit ihm. Manchmal lächelte er vor sich hin wie ein müdes, glückseliges Kind, dann aber flossen wieder bange heimliche Tränen aus den freundlichen braunen Augen, und die Unruhe wurde noch größer. Die Nächte verbrachte er schlaflos. Sie hörte ihn stöhnen und in einer fremden unverständlichen Sprache flüstern und reden. Das Allerseltsamste aber war, daß der fremde gute Herr, der ein Engländer war und kein Wort Italienisch verstand, mitten in der Nacht italienisch sprach. Die alte Barbara hatte ihn ganz deutlich das Wort „Contessina" rufen hören.

„Nicht wie einer, der sich freut, sondern bang und verzweifelt," erzählte sie dem Schweizer Hotelmädchen Veronika auf der Treppe. „Ja, ja, der Herr ist verliebt, da kenn' ich mich aus, und eine italienische Contessina — das ist die Sünderin! Vielleicht hat sie ihn betrogen ... vielleicht einen anderen gewählt, sicher aber ist's die Dame, die da auf dem schönen Bild abgemalt ist. Zuerst — mögen die Heiligen mich strafen — hab' ich gemeint, das sei die gebenedeite Madonna selbst, das Bambino ist zwar ein wenig groß und trägt ein weißes Kleidchen — sogar mein Ave hab' ich vor dem Bilde verrichtet, — nun aber seh' ich, das ist eine sündige Herzensbrecherin

und um ihretwillen macht sich der arme kranke Herr so viele Pein. Nun ist's schon nimmer mit ihm auszuhalten, — denkt nur, gestern und heute hab' ich ihn ankleiden müssen, aus dem Bett heraus ist er gestiegen hinterm Rücken des Arztes und nichts sagen dürfen hab' ich dem Dottore, und nun liegt er in einem hellen weißen Anzug, bleich wie der Tod, vor der offenen Balkontür, den Rücken gegen das Bild gewandt, mit dem Gesicht zum Wohnzimmer. Wenn das nicht ein Liebesabenteuer bedeutet, will ich nicht Barbara Grimaldi heißen."

Während die redselige Alte noch schwatzte und die knochigen ibraunen Hände mit lebhaften Gebärden emporhob, stieg Rixa im weißen Kleide an ihr vorüber die Treppe hinunter in die, Vorhalle.

‚Madonna mia!" keuchte die Alte. „Da ist sie ja selber — we aus dem Rahmen gestiegen! Das gibt ein Unglück, Veronika, das gibt ein Unglück, glaubt mir!"

Die beiden beugten sich über das Treppengeländer und hörten, wie Rixa den Pförtner nach der Zimmernummer Mr. Brights fragte. „Fragen Sie zuvor an, ob er Besuch aus Rußland empfangen könne!" schärfte sie ihm ein.

Der kleine Pförtner, der so blaß, so verhungert und spinnewütend aussah, als wäre er eine Etikette zu einem Armenspittel, anstatt der Torhüter des Eden, knickte vor „gräfliche Gnaden" zusammen wie ein Taschenmesser, und seine blauen Frackschöße flatterten diensteifrig um die Ecke.

Wie eine verfolgte Katze stürzte Barbara die Stufen hinab und kam ihm zuvor. Sie durfte sich das interessante Wiedersehen nicht entgehen lassen.

Langsam war Rixa dem Pförtner gefolgt und trat in Mr. Brights Wohnzimmer.

„Seine Lordschaft lassen gräfliche Gnaden bitten!" meldete der Pförtner mit undurchdringlichem Gesicht und öffnete die Schlafzimmertür mit einer respektatmenden tiefen Verbeugung.

„Contessina!" Es war ein einziger erstickter Ruf.

„Mein lieber, lieber Freund!"

Sie hielt seinen Kopf in ihren jungen schlanken Armen und küßte ihn auf die Stirn.

„Hm!" murmelte der Pförtner und kniff die dünnen Lippen zusammen. „Das ist eine einträgliche Nummer. Die muß warm gehalten werden!"

Hochmütig schob er sich an der alten Barbara vorüber.

„Contessina!", mit zitternden Armen hielt Mr. Bright die geliebte Gestalt von sich, „was ist geschehen? Es ist nicht alles, wie es war! Sagen Sie es mir. Sie haben furchtbar gelitten!"

Erschüttert beugte sich Rixa über den Kranken und streichelte seine Hände beruhigend wie die eines kleinen Kindes. Konnte sie sich so wenig verstellen?

Ach, sie brauchte sich keine Vorwürfe zu machen. Jeder andere hätte ihr auch nicht die geringste Erregung ansehen können. Aber das Auge der ahnenden Liebe, das Auge eines Sterbenden, das Auge eines, der am goldenen Sonnenfaden durch das Leben gleitet, sieht tiefer als andere Menschen, sieht schärfer, sieht hindurch bis auf den Grund der Dinge.

„Wo ist Ihre Mutter . . . Contessina?" fragte Mr. Bright in leisen, flüsternden Lauten.

Sie blickte ihm tief in die Augen, und sie fühlte es, diesen Augen hatte sie nichts zu verbergen, in diesen Augen schim-

merte ein seltsames, verstehendes Licht, diese Augen wußten bereits, was ihre Lippen auszusprechen zögerten.

„Im Himmel . . . lieber Mr. Bright," sagte sie leise.

Dann sank sie vor seinem Lager in die Knie und barg ihr Antlitz in seinen großen, weißen, schlanken Händen.

Zweites Kapitel

Weich und sommerlich lind wehte die Oktobernachtluft der Riviera durch Rixas Balkontür herein. Längst schon lagen Erika und Heimchen in tiefem Schlummer. In Rixas junger Seele aber wogte ein unruhiges Meer von stürmenden Gefühlen.

Träumerisch blickte sie von der Höhe ihres Zimmers auf das wunderseltsame, friedevolle Nachtbild hinaus. Über stolzen dunklen Kronen gewaltiger Palmen hinaus ragte im flimmernden Mondenschein das silbergrüne Gefieder der Eukalyptusbäume und erzitterte im leisesten Windhauch. Düstere Magnolien dehnten ihre großen Blätter mit leisem, klappernden Rauschen in die laue Nachtluft. Kamelien und Rosenhecken, Myrten- und Orangenhaine wanden sich in üppiger Fülle und doch kaum beachtet längs den Parkmauern dahin, und dort tief unten am silberglänzenden Meer hoben mächtige Schirmpinien und einsam ragende Zypressen ihre imposanten Formen gegen die blinkende Flut.

Meer und Himmel hielten Frieden miteinander und vergingen und verschwammen zu einem blauvioletten Farbenton. Ruhevoll spiegelte sich ein schimmernder Halbmond in der gewaltigen See und zog eine blinkende breite Silberstraße

über die stille Flut. Am Himmel träumten zahllose goldene Sterne, und Rixa schien es, als habe sie solche Klarheit, solch' himmlischen Frieden auf Erden nimmer gesehen.

Still und leise, als sei ein Stern vom Himmel heruntergefallen in das Meer, glitt ein rotes Licht über die spiegelblanke Fläche, die so ruhevoll und glatt war, als sei sie erfroren.

Seufzend wandte sich Rixa ab. Die Fülle der Schönheit war zu groß für ihr wundes Herz. Und als töne ihr in ihrer eigenen zitternden Seele eine Antwort auf all die seltsam herrliche Schönheit vor ihr, begann es ganz leise und wunderlich in ihr zu singen und zu klingen, ein altes, fast zu bekanntes Lied: „O lieb, solang du lieben kannst . ." An einem neuen Grabe würde sie ja bald genug wieder stehen und klagen — was konnte sie tun, um ihrem armen lieben Freunde die letzten Wochen mit goldener Freude zu füllen? Konnte sie etwas tun?

Sie stand und sann. Jetzt wußte sie es, und ein glückliches, stolzes Lächeln spielte ihr um Mund und Augen.

Sie nahm einen Bogen Briefpapier zur Hand und begann zu schreiben.

„Verehrter lieber Herr Pastor!

Zunächst die Mitteilung, daß wir gut und glücklich angelangt sind. Dann noch einmal einen warmen Herzensdank für alles, was Sie mir in den letzten furchtbaren Tagen waren und gaben, und endlich eine Bitte. Von Ihnen brauche ich kein Mißverstehen zu fürchten; die anderen sind mir gleichgültig.

Haben Sie die Güte und schicken Sie mir umgehend alle meine Papiere, die ich etwa für eine mögliche Trauung

mit Mr. Bright brauchen könnte. Ich möchte meinem armen lieben Freunde noch eine letzte Freude machen dürfen. Auf das herkömmliche Innehalten des ‚Trauerjahres' darf ich keine Rücksichten nehmen, denn diese Verbindung trägt einen ähnlichen Ernst in sich wie der Tod meiner Mutter, und Taten der Liebe lassen sich nicht aufschieben.

Mr. Bright hat nur noch wenige Wochen zu leben.
So sagte mir heute sein Arzt.
Bleiben Sie uns, was Sie uns sind.
Mit treuem Händedruck für Sie und die Ihrigen

Rixa Rodern."

Sie überlas den Brief noch einmal und schloß ihn. Es war, als sei ein linder Hauch über ihre Seele gezogen. Noch einmal schaute sie in die glänzende märchenstille Nacht hinaus. Dann löschte sie das Licht und ging zu Bett. Neben sich hörte sie das friedliche, gleichmäßige Atmen Erikas. Sie drückte einen leichten Kuß auf die Stirn des schlafenden Kindes. So sollst du wenigstens eine flüchtige Erinnerung an einen Vater haben, du armes Vaterloses — dachte sie. Bald trugen sie leichte, glückliche Träume auf purpurnen Schwingen weit, weit heim in den rauhen Norden.

Am andern Morgen war Rixa früh auf. Sie übergab ihren Brief dem dienstwilligen Pförtner und ließ ihn einschreiben. Dann belegte sie zwei Zimmer unten im Erdgeschoß neben den Nummern von Mr. Bright und ließ die verbindende Zwischentür zum Wohnzimmer öffnen.

Leise und geräuschlos begann sie sich einzurichten. Mit der alten Barbara stellte sie sofort ein freundschaftliches Einvernehmen her. Sie ordnete an, daß sie selbst die Pflege des

Kranken tagsüber auf sich nehmen werde, Barbara solle nur für die Nächte wiederkommen.

Barbara war entzückt. „O, das ist eine ganz Feine!" sagte sie zu ihrer Vertrauten, Veronika. „Und untreu ist die Contessina dem kranken Herrn ganz gewiß nicht. Alles, was wahr ist. Wie hat er sich gefreut! Bei Sankt Peter die heilige Madonna selber hätt' ihn nicht so glücklich machen können, wie die fremde Contessina. Er ist ja wie ausgewechselt, und fromm und still ist er geworden wie so ein Lamm. Und was die Contessina nicht alles durchzusetzen vermag bei ihm, das ist schon das reine Wunder. Sie hat ihm verboten aufzustehen, und nun liegt er gehorsam im Bett und rührt sich nicht und lächelt sie immerzu glückselig an. Und hier" — die Alte zeigte triumphierend ein Goldstück, das sie in der braunen Faust hielt, — „die zwanzig Franks hat mir die Contessina — die Heiligen mögen ihr junges schönes Haupt segnen — aus ihrem eigenen Beutel geschenkt!"

Veronika schien von der Freigebigkeit Rixas, die nicht ihr galt, nicht sehr erbaut. „Wo aber kommt das Kind her?" fragte sie mit hämischem Lächeln. „Eine Schwester der deutschen oder russischen Komtesse ist es nicht. Ganz deutlich hab' ich gehört, wie die Kleine Mama zu ihr gesagt hat, und verheiratet ist Eure Contessina nicht, soviel steht fest!"

„Sakramento!" eiferte die Alte. „Müßt Ihr denn gleich mit Eurer Stupnase schmutzige Wäsche wittern? Eine Anverwandte von der Contessina wird das blondhaarige Engelsbild wohl sein — was denn weiter? Hab' ich doch selbst eine ledige Nichte, zu der ihr verwaistes Patenkind mama mia sagt!"

„Geht mir nur, geht!" höhnte die rotbäckige Schweizer

Kammerzofe und schnippte mit den Fingern. „Euch hat das Goldstück ganz die Sinne umnebelt. Ich weiß aber, was ich weiß. In der Fremdenliste hat sich Eure Contessina so eingetragen: Komteß Beatrix von Rodern aus Kurland, mit Gesellschafterin, — dann kommt der Name der grauhaarigen alten Spinne, — ‚und Verwandten'. Warum sagt sie denn nicht den Namen des Kindes — he? Warum steht da nicht Pflegekind oder Patenkind, wie? Das wird wohl alles gute Gründe haben!"

In der Tat war Rixa, als man ihr das Fremdenbuch zum Eintragen ihres Namens brachte, einen Augenblick in Verlegenheit gewesen. Sollte sie Erika als Pflegekind eintragen? Die Fremdenliste lag ja in allen Zimmern aus. Erika mit ihren scharfen Kinderaugen konnte sie überall entdecken. Sollte die Kleine, die bisher felsenfest davon überzeugt war, daß sie Rixas eigenes Kind sei, auf diese brutale Art die Wahrheit erfahren? In Rabenhof waren alle Leute harmlos und lächelnd auf Rixas Wunsch eingegangen, Erika nicht vorzeitig aufzuklären. Die Nachbarn berücksichtigten diese „Grille", wei sie sie nannten, und hatten ihren Spaß daran. Hier in der Fremde wurde sie ihr verhängnisvoll.

Als sie mit Heimchen und Erika im großen Speisesaal zu Tisch erschien, sah sie, wie die Gesellschaft sie interessiert und forschend beobachtete. Sie sah hämische Mienen und ein flüchtiges, nicht mißzuverstehendes Lächeln, und als Erika mit ihrem süßen Schmeichelstimmchen halblaut rief: „Mumeli, Mamalix — sieh doch, im Zimmer gibt es auch Palmen!" — da tuschelten sich ein paar überelegant gekleidete Damen hinter ihren Fächern bedeutungsvoll zu, und zwei Herren starrten Rixa mit unverhohlener Zudringlichkeit an.

Stolz hob Rixa ihr königliches junges Haupt. Unnahbar und in eisiger Kälte überschaute sie die ganze Gesellschaft. Brauchte sie sich zu rechtfertigen? Sollte sie etwa hier ihre Perlen ausstreuen?

Aber es wurde noch schlimmer.

Die skandallüsternen Damen hielten das fröhlich daherspringende Kind auf der Treppe an und fragten es geradezu: „Wer ist die schöne Komteß, mein Herzchen, mit der du bei Tisch saßest. Ist es deine Tante?" Worauf Erika entrüstet zur Antwort gab: „Nein, es ist meine Mama!"

„Wo ist denn dein Papa, mein liebes, kleines Mädchen?" fragte die eine der juwelenfunkelnden Damen süßlich.

„Einen Papa habe ich nicht, und wir haben auch keinen Papa nötig!" sagte das Elfchen stolz.

Mit dieser harmlosen Antwort war der Stab über Rixa gebrochen. Dieselben Damen, deren makellose Tugendhaftigkeit sich durch Rixas Anwesenheit bedroht fühlte, ersuchten den Hoteldirektor Licht in die Sache zu bringen, und sie wichen Rixa mit augenfälliger Absicht aus.

Die Antwort des Direktors schien sie noch immer nicht zu befriedigen, denn er hatte erklärt, daß die Privatverhältnisse der Hotelgäste ihn nichts angehen.

Sie selbst aber hüllte sich gänzlich in ihre baltische Unnahbarkeit und verbot Erika, mit irgend jemand von den Gästen zu reden.

Wurde das Elfchen von irgendeiner allzuneugierigen Dame angesprochen, so machte es einen zierlichen Knix und sagte ernsthaft: „Verzeihen Sie, aber ich darf mit Fremden nicht reden."

Über all diese Äußerlichkeiten glitt Rixa mit der seelischen

Kraft hinweg, die es stetig gelernt hatte, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden. Sie hatte andere Aufgaben, als sich um den lüsternen Klatsch kleinlicher Tugendheldinnen und heuchlerischer Halbweltdamen zu kümmern. Ihre Welt war eine Welt des Seins. Der Schein ging sie nichts an.

Mit leisen, ruhigen Bewegungen ging sie bei ihrem Kranken aus und ein und sagte einmal: „Sie haben sich mir auf Gnade und Ungnade ergeben, lieber Freund. Nun gedenke ich Sie auch gründlich zu pflegen, dazu bin ich entschieden talentiert, notabene — mein einziges Talent."

Alle Bedenken Mr. Brights brachte sie zum Schweigen. „Die Welt? Was kümmert mich die? Mag sie glauben, was sie will! In mir selbst muß ich den Maßstab meines Tuns suchen." Und mit weichem, veränderten Ton fuhr sie fort: „Erinnern Sie sich noch unserer gemeinsamen Picknickausfahrt, Mr. Bright? Ob Sie es wußten, daß ich Sie Jahre nachher verstehen gelernt habe? Ihre große selbstlose Liebe hat einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht, und oft in der letzten Zeit großen Leides hat sie mich geradezu getragen wie zu Gott, den ich im Ausdruck der unendlichen Liebe empfinde."

Mr. Bright sah sie strahlend an. „O, Contessina," murmelte er, „die Liebe zu Ihnen hat mich ja reich gemacht!"

Sie stützte gedankenvoll den Kopf in die Hand. „Ich habe manches gelernt seitdem. Geben macht reich, nicht Nehmen. Gönnen Sie mir also auch ein wenig Reichtum," sagte sie mit lieblichem Lächeln.

Von nun an ließ sich Mr. Bright ihre sorgende Pflege widerstandslos gefallen. Mit tausend zarten kleinen Rücksichten wußte sie ihm seine Krankheit zu erleichtern und Blumen auf seinen Leidensweg zu streuen. Eigentliche Schmerzen

litt er nicht. Er wurde nur zusehends schwächer, und anhaltendes Sprechen fiel ihm schwer. Ihre Trauerkleider hatte Rixa abgelegt. Sie wollte ihm den düsteren Eindruck ersparen. In hellem Weiß wie früher glitt sie wie ein Sonnenstrahl in seinem Zimmer hin und her, nur ein schwarzes Gürtelband erinnerte äußerlich an ihren schweren Verlust.

Eines Morgens empfing er sie mit glücklich-feierlichem Ausdruck.

„Contessina, ich muß Ihnen etwas sagen," murmelte er, „schon lange hab ich's auf dem Herzen, wollen Sie mir meinen Kofferschlüssel geben? Da — rechts in der Nachttischschieblade."

Sie reichte ihm den Schlüssel.

„Bitte, schließen Sie meinen Koffer auf. Unten, rechts auf dem Boden finden Sie ein Paket Papiere. Haben Sie es?"

Er wog das Bündel in seinen armen abgemagerten Händen. Seine Augen füllten sich mit Tränen.

„Dies ist mein Testament, Liebling," sagte er. „Es ist alles in Ordnung, rechtskräftig aufgesetzt. Ich habe mir erlaubt, mein Vermögen Erika zu hinterlassen. Es ist ja doch unser Baby!" sagte er wehmütig schalkhaft.

Rixa erschrak. „Haben Sie nicht Verwandte, die nähere Ansprüche haben?"

„Eine alte Kusine. Für die ist gesorgt. Sie wissen, daß ich vor neun Jahren in Uehraualð meine Mutter verlor. Bis zu Erikas Volljährigkeit müssen Sie das Vermögen verualten, Contessina."

Rixa war blaß geworden. „Ich danke Ihnen!" sagte sie einfach. Sie konnte nichts mehr hervorbringen.

Sie kämpfte ihre Bewegung nieder. „Seltsam," sprach

sie, „auch ich bin heute mit einer neuen Botschaft zu Ihnen gekommen."

Sie drückte ihm einen Brief in die Hand, legte ein Bündel Papiere auf das Bett und wandte sich ab.

Der Brief war von Pastor Kröner.

„Verehrteste, liebe, liebe Komteß!

Anbei sende ich Ihnen die gewünschten Papiere. Ihr ernster Entschluß, den ich vollkommen verstehe, hat mich tief ergriffen. Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen Kraft und den Segen unseres Vaters im Himmel. In treuem Gebete gedenke ich Ihrer. Gebe Ihnen Gott die ernste Freude, die Sie so reich austeilen. Ihren hochverehrten Gatten bitte ich innigst zu grüßen.

Mit den herzlichsten ehrfurchtsvollsten Wünschen von meiner Frau und mir

Ihr ergebener Freund und Pastor

Kröner."

Mr. Bright las den Brief. Das Blatt begann in seiner Hand zu zittern und zu schwanken.

„Contessina . . . o, großer Gott . . ." sagte er mühsam, „was haben Sie getan?"

Sie wandte sich zu ihm. Ein heiliger Ernst leuchtete aus ihren wunderschönen Augen.

„Ich will dir mich selbst geben . . . Fred," sprach sie, „mehr habe ich nicht!"

Und sie faßte das müde, fieberkranke Haupt, drückte es an ihre Brust und küßte ihm Stirn und Augen.

Mr. Bright war wie betäubt. Die Glückseligkeit dieses

Augenblicks war zu groß. Nur langsam, nur allmählich konnte er sich sammeln.

„Es ist zuviel, Liebling," stammelte er, „zuviel. Ich bin ja nichts mehr ... ich kann ja nichts ... ein elender Kranker ... und dein stolzer Name, Contessina ..."

„Name ist Schall und Rauch," erwiderte sie lächelnd, „der Name macht mich nicht glücklich. Daß ich aber einmal geben darf — das macht glücklich."

„Du hast mir schon gegeben, der Ville ist genug — die Tat zuviel."

Rixa schüttelte den Kopf.

„Ich tue nichts halb," flüsterte sie, „ich bleibe dieselbe unter jedem Namen. Deine Liebe und mein Schmerz, die haben mich vor mir selbst geadelt. Das ist mir genug."

Sie beugte sich zu ihm nieder und lehnte ihren Kopf an seine Brust. In wortlosem Schweigen verharrten sie beide.

„Meine ... Contessina ..." murmelte endlich Mr. Bright. „Du Sphinx mit der großen Liebeskraft und mit dem vornehmen Kinderherzen! Es geschehe, wie du willst. Aber deine Seele ist noch nicht erwacht — sie regt sich nur sehnsüchtig im Traum und weint und fragt."

Unwillkürlich zuckte Rixa zusammen. Diese Worte hatten ihr innerstes Wesen getroffen. Wie tief, wie bis in die feinsten Verzweigungen ihres Seins verstand sie Mr. Bright. Er gab sich keiner Selbsttäuschung hin, er wußte, wie sehr lieb sie ihn hatte, er wußte aber auch, daß sie ihn nicht mit der Leidenschaft einer Liebe von Weib zu Mann liebte, nicht lieben konnte. Er war ja ein Sterbender. Er wußte aber auch, daß er ihr ihren Willen lassen mußte: er durfte ihr die heilige Freude ihrer Liebestat nicht rauben. Vielleicht sog sie in späteren

Zeiten des Kampfes und Erwachens ihrer Weibſeele Ruhe und Frieden daraus. Und er war beſeligt. Ihm hatte ſie gegeben, was ſie auf dieſer Entwicklungsſtufe zu geben vermochte, — ihr ganzes, reines, vornehmes Selbſt. Ob jemals ein anderer dieſen koſtbaren Schatz ſo voll werten könne, wie er es tat, das wußte er nicht, aber er hoffte und erſehnte es mit der ganzen inbrünſtig ſelbſtloſen Liebe eines Sterbenden.

Und auch in Rixas Seele wurde es hell und klar. Unabhängig von eigentlicher Verſtandesarbeit iſt der Inſtinkt. Mit dem geſchärften inneren Auge eines ſeeliſchen Inſtinkts erkannte ſie die feine zarte Natur des Mannes, der ſie in den Armen hielt, und mit zitternden Lippen ſprach ſie es aus wie träumend:

„Es gibt Menſchen — ſo weltenfremd und erdenfern, daß ſie wie an einem goldenen Sonnenfaden zwiſchen Erde und Himmel ſchweben. Ihre Füße berühren die Erde, die Dornen des Lebens verwunden ſie, aber ſie gleiten darüber hinweg, denn der goldene Sonnenfaden hebt ſie hoch über die Bitterniſſe des Lebens hinüber. Solch ein Menſch biſt du, Fred!"

Drittes Kapitel

Das Perſonal des Edenhotels, der leichenblaſſe Pförtner an der Spitze, war heute in einiger Erregung. Aus Monte Carlo hatte einer der bekannteſten Dollarkönige für ſich und Familie acht Zimmer im Erdgeſchoß telegraphiſch vorausbeſtellt. Gleichzeitig hatte die ruſſiſche Fürſtin Kraſſotkin, eine geborene Baltin, drei Gemächer belegt. Sie war ſoeben aus Paris eingetroffen, und in ihrer Geſellſchaft befand ſich, ſo munkelte man, ein echter italieniſcher Prinz.

Durch die Schwatzhaftigkeit der Schweizer Kammerzofe Veronika, die noch wenig in erſtklaſſigen Häuſern gearbeitet hatte, erfuhren die neugierigen Damen, Frau „Sargmachermeiſterswitwe Koch" aus Königsberg und Frau Spritzer, Schuhfabrikantengattin aus Graz, davon, und nun verbreitete ſich die Neuigkeit wie ein Lauffeuer unter den Gäſten.

Auf den Dollarkönig war man, wie ſich annehmen ließ, ganz beſonders geſpannt. So hatten die Damen Koch und Spritzer den Oberkellner vermocht, ihnen beim Mittageſſen ihre Plätze möglichſt neben dem Tiſche der Amerikaner anzuweiſen, damit ihnen ja kein Wörtchen der Unterhaltung dieſer Dollarfürſten und keine Einzelheit ihrer Kleidung verloren

gehe. Sie saßen in aufgeregter Erwartung schon vor dem Glockenzeichen im Saal und hatten Eindruck machende Kleider angelegt.

Nicht gering war ihr Erstaunen, als an der Seite eines jugendlichen glattrasierten Mannes mit nichtsnutzigem, zusammengepreßten Gesicht eine lebensfrische blonde Dame erschien, die sich lachend mit einem älteren steifen Herrn an ihrer anderen Seite unterhielt. Er hatte ein kaltes, eisenhartes Gesicht, stahlgraue, scharfe Augen wie ein Feldherr und einen gelichteten, mächtigen Schädel.

„Der Dollarkönig!" ging es flüsternd von Mund zu Mund. „Die junge Dame ist seine Tochter, und der andere sein Schwiegersohn — ein beneidenswerter Kunde!"

Der „Beneidenswerte" schien aber auch äußerst vergnügt. Schön war er nicht, das mußte auch die weitgehendste Ehrfurcht zugeben. Eine schmächtige Gestalt, schmale Augenritzen, eine hohe, eckige Stirn und wulstige Lippen gaben seinem übermütigen Gesicht einen eigenartigen Ausdruck von Witz, Scharfsinn und Sinnlichkeit.

Prüfend sah er sich im Saale um. Seine Augen blieben an Rixa haften, die halb abgewandt mit Erika und Heimchen ihren Platz hatte.

„Oh my!" dehnte er verwundert und lenkte die Aufmerksamkeit seiner jungen rosigen Frau in die Ecke. „Da finde ich ja eine Jugendbekanntschaft aus dem Sanatorium wieder! Eine Komteß Rodern, wenn ich nicht irre, sehr comme il faut, darling, und das Kind da, — das muß die kleine wunderliche Tannenblüte sein — mit Namen Erika."

Interessiert blickte die junge Amerikanerin hinüber.

„Ich erinnere mich," sagte sie, „du erzähltest davon, die

Komteß hat das Kind in einer gefährlichen Schlucht an einem Tannenbaum hängend gefunden."

„Ganz recht — ich muß mich mit ihr begrüßen. Sie ſcheint in Halbtrauer zu ſein — ſollte ſie ihre Mutter verloren haben? Es iſt eine reizende Bekanntſchaft für dich, darling. Sportsdame wie du, Roſe, kann ſchießen, reiten, ſchwimmen."

Der junge Mann durchkreuzte den Saal und ſtand nach einigen Sekunden vor Rixa. Er verbeugte ſich tief.

„Komteß Rodern?" ſagte er fragend. „Habe ich die freudige Ehre, Sie wiederzuſehen?"

Rixa blickte erſtaunt auf.

„Die Welt iſt doch klein," ſagte ſie. „Herr Eggert, ich hätte nicht geglaubt, Sie hier wiederzutreffen."

Sie reichte ihm die Hand.

„Herr Eggert, — meine liebe Hausgenoſſin Fräulein Henriette Groß," ſtellte ſie vor.

„In dem kleinen Fräulein darf ich wohl Miß Erika ‚vom Tannenbaum' begrüßen?"

„Mein Töchterchen Erika," ſagte Rixa mit Betonung. „Wie iſt es Ihnen ſonſt gegangen, Herr Eggert? Ihre Lungen ſcheinen ſich ganz erholt zu haben."

„Nun, ich danke, nicht ſchlecht, gnädigſte Komteß, — es wird mir eine beſondere Freude ſein, Ihnen meine junge Frau, das einzige Reislein vom Dollarbaum Vanderhoven zuführen zu dürfen. Daß aus dem nichtsnutzigen Spötter aus Wehrawald ein einigermaßen tüchtiger Geſchäftsmann geworden iſt — das ſtand damals nicht in den Sternen geſchrieben."

„Nicht immer ſind die Sterne gute Propheten, oder vielmehr, wir verſtehen nicht in ihnen zu leſen."

„Sollten Sie vielleicht zufällig von Mr. Bright gehört haben, gnädigste Komteß?"

„Mr. Bright ist hier im Hotel und leider hoffnungslos krank," sprach Rixa trübe.

„O, das tut mir aber aufrichtig leid," sagte der junge Dollarfürst, „er war ein vortrefflicher Mensch. Sie erlauben, Komtesse, daß ich mich jetzt verabschiede, später darf ich Ihnen doch meine Frau vorstellen?"

„Morgen um zwölf bin ich auf meinem Zimmer," erwiderte Rixa ein wenig kühl. „Es soll mich freuen."

Herr Eggert beugte sich über ihre Hand und schritt wieder auf seinen Platz zurück.

Die Begrüßung hatte Aufsehen gemacht. Rixa wurde von nun an ein beneideter Gegenstand lebhaften Interesses.

Am nachnächsten Tage steigerte sich das Interesse der Hotelgäste, als sie Rixa mit der Fürstin Krassotkin und dem blassen italienischen Prinzen in den Saal schreiten sahen.

Die Fürstin war eine imposante Erscheinung. Groß, blond, von majestätischem Wuchs, mit einem Junohaupt und einer Gesichtsfarbe wie weiße Apfelblüten. Sie war eine geborene livländische Komteß Donnerfels und mit der Baroneß Trittwitz verwandt. Der kurische Name Rodern war ihr natürlich bekannt, und sie hatte Rixa ihre Besuchskarte geschickt. Rixa fand in ihr eine äußerst sympathische Landsmännin, und trotz ihrer Zurückhaltung machte sie kein Geheimnis aus ihren Verhältnissen.

Die Fürstin kam ihr mit warmer Herzlichkeit und großzügiger Teilnahme entgegen.

Und nun war es verwunderlich und bedrückend zugleich zu sehen, wie sich die übrige Gesellschaft um Rixas Gunst zu

bewerben begann. Über Erika wurden die seltsamsten Gerüchte in Umlauf gesetzt, die an Seltsamkeit dennoch die Wahrheit nicht erreichten. Erika sollte bald ein Kind wilder Ehe von Rixas Vater sein, bald die Frucht verbotener Liebe der verstorbenen Gräfin, bald auch das Töchterchen eines verwilderten Bruders von Rixa, der niemals existiert hatte, und man begann die Großmut und Nachsicht der jungen Komteß in den Himmel zu erheben.

Gerade diejenigen, die zuerst bereit gewesen waren, Rixas Ruf mit Füßen zu treten, wurden ihre eifrigsten Anhängerinnen, und die zudringlichen Herren, die sie mit ihren frechen Blicken belästigt hatten, konnten sich nicht genug tun an Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten aller Art. Seit einigen Tagen fand Rixa stets in ihren Schuhen und Stiefeln vor der Tür Veilchen und Rosensträuße, die sie erbarmungslos auf den Flur ausschüttete. Die sogenannte große Welt mit ihrem charakterlosen Wankelmut erfüllte sie mit Ekel.

Das Interesse der Hotelgesellschaft erreichte geradezu einen Siedepunkt, als es hieß, in den Zimmern Mr. Brights habe eine Ziviltrauung, später eine kirchliche Trauung stattgefunden. Man lauerte den Beamten, dem Geistlichen geradezu auf, aber man erfuhr nichts mehr als die nackte, schon bekannt gewordene Tatsache, und nur wundervolle Blumenkörbe von weißen Rosen und Veilchen, die aus den Gemächern der Fürstin Krassotkin und der Dollarfürstin gesandt wurden, bestätigten das seltsame Gerücht.

So hatte denn Rixa ihrem Herzen Genüge getan. Aus der baltischen Komteß Rodern war Mrs. Alfred Bright, Esquire, geworden, der Sonnenschein ihres sterbenden Gatten, eine Ausnahme unter den Menschen gewöhnlichen Schlages, eine

Königin unter Fürſten, Prinzen, Dollarkönigen und übrigen Rivieragäſten, eine Sphinx ihrer eigenen horchenden Seele!

Am glücklichſten an dieſem Tage war außer Mr. Bright die kleine Erika. Sie hatte der ernſten Feier beigewohnt und als Mr. Bright von ſeinem Liegeſtuhl auf Rixas Wunſch wieder zu Bett gegangen war, ſchlang ſie ihre Ärmchen um ſeinen Hals und rief jauchzend:

„Mein lieber, lieber guter Papa Fred!"

„Unſer Baby, Liebling!" murmelte Mr. Bright mit einem ſtrahlenden Blick auf Rixa.

Auf ſeinen Wunſch hatte Rixa ihrem Kinde zu dieſem Tage ein niedliches Korbwägelchen mit einem munteren Eſel davor zum Geſchenk gemacht, und Mr. Bright weidete ſich an dem unbändigen Entzücken Erikas und ließ ſich eigens ans Balkonfenſter führen, um das Kind auf der Fahrſtraße des Parkes zu beobachten. Ein kleiner Hoteldiener war ihr bei dem Gefährt reſpektvoll zur Hand.

„Später ſoll ſie reiten lernen . . . Conteſſina," ſagte er wehmütig.

Rixa war ihm noch immer ſeine ſüße Conteſſina, und er behielt die Benennung bei.

„Auch du, Liebling," bat er. „Ich denke mir dich ſo gern zu Pferde. Dieſe ſchönen Augen dürfen um mich nicht weinen. Vergeſſen wirſt du mich nicht — was kann ich mehr wünſchen? Dein Leben aber liegt noch frei und ſonnig vor dir. Ich möchte gern wiſſen dürfen, wo du ſpäter ſein wirſt, wenn ich nicht mehr bin."

Rixa zuckte zuſammen. „Nach Kurland kehre ich ſobald nicht wieder. Das Haus iſt ſo öde. Auch hab' ich mit dem Arzt geſprochen. Er findet Erika ſehr zart und wünſcht, daß ſie

einige Jahre die Winter im Süden bleibt. Ich habe ja nur für Erika zu leben, und ich möchte einen ganzen Menschen aus ihr machen. Sie soll frei und stark werden."

„Im Sommer solltest du in die Tiroler Berge gehen," sagte Mr. Bright träumerisch. „Ich kenne da einen Ort im Pustertal — er heißt Niederdorf — der ist wie du!"

„Ein Ort — wie ich!" sagte Rixa lächelnd.

„Ja, auf Bergeshöhen. Er ist von erhabener Schönheit und Reinheit. Eine starke, herbe Luft, wunderbare kühne Felsbildungen . . . man fühlt die Nähe Gottes."

„Ich gehe nach Niederdorf," sagte Rixa still, „und lasse mir Dora aus München kommen. Wir verstehen einander und mit ihr kann ich auch von dir sprechen."

„Das ist schön. Das freut mich. Wie viel Freude hat mir Fräulein Dora in allen diesen Jahren gegeben mit dem Bilde! Hat sie noch Geldschwierigkeiten, Contessina?"

„Soviel ich weiß, nein. Sie gehört zu den freien Menschen, die äußerlich reich sind, nicht weil sie viel haben, sondern weil sie wenig brauchen."

„Wenn ich ihr eine Studienreise nach Italien schenken dürfte! Von einem Verstorbenen wird sie vielleicht gern annehmen, was sie von einem Lebenden drücken könnte. Meine laufenden Zinsen betragen mehr, als ich verbrauchen kann, Liebling."

„Du überschüttest uns mit Freude, Fred!"

„Ich . . .!" Er sah sie lange lächelnd an. „In die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe, möchte ich alles zusammenfassen, was für dich von Wichtigkeit wäre. Ich halte die fliehenden Stunden fest, um dir noch manches zu sagen. Zunächst über dich selbst. Sollte einmal die große Liebe über dich kommen,

Liebling — sie kommt plötzlich und ungerufen, so folge ihr frei und ganz. Sei auch darin ein freier, ganzer Mensch. Ich werde dich im Grabe dafür segnen."

„Ach!" sagte Rixa wehmütig, „wer weiß, ob ich dazu fähig bin? Je länger ich liebe, desto mehr kommt mir das Leben vor wie eine nachdenkliche Arbeit."

„Du bist zu jung, um so weise zu fühlen, Contessina."

„Ich bin alt genug, um die wunderlichen Irrgänge und Widersprüche des Lebens zu empfinden und mich in meine eigene Seele zurückzuziehen. Leid hat mich weiser und nachdenklicher gemacht."

„An Erika wirst du wieder jung und stark werden. Liebe ist die Kraft, die alles überwindet, auch das rätselhafte Leben, ja selbst den Tod. Liebe ist Kraft und Freiheit und du hast sie, und Leid kann auch frei machen."

Rixa grub diese goldenen Worte tief in ihr Herz. Sie streichelte die abgezehrte müde Hand auf der Bettdecke und legte die Finger warnend auf die Lippen. „Nicht so viel reden, Fred!"

Wie weit war sie noch davon entfernt, aus ihrem Leben eine Kunst zu machen! Noch hielt sie das Leid wie mit eisernen Klammern umfangen, noch war sie abhängig vom Leid, wenn sie auch von Menschen und Verhältnissen frei geworden war. Eine Kette, die die meisten Menschen fesselt, war leise von ihr abgeschnitten: sie hatte sich vom Herkommen frei gemacht. Dazu hatte ihre Kraft gereicht, aber vom Leide frei werden, über dem Leide stehen, sowohl eigenem wie fremdem — das war ein Ausblick, der sie verwirrte. Und dennoch wußte sie, daß ihr Freund wahr gesprochen hatte: Starke, selbstlose, göttliche Liebe konnte auch das Leid überwinden — und Schmerz

konnte reich machen, in gleicher Art wie Freude. Sie gedachte der Worte Pastor Kröners am Sarge ihrer Mutter.

Rixa war in einer wunderlichen Seelenverfassung. Das friedvolle Krankenlager vor ihr gab ihr neue tiefe Rätsel auf. Die Ungerechtigkeit des Lebens, das hier mit vollen Händen verschwenderisch Gaben ausstreute, dort mit dem bißchen Atem kargte, erbitterte und empörte sie. Sie selbst war bereit, Liebe zu geben und von Liebe sich zu Lebenshöhen emportragen zu lassen, — das Leben aber war voll unbegreiflicher Grausamkeiten. Es forderte von dem einzelnen Liebe und hielt doch selbst mit einfacher Gerechtigkeit zurück. Wo war da Versöhnung und Ausgleich?

In dem Bilde der lieblichen, schönheitsvollen Sphinx mit den gierigen, lüsternen Tatzen erkannte sie das Bild des Lebens. Die Vorstellung dieses gierigen schönen Ungetüms, des Lebens, das Tausende verschlang, wurde so stark in ihr, daß sie es leibhaftig vor sich zu sehen glaubte, gleich wie die Scharen der Abertausende, die es umringten, um von ihm beschenkt oder zerrissen zu werden. Und plötzlich mit innerer Klarheit sah sie auch die wenigen, einzelnen, die diese mächtige Sphinx überwanden, die sterbend Sieger blieben. Sie blieben Sieger durch kindliches Vertrauen, geniale Unbefangenheit, Einfachheit und Güte, nicht aber durch nachdenkliches Überlegen und graue Weisheit. Die überlegungslose Ganzheit des Kindes — die war dem Leben gewachsen. Wer aber nachdachte, der hatte sie schon verloren. Erkenntnis und Sein, das sind zwei gleichlaufende Wege, sie führen zu dem gleichen Ziel, aber sie decken einander nicht. Nach Zielen hinstreben setzt schon ein gebrochenes Sein voraus. Das urechte, lebenskräftige Sein aber denkt nicht. Es ist. —

In die Fäden ihrer ſinnenden Gedanken ſprang wie ein helles Sonnenlicht die kleine Erika und zerriß ſie mit einem flüſternden Jubelton. Sie jauchzte:

„Mumeli, Papa Fred, mein Eſel ſoll Prinz Wolf heißen, und ich hab' ihn ſehr, ſehr, furchtbar lieb!"

Rixa drückte das Kind leidenſchaftlich an ihr Herz. Da war Ganzheit, da war kindliche Unbefangenheit, nach der ſie ſich ſehnte. Eri, ihr Kind, würde ihr leben helfen, würde ihr helfen das böſe Leben überwinden.

Mit ſtillem Lächeln fragte ſie: „Warum denn aber Prinz Wolf, Herzchen?"

Da ſah ſie das Elfchen ernſthaft an: „Weil Onkel Wolf ſo ſchön iſt und ich ihn ſo lieb hab', Mumeli. Das iſt der ſchönſte Name für das Eſelchen!"

Leiſe und eifrig, wie ſie gekommen war, huſchte ſie wieder hinaus.

Mr. Bright ſah Rixa gedankenvoll an. Eine qualvolle Spannung lag in ſeinem Blick.

„Gott bewahre dich vor neuem Leid, Liebling!" flüſterte er.

Liebreich beugte ſie ſich zu ihm nieder und ſah ihm tief in die Augen. „Wie meinſt du das, Fred?"

„Ich meine, unſer Baby in ſeiner Kindesunſchuld iſt deinem Vetter nur allzugut. Das könnte Kampf und Leid bringen."

Rixa ſchwieg betroffen. „Ein ſo kleines Kind, Fred . . ." murmelte ſie. „Du ſiehſt zu tief."

„Gott gebe es!" flüſterte er.

Ein reizendes Lächeln glitt wie ein Licht über ihre ernſten, ſtolzen Züge.

„Das Kind täte mir leid," ſagte ſie, „und nun begreife

ich auch ihr wunderliches Weſen, als Wolf zuletzt bei uns war. Sie hat geradezu mit ihm kokettiert. Ich fürchtete ſchon, Eri wäre von ihrer unbekannten Mutter erblich beeinflußt, und das hat mir ſo weh getan. Aber," nun leuchteten ihre Augen heiter auf, „an mich denkſt du doch nicht dabei? Ich werde Wolf immer lieb haben wie einen Bruder — nichts mehr."

„Meine ſüße Conteſſina," ſagte Mr. Bright in ſchalkhaftem Ernſt, „die Welt ſcheint für dich nur Freunde und Brüder zu haben."

„Um ſo beſſer!" ſprach ſie lächelnd. „So bin ich ſicher, meinem Freunde ein ganzer Freund und meinem Bruder eine rechte Schweſter zu ſein!"

Viertes Kapitel

Tage und Wochen strichen in leisem, glücklichwehen Frieden dahin. Immer stiller, immer müder wurde das liebe Antlitz des Kranken, immer kraftloser wurden seine Bewegungen. Stundenlang ruhte er mit geschlossenen Augen auf seinem Kissen, und wenn er sie öffnete, war etwas Warmes, Leuchtendes und Kindliches in ihnen, das Rixa an die Seele griff. Sie fühlte es: auf dieser blassen Stirn thronte die stille Majestät einer anderen, lichteren Welt, und seine Seele war den Bitternissen der Erde nicht mehr zugänglich. Vertieft und freigeworden schwebte sie bereits in dem geheimnisvollen Reich der ewigen Schönheit, Harmonie und Klarheit dahin, und Rixa fragte sich oft, wie es möglich sei, daß dieselbe schleichende Krankheit, die so viele zu sinnloser, brutaler Verschwendung ihrer Kräfte treibt, an anderen, Andersgearteten ein stetiges Werk der Vertiefung und Klärung übt, daß sie noch auf Erden so sichtbar Kinder des Lichts werden. Mit einem leisen Schauergefühl der Seele stand sie vor diesem Krankenlager, das ihr so ernste Rätsel aufgab.

Die Nachtwachen überließ sie nicht mehr der alten Barbara. Jetzt gehörte ihr Freund ihr ganz allein. Auf einem

Lehnſtuhl brachte ſie ſchlummerlos die langen Nächte zu. Aus ihrer Hand nahm Mr. Bright geduldig Arznei und Nahrungsmittel, und ſeine Lippen murmelten nur noch abgeriſſene Dankesworte und liebe Koſenamen.

So hatte Rixa an dieſem Krankenlager etwas Großes gewonnen: ein immer größeres Maß von Seele, ein immer tieferes Seelenleben.

Der Abſchied ſtand wieder einmal vor der Tür und pochte mit leiſem Finger um Einlaß.

Erika durfte nicht wie ſonſt in das Krankenzimmer treten, Rixa hatte ſie der Obhut Heimchens völlig anvertraut. Sie ſelbſt war für die Hotelgäſte unſichtbar, und man munkelte davon, daß ſie mit ihrem Gatten verreiſt ſei. Nur die Fürſtin Kraſſotkin wußte um die trübe Wahrheit und ſandte täglich Blumen und Karten zu Rixa hinein.

„Ich fühle mich heute beſonders wohl und kräftig, Liebling," ſagte Mr. Bright an einem ſonnigen, milden Dezembertage, „ich bitte dich, gehe ein wenig an die Luft."

Rixa zögerte einen Augenblick. Da lächelten die trockenen Lippen. „Ich gehe ohne Abſchied nicht von dir, tu mir die Liebe und geh. Ich bin müde und werde ſchlafen."

Und Rixa ging. Sie bat Heimchen, ihren Platz einzunehmen, und verließ mit Erika das Hotel. Eine Angelegenheit lag ihr auf dem Herzen. Sie hatte durch den Doktor von einem tüchtigen baltiſchen Lehrer gehört und wünſchte für ihr Kind wieder einen feſten geregelten Unterricht, wie es ihn im Paſtorate genoſſen hatte.

Haſtig ſchritt ſie mit Erika durch die winkelige, maleriſche Hauptſtraße Nervis dahin. Hohe buntfarbige Häuſer, von Altanen, Erkern und ſteinernen Mauern unterbrochen, engten

sie ein. Vor ihr erhob sich in schönem Schwunge der Zug der Berge. Seitengassen zeigten immer wieder in überraschender Nähe die Gebirgskette; dunkle, tunnelartige Straßen, von hohen Gartenmauern umhegt, führten abwärts an das lichtfunkelnde blaue Meer. Dicke Mauern von verschossenem Rot mit herrlichen Durchblicken in eine märchenhafte Gartenwelt öffneten sich hier und da. Efeu und Rosengeranke drängten in strotzender Fülle über die Gemäuer, ernste Pinien und Zypressen ragten hoch darüber in das tiefe Himmelsblau, dazwischen seltsam üppige Bäume mit raschelndem Blattwerk. Gänge, von lichtem Laub umsponnen, zogen sich über den Mauern dahin, und trocknende Wäsche flatterte um Türen und Fenster oder wehte von den flachen Dächern. Auf der Straße wogte das bunte laute Leben des Südens. Malerische Maultiergespanne, Ausrufer mit Obst, Gemüse und Muschelwaren, bunte lebensprühende Gestalten mit dunklen, flammenden Augen eilten an Rixa vorüber. Sie sah sie wie im Traume und sah sie doch wieder nicht. Ihr Herz war bei ihrem Kranken.

Endlich bog sie in ein steilaufwärtsstrebendes dunkles Gäßchen. Kühl wehte ihr der Wind vom Berge entgegen, und sie trat in einen düstern Flur. Eine unsaubere Marmortreppe führte sie hinauf, und sie stand vor einer weißen Tür.

„Oberlehrer Drehse" las sie.

Sie klingelte. Eine schlampig gekleidete junge Italienerin öffnete und fragte nach ihrem Begehr.

Hinter ihr zeigte sich die magere Gestalt eines ältlichen Herrn in einem grauen Schlafrock. Graue feuchte Haare klebten an der mächtigen Stirn. Das Gesicht war schmal und gütig und glich beängstigend einem Totenkopf.

Eine tiefe, klangvolle Stimme sprach mit förmlicher

Feierlichkeit: „Verzeihen die Herrſchaften meinen Gelehrtenaufzug, — ich war auf Beſuch nicht gefaßt."

„Ich darf mich Ihnen als Landsmännin vorſtellen, Herr Oberlehrer," ſagte Rixa, „trotz meines engliſchen Namens. Ich komme mit einer großen Bitte zu Ihnen."

„Nonn, das iſt ein ſeltenes Vergnügen," ſagte der alte Herr und verbeugte ſich ſteif. „Womit kann ich Ihnen dienen? Bitte gefälligſt näher zu treten."

Er öffnete die nächſte Tür. Sie traten in ein hohes, geräumiges Zimmer. Es war von oben bis unten mit Regalen und Büchern beſetzt. Vor einem alten wackligen Schreibtiſch ſtand ein ungeheurer Lehnſtuhl, neben dem Fenſter ein kleines Eckſofa mit drei Seſſeln.

„Nonn, bitte, nehmen Sie Platz, meine Gnädige."

„Ich habe leider wenig Zeit, Ihnen das Nötige ausführlich zu erklären," ſagte Rixa, „und falle daher mit der Tür gleich ins Haus. Mein Mann iſt leidend und kann meine Abweſenheit nur ſchwer entbehren. Mein Kind hier verwildert mir gar zu ſehr in der aufgedrungenen Freiheit der Verhältniſſe. Es iſt bisher teils von mir, teils von unſerem Paſtor in Kurland unterrichtet worden. Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie etwa geneigt wären, den Unterricht fortzuſetzen?"

„Hm!" ſagte der alte Herr und zwinkerte Erika aus den ſchmalen Augenritzen vergnüglich zu. „Das läßt ſich hören. Ich muß Sie aber darauf aufmerkſam machen, meine gnädige Frau, daß ich ein wunderlicher Kauz bin. Ich halte wenig vom üblichen Schulunterricht. Anſchauung und Entwicklung des Denkvermögens, — nicht eingepfropfte Kenntniſſe — das iſt meine Sache!"

„Um so besser," sagte Rixa freudig, „in dieser Art ist auch Erika bisher vorgeschritten."

„Nonn gut," schmunzelte der Totenkopf zufrieden und fuhr dann gemächlich mit klangvollem Tone fort: „Naturwissenschaft pflege ich nicht hinter den Büchern, sondern auf Spaziergängen zu entwickeln; Religion ist mir nicht dogmatische Wissenschaft, sondern Herzenssache. Geschichte — übrigens mein Hauptfach, suche ich aus dem Leben heraus anschaulich zu machen. Denn was ist Geschichte der Völker anderes als ein in der Masse aufgelöstes Einzelschicksal? Geographie und Landeskunde verschmilzt mit der Geschichte in der Weise, daß sie die Lebensbühne für die Entwicklung und die Einzelschicksale der Völker hergibt. Was ich von meinen Schülern verlange, ist nicht hauptsächlich Fleiß, sondern offener Sinn und Ehrlichkeit. Nonn, mit der Zeit wird wohl auch ein wenig Anhänglichkeit daraus, und das ist mir immer ein liebes Geschenk gewesen."

Rixas Augen glänzten. „Ich habe Vertrauen zu Ihnen, Herr Oberlehrer," sprach sie warm.

„Nur nicht vorauszahlen, meine Gnädigste, das Vertrauen muß erworben werden. Wie alt ist denn der kleine Leuchtkäfer da?"

„Bald elf Jahre", sagte das Elfchen stramm.

„Zehneinhalb," verbesserte Rixa, „und, Herr Oberlehrer, noch eins. Es ist ein phantastisches Köpfchen, das Sie da bekommen, und ich darf es wohl sagen, ein echtes, rechtes Kind."

„Das ist das Schönste und Hoffnungsvollste, was Sie von Ihrem Kinde sagen können, Gnädigste," erwiderte der alte Herr. „Fürchten Sie nicht, daß ich das Kind im Kinde überwerte, sagen wir vielmehr unterschätze. Aber, hm," er räusperte sich ein wenig verlegen, „Sie kommen mir mit

großem Vertrauen entgegen, und dennoch weiß ich nicht, ob Sie es noch hegen können, wenn ich Ihnen eröffne, daß ich aus Rußland verbannt bin. Es ist wegen einer historischen Schrift über Kaiser Alexander III. und seine Regierungspolitik. Diese Schrift ist mir schlecht bekommen. Seitdem bin ich sozusagen vogelfrei in Rußland. Da habe ich mich denn als eine Art ‚moderner Diogenes' in einem der schönsten Orte der Welt niedergelassen, um so mehr, da mich von Zeit zu Zeit ein boshaftes Asthma heimsucht. Und dennoch, sehen Sie," wieder wurde der alte Herr verlegen, und seine grünen Äuglein blickten beinahe flehend zu Rixa hinüber, „dennoch wäre es mir leid, wenn Sie mir das Kind nicht gäben. Ich bin einmal so ein eingefleischter Schulmann und Pädagoge, mir fehlt was, solange ich so ein liebes Leuchtkäferchen nicht unter den Fingern haben kann, und ich verspreche Ihnen, gnädigste Frau, ich will die Flügelchen schonen, damit sie stark und kraftvoll werden und das Kinderseelchen aufwärts tragen können bis zu den Sternen."

Rixa war bewegt. „Mein Kind ist in den besten Händen," sagte sie. „Haben Sie Dank für alles, was Sie sagten, und daß Sie mir das Gefühl der Sicherheit gaben, jederzeit einfach zu Ihnen sein zu dürfen. Daß mir dieses Empfinden verloren gehen könnte, davor wird mir nicht mehr bange sein. Selten schenken einem Menschen solche Sicherheit. Sie macht mich froh."

Sie war aufgestanden und reichte dem alten Junggesellen herzlich die Hand.

„Und wann darf ich Ihnen Erika schicken? Sie soll in Begleitung meiner Gesellschafterin, Fräulein Groß, herkommen. Die ältliche Dame beschäftigt sich mittlerweile im Nebenzimmer mit Lesen."

„Täglich von zehn bis zwölf, meine ich. Da wollen wir denn zunächst gründliche Bekanntschaft miteinander machen. Leuchtkäferchen, komm doch mal her. Schau mich an. Nonn, wie gefall' ich dir?" fragte er schmunzelnd.

Erika stand mit leuchtenden Augen vor ihm. „Sehr gut!" rief sie fröhlich. Beinahe so gut, wie Prinz Wolf!"

„Wer ist Prinz Wolf?" forschte er vergnügt.

Rixa zuckte zusammen. Erika aber rief glücklich: „Das ist mein schönes Eselchen!"

„Gnädigste Frau," sagte der alte Schulmann gemütlich. „Seien Sie unbesorgt. Solch ein Kompliment hat mir noch niemand gemacht. Ihre Kleine ist eine Idealistin."

„Nonn," sagte er mit mächtigem Stirnrunzeln, „und wie willst du mich denn nennen? Wir wollen doch von vornherein gute Freunde werden."

„Ich weiß nicht, wie Sie heißen," sagte das Elfchen vorsichtig, „aber Sie sind ein guter Onkel."

„Onkel Otto heiß' ich!" schnauzte er sie plötzlich mit fürchterlicher Stimme an. „Nonn, wie sagst du?"

Erika lachte schelmisch und machte einen zierlichen Knix. „Auf Wiedersehen, Onkel Otto. Ich komme sehr gern zu Ihnen."

„Auf Wiedersehen, mein liebes Leuchtkäferchen. Auf Wiedersehen, gnädigste Frau!"

Schmunzelnd, mit gütigem Lächeln über dem schmalen Totengesicht stand der alte Herr auf der Treppe und winkte und grüßte.

Rixa war eine schwere Last vom Herzen gefallen. Ihr Kind wußte sie gut aufgehoben.

Ihr Herz flog ihren eilenden Schritten voraus. Sie fand

Mr. Bright noch in ruhigem Schlummer. Still setzte sie sich an sein Bett und lauschte gespannt auf seinen Atem. Seine Züge schienen ihr verändert. Die dunklen Haare klebten feucht an der blassen Stirn.

Etwa eine Viertelstunde hatte sie dagesessen. Plötzlich schlug er die Augen auf und sah ihr hell ins Gesicht.

„Contessina . . . Dank . . . Dank . . ." flüsterte er, „näher . . . komm näher."

Sie kniete an seinem Bette nieder und schob den Arm unter sein Haupt. Ganz nahe legte sie ihr Ohr an seine Lippen . . . ihr Herzschlag stockte. War das schon das Ende? Und sie war fortgewesen!

„Bin glücklich . . . glücklich . . . war schon weit, weit fort . . . kam wieder . . . Abschied . . . Vater unser . . ."

Und mit bebender Stimme sprach Rixa die großen Worte und fügte hinzu: „Der Herr erhebe sein Angesicht über dir und gebe dir Frieden . . ."

Ein leises strahlendes Lächeln spann sich um die zuckenden Lippen — das Lächeln verbreitete sich langsam über Stirn und Augen, — da schlossen sich die leuchtenden Sterne, das Haupt wurde schwer, und Rixa fühlte, wie eine kalte Feuchtigkeit ihr über den Arm bis zur Schulter hinaufrieselte. Er schien wieder eingeschlafen.

Rixa seufzte erleichtert auf. Wie sanft ihr Freund schlief, und wie schön er war! Das Ende war nahe — das fühlte sie, aber noch war er nicht von ihr gegangen.

Wohl eine Stunde lag sie regungslos auf den Knien und wagte nicht, sich zu rühren. Die Dämmerung war leise angebrochen.

Bunte Bilder einer freundlichen Vergangenheit zogen an

ihrem inneren Auge vorüber. Rätselfragen, die sie oftmals gedrückt, fanden hier neben dem lieben Sterbenden eine einfache und unerwartete Lösung. Lebenskrisen, in denen die Lebende rang und kämpfte, vereinfachten sich und schrumpften zur Kleinheit zusammen, angesichts der großen nahen Gewalt des Todes. Was ist groß und was ist klein? Neue Fernsichten öffneten sich dem fragenden, lauschenden Blick ihrer ernsten, suchenden Seele, die es gelernt hatte, Sterbende zu verstehen und Lebenden etwas zu sein.

Grabesruhe in dem stillen Krankenzimmer, steinerne bleierne Grabesruhe — und doch flutendes, webendes Leben. Zarte Fäden des Einvernehmens und Verständnisses, die zwischen dem Einst und Jetzt gesponnen werden und hinübergreifen in das leuchtende unergründliche Gewebe der Ewigkeit.

Sie war reich geworden an diesem Krankenlager: er, der von ihr gehen mußte, hatte ihr täglich und stündlich seine große zarte Liebe geschenkt, hatte sie mit Liebe überschüttet, er hatte sie verstanden wie nie jemand zuvor. Seine Seele war in ihrer Seele aufgegangen, und das Ergebnis war eben die große selbstlose Liebe, die alles duldet, alles glaubt, alles hofft. Ein Lebensabschnitt lag mit diesem Sterben bald hinter ihr.

Und wenn er von ihr ging, konnte sie niemals wieder ganz arm werden.

Sie betrachtete das müde, friedliche Antlitz — hell leuchtete es aus der wachsenden Dämmerung hervor. Wäre sie doch früher zu dem wunderlichen guten Oberlehrer gegangen! Wie sehnte sie sich, ihrem Freunde davon zu erzählen! Jetzt, wo der Tod so fühlbar an seinem Lager stand, konnte er sich nicht

mehr darüber freuen. Ob er noch diese Nacht überlebte? Vielleicht schwand er ihr unter den Händen dahin — in Nervi sollte der Tod ja so weich und sanft kommen, auf schüchternen Sohlen, sagte man. Welch ein Glück, daß es solche Orte gab.

Leise, ganz leise wagte sie es, ihre freie rechte Hand seiner Hand zu nähern. Sie erschrak . . . seine Hand schien leblos und kalt. Jetzt griff sie zu, — es war die kalte Hand eines Toten!

Mit einem tiefen, schweren Seufzer zog Rixa ihren steifen Arm unter dem Haupte ihres Freundes hervor. So war er also von ihr gegangen — auf leisen, unsichtbaren Sohlen, wie der Tod zu ihm gekommen war. Hinübergeschlummert war er in die tiefe Ewigkeit, wie ein reines Kind, Gott sei gelobt, — ohne Qual, ohne Angst!

Ein wundersamer, heiliger Friede breitete seine Silberschwingen über das stille Gemach und tauchte lichten Glanz in die Seele des jungen Weibes und Mädchens, das seinen Gatten verloren, der jungen Mutter, die kein Kind geboren hatte, des mutterlosen Kindes, das selbst Mutterpflichten auf sich genommen hatte — und bei allem schmerzlichen Leid fühlte Rixa, daß sie reicher geworden war, als sie zuvor gewesen.

Sie war reich, weil sie hatte geben dürfen. Arm war nur der, der keine Liebe ausstrahlen konnte, weil er keine hatte.

Eine schmerzlich stille Stunde blieb sie noch bei ihrem Toten allein. Sie konnte weinen, aber es waren nicht die bitteren, glühenden Tränen brennenden Schmerzes — milde, erlösende Tränen waren es, Tränen sehnsüchtiger Liebe, dank-

baren, heiligen Friedens, Tränen eines inneren großen Reichtums und wehmütigen Glückes.

Nicht immer bleibt die menschliche Seele auf leuchtenden Bergeshöhen. Ruhelos und schmerzvoll, vereinsamt und voll Sehnsucht taucht sie wieder hinab in die Niederungen des Leides und trägt schwer an dem Schmerz, der ihr beschieden. Aber ein Abglanz einer auf solchen Bergeshöhen verlebten Stunde verläßt sie doch nicht ganz, und staunend, wie in ein fernes, leuchtendes Wunderland mit unermeßlichem Ausblick sehnt sie sich auf ihre einsamen Bergeshöhen zurück.

Rixa mußte auch solche trübe, dunkle Zeiten durchleben. Auch war sie körperlich durch die vielen Nachtwachen und durch die Spannung der letzten Wochen mitgenommen und erholungsbedürftig. Sie sehnte sich nach Einsamkeit und Ruhe, die fragenden, zudringlichen Blicke der Hotelgäste waren ihr qualvoll, und so verließ sie das Edenhotel und mietete eine kleine Villa, ein Nebengebäude des Hotels, die von einem wundervollen Garten eingehegt, dicht am Meer paradiesisch gelegen war.

Die Bestattung war in aller Stille vollzogen worden, und oft trat Rixa allein den steilen Bergpfad an, der sie zu dem Fremdenkirchhof führte.

Hier saß sie manche stille liebe Stunde allein und träumte. Sie hatte ihre Trauerkleider wieder angelegt, nun brauchte sie ja niemanden mehr zu schonen. Tief unter ihr weitete sich in sonniger Bläue das strahlende Mittelmeer. Schmetternd prallten weiße glitzernde Schaummassen an die braungrauen Klippengestade. Ein Gewirr von Dächern, Häusern und Villen blitzte aus dem satten Grün buschiger Palmen, leuchtender

Pinien und dem sanften, weichen Grüngrau der Olivenhaine hervor.

Die strahlende Sonne Italiens malte das wundersame Bild mit leuchtenden Farben.

Und die wunde Seele Rixas begann langsam, langsam zu genesen.

Fünftes Kapitel

Ein lachender Maienhimmel leuchtete und strahlte über Nervi.

Die ganze wunderreiche Pracht des Südens hatte der Mai über Berge und Täler, Gärten und Hänge, Straßen und Gassen, ja über Himmel und Meer ausgeschüttet.

Das sonnenfrohe Meer fing die Schönheit des Himmels auf und strahlte sie doppelte wider. Es funkelte, von einem goldenen Sonnennetz durchflirrt, in klaren dunkelblaugrünen und violetten Tönen um das rauhe Klippengestade, es lachte in silberner seliger Bläue weit hinaus gegen den Horizont.

In den Gärten, auf Berghängen und in den Tälern klang und blühte eine Symphonie von Rosen und jungem Grün.

Es war, als ob Erde und Meer um den Preis der Schönheit miteinander wetteiferten. Rosen über Rosen, weiße und hellrote Rosen nickten und schmachteten, dunkelrote und goldgelbe trotzten und brannten. Sie glühten und lachten, kicherten und spreizten sich in allen Farben, allen Tönen. Sie warfen sich lüstern über Mauern und Zäune, kletterten jubelnd an den Häusern empor, versteckten sich schüchtern wie junge Mädchen hinter grünen Blättern oder wagten sich

herausfordernd über die Straßen und schwangen sich den Menschen entgegen.

In lichtes strotzendes Grün hatten sich Feigenbäume und Kastanien gehüllt. Violette duftende Glyzinien hingen ihre zarten Blüten über Spaliere und Mauern, Goldregen leuchtete gegen das Azurblau des Himmels, und helles Weinlaub spann sich jauchzend über Altane und streute seine Gewinde sorglos über alte Gartenmauern.

Und in den Bergen thronte am frühen Morgen eine erhabene feierliche Stille. So still war es, daß, wenn man das Wort „feierlich" aussprach, die Hälfte davon verloren ging. Oftmals war Rixa von dem Kirchlein St. Ilario aufwärts den Weg nach St. Rocco auf dem Bergrücken entlang gewandert, um sich an der Stille dieser reinen Bergwelt zu berauschen. Vor ihr, jenseits Nervis, lag das Nervital. Gewaltige düstere Bergformen mahnten an eine andere, nördlichere Welt und warfen ihre mächtigen Schatten weit in das tiefe Tal. Hierher drang nicht die leuchtende Macht der Sonne, und der Pflanzenwuchs war spärlich und karg. Verkrüppelte Feigenbäume streckten angstvoll ihre gewundenen Äste nach allen Richtungen, und nur die bescheidenen Kastanien breiteten zuversichtlich ihre großen Blätter aus. Im Spätherbst aber leuchten sie goldgelb, und goldgelb und rot liegt der steile Bergabhang voller Kastanienblätter, und man meint durch ein glühendes Feuermeer hinabzuklettern in das düstere Tal.

Jetzt aber war es Mai, und Maienzauber lag auf den Abhängen und zog und lockte duftende Veilchen, goldgelbe und weiße Kamillen und vielerlei bunte Blumen siegreich hervor. Stille war es, so still, daß der Glockenton aus Nervi eisig herüberwehte in dieses unberührte geisterhafte Schweigen.

Und langsam, langsam von Schönheit und Schweigen eingewiegt, begann die kranke Seele Rixas wieder zu blühen und der Freude entgegenzustreben.

Die Allzuvielen hatten Modebäder und nördlichere Vergnügungsorte längst über die Alpen gelockt; nur wenige waren so weise, sich vom König Mai und der Natur Italiens eine besondere Überraschung bescheren zu lassen. Die großen Hotels und Fremdenheime waren geschlossen. Die raschelnden Seidengewänder und das Modegirren fader Narren begannen nun an anderen Orten ihr rastloses Spiel. Das sonnengebräunte bunte Volk Italiens tummelte sich in harmloser Fröhlichkeit lärmend durch die engen Straßen.

So war auch allmählich der Juni herangekommen, und die heiße Sonne begann ihre prallen Strahlen brütend auf das erhitzte Gestein zu werfen. Sie sengte und glühte und hielt die steinernen Häusermauern in so liebevoller Umarmung fest, daß sie längst nach Sonnenuntergang noch Wärme ausstrahlten und erst in den blauen, sternendurchflimmerten Nächten langsam erkalteten.

Nun war es Zeit geworden für Rixa nach Niederdorf in Tirol zu reisen, dem herben grünen Niederdorf, von dem Mr. Bright gesagt hatte, es sei wie sie selber.

Erika hatte sich in kindlichem Zutrauen sehr bald an ihren neuen Lehrer geschlossen und machte gute Fortschritte.

Der alte Herr seinerseits begann sich vor der Trennung von dem lieblichen Kinde zu fürchten. Er hatte das Elfchen fest in sein altes Junggesellenherz geschlossen und war in den letzten Wochen kratzbürstig und mißgestimmt gewesen, nur aus einem Überfluß an Gemüt, das er nicht gern sehen ließ.

Gegen die Hitze hatte er einen pfiffigen Verteidigungs-

plan ausgeheckt und überraschte das Elschen täglich mit neuen Vorkehrungen, mit denen er die südliche Glut zu überlisten gedachte. Er hing feuchte Leinentücher aus, verschloß sorgfältig Türen und Fenster und zog die Rolläden herab. Seinen wollenen Schlafrock hatte er mit einem knappen weißen Leinenanzug vertauscht, seine Schuhe mit Kneippsandalen, und alle Viertelstunden tauchte er Hände und Füße in einen Kübel mit Wasser.

Heute sollte Erika das letzte Mal Stunde bei ihm haben, und auf seinem Schreibtisch stand bereits eine Portion Fruchteis für das Leckermäulchen bereit.

Verwundert aber riß er seine schmalen Augenritzen auf, denn um große Augen zu machen, fehlte es ihm beim besten Willen an der Möglichkeit, als statt des grauen Heimchens Rixa selbst in ihrer jungen, herben Schönheit bei ihm erschien. Jauchzend sprang Erika ihr voraus.

„Verehrter Herr Oberlehrer," sagte Rixa warm, „ich komme, um Ihnen persönlich zu danken, und habe außerdem wieder einmal eine Bitte auf dem Herzen, — eine recht große diesmal."

„Der Dank ist ganz auf meiner Seite, gnädigste Frau," begann der alte Herr förmlich und fuhr dann eifrig zu Erika gewandt fort: „Schneck, du, halt dir einmal die Ohren zu, aber gründlich — hörst du — du weißt, Ehrlichkeit über alles!"

Eifrig stopfte das Elschen sich die Daumen in die Ohren.

„Gnädigste Frau," fuhr der alte seltsame Kauz fort, „Ihre Erika ist, hm, — der reine Sonnenschein für mich geworden. Gallenbitter wird mir zumut, wenn ich denke, daß Sie verreisen, doch, hm, das ist Nebensache. Sprechen wir über

meinen Zögling: Fähigkeiten, Auffassung, Ehrlichkeit — Nummer eins, kann mir's gar nicht besser wünschen, aber, aber," hier zog er sein langes, schmales Gesicht bedenklich in krause Falten — „es heißt zwar im Faust: ‚Das ewig Weibliche zieht uns hinan', — ich muß mir aber die Bemerkung erlauben, daß bei Ihrem Leuchtkäfer viel ‚zeitliche' Weiblichkeit vorhanden ist. Mit einem Wort, meine Gnädige, — unser Liebling ist ein ganz verflixter Racker, ahem, Verzeihung, will sagen, hat alle Anlagen zur Koketterie."

Aufmerksam war Rixa seinen Auseinandersetzungen gefolgt und nickte ernsthaft. „Das ist mir leider nicht neu, Herr Oberlehrer, und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit. Das mag seine tieferen Gründe haben, die ich Ihnen später einmal mitteilen möchte. Was machen wir aber dagegen?"

„Wir kämpfen!" sagte Oberlehrer Drehse mit gerunzelter Stirn und kritisch vorgeschobener Unterlippe. „Mit allen Waffen, allen Kriegslisten, allen gewöhnlichen und ungewöhnlichen Mitteln."

„Kann ich schon?" rief das Elfchen flehend.

Der alte Junggeselle schüttelte den Kopf und hob lehrhaft seinen langen Zeigefinger in die Höhe.

„Der Kampf ist um so schwieriger," fuhr er fort, „da das Goldkind da, wie mir scheint, unbewußt kokettiert und das Bewußtwerden verhütet werden soll. Eitel ist die Schmeichelkatz, und eitel soll man ja auch bis zu einem gewissen Grade sein, aber die Sache ist: man muß die Eitelkeit auf wertvolle innere Errungenschaften hinlenken, nicht auf äußere angeflogene Vorzüge sich sammeln lassen. — Nonn, Spitzmäuschen, jetzt kannst du die Daumen wieder herausnehmen!" rief er mit klangvollem Ton.

Verwundert und lächelnd schaute ihn das Elfchen an und machte ihr allersüßestes Schelmengesicht.

„Sie meinen's gut mit meinem Kinde," sagte Rixa, „Ihre Offenheit tut mir wohl. Es ist wirklich schwer, wenn einem der Grund alles Übels klar und man ihn dennoch zu beseitigen nicht imstande ist."

„Sie werden ihn beseitigen — mit der Zeit, mit der Zeit, meine gnädigste Frau. Geduld bringt Rosen. Im nächsten Winter kommen Sie wohl nicht nach Nervi?"

„Im Gegenteil. Wie sollte ich mir einen so wackeren Mitkämpfer entgehen lassen, Herr Oberlehrer? Ich lebe ja nur noch für mein Kind."

Der alte Herr strahlte. „Aber das ist ja vortrefflich!" rief er wie elektrisiert. „Ich war schon in eine ganz grimmige Abschiedsstimmung geraten."

„Von Abschied soll hoffentlich noch lange nicht die Rede sein," sagte Rixa liebenswürdig, „und nun komme ich zu meiner Bitte: Herr Oberlehrer, ich fühle mich so tief in Ihrer Schuld, daß Sie mir nur helfen können sie zu tragen, indem ich noch tiefer in sie hineingerate. Sie wissen, für kleine Freundlichkeiten hat man Dank, große aber läßt man über sich ergehen wie den himmlischen Regen, der Gerechte und Ungerechte überschüttet."

„Meine gnädigste Frau . . .?" sagte der alte Junggeselle betroffen und blieb mit offenem Munde vor ihr stehen.

„Tun Sie uns den Gefallen und begleiten Sie uns nach Tirol!" sprach Rixa weiter. „Unserem Erziehungsobjekt zuliebe, ich bitte."

Sie legte zaghaft ein offenes Kuvert auf den Tisch.

Ein zuckendes Leuchten ging über den Totenkopf. „Nach

Tirol . . . aber . . . was sagen Sie denn da? Das ist ja einfach köstlich. In die frische, weiße Bergwelt hinein! Weder Überlistungskampf gegen die brütende Hitze, noch Angriffsausfälle gegen die boshaften Moskitos!"

„Nichts von alledem," sagte Rixa lachend, „grüne Stille in einem heimlich gelegenen Bergdorf, Tiroler Landbrot, Bauernkäse und Knödel und ein kleines gemütliches Junggesellenheim, in das Ihr Leuchtkäferchen hineingeschwirrt kommt, und — vor allem ein gemeinsamer Feldzug gegen die ‚zeitliche' Weiblichkeit. Nicht wahr, Sie tun uns den Gefallen?"

Da beugte sich der alte steife Junggeselle feierlich über ihre Hand und küßte sie.

„Gnädigste, Sie besitzen das Vorrecht der Könige, die da bitten, wenn sie geben!" sagte er strahlend. „Ich nehme mit Freuden und großem Dank an."

Er war ganz aus dem Häuschen vor Vergnügen.

„Sehen Sie," sagte er, „Tirol — das war schon lange mein Sehnsuchtsziel, aber guter Gott — was bleibt einem übrig? Die historische Schrift über Kaiser Alexander III. hat mir nonn einmal den Hals gebrochen und die Flügel dazu, und nolens volens sitzt man in der Tonne als Diogenes, nur mit dem Unterschiede, daß ich mir die allzueifrige liebe Sonne aussperre, er aber den Alexander. Nonn, nochmals, vielen herzlichen Dank, meine Gnädige!"

Wieder einmal hatte Rixa einen Menschen glücklich gemacht, und wohlgemut reiste die ganze kleine Gesellschaft nach Tirol.

Sechstes Kapitel

Das blaue Himmelsmeer wölbt sich in sonnigem Abendfrieden über zackig schroffe Bergformen. Wie gefrorene Rhythmen einer längst entschwundenen Melodie ragen die Dolomitenzinnen und Grate von grandioser gespensterhafter Gestaltung in die lichte azurne Bläue. Ketten über Ketten von schroffen Zinken schauen stolz und majestätisch von ihrer weltfernen Höhe in das blühende Tal von Niederdorf. Stürmend, mit tausend glitzernden Wellchen saust der Gebirgsbach daher; dunkle, schweigende, an den Spitzen durchleuchtete Wälder geleiten treu den Lauf des Bergstromes wie Scharen wetterfester Reisiger, und über grünen Wiesenhängen ruht liebkosend die goldene Abendsonne.

Kuppen über Kuppen, von dichten emporklimmenden Tannen und Lärchenzügen bedeckt, schwingen sich wie gewaltige im Wettersturm erstarrte Wogen über das Gelände; rot durchleuchtete Baumgruppen von dunklem Sammetgrün ragen stolz und friedsam wie bevorzugte Lieblingskinder des Tales zwischen zackigem Gestein hervor und lassen die rötlich und violett bestrahlten schneebedeckten Steinriesen nur ahnen. Und von sanftem, graugrünen Weidengefieder umhegt,

schäumt und sprudelt über Tausenden von glitzernden Steinen der Gebirgsbach.

In andächtiges Schweigen versunken, stand Rixa auf dem schmalen vorspringenden Balkon eines Bauernhauses und schaute und schaute. Ihr war, als habe sie von ihrem Freunde einen Gruß aus jener anderen lichteren Welt erhalten, und ihre Augen füllten sich mit heißen Tränen.

„Diese Gegend ist wie du, Liebling," hatte er gesagt — wie sehr hatte er sie doch geliebt!

So rein, so gewaltig, so unnahbar in ihrer herben Schönheit standen die wuchtigen Bergriesen da, lichter Schnee krönte ihre Gipfel und feierlich zogen große Wolken darüber hin.

O armselig Menschenkind, was suchst du hier? schienen sie zu sagen.

Wer Demut und Selbstbeherrschung lernen will, der gehe in die steinerne Welt der Berge, und wer eine Ahnung von der alles umspannenden göttlichen Liebe fassen möchte, der schaue sich den arzurblauen Himmel an, der sich über den steinernen Königen der Urwelt wölbt. Große Natur — das ist das aufgeschlagene Lehrbuch für das, war wir gemeinhin Religion nennen. Natur aber ist überall groß, auch im Wiesenhalm, auch in der Kornähre, nur unsere Augen haben das kindliche andächtige Sehen verlernt, und unsere Sinne sind durch Gewohnheit abgestumpft. Große Natur aber ist wie ein Trompetenstoß und weckt mit seinem Mahnruf die gedankenlose, stumpfgewordene Menschheit, daß sie es wieder lerne, sich klein und nackt zu fühlen.

Solche Nacktheit ist stolzer als manch Königsmantel.

Und in einen ihr selbst unbewußten Königsmantel gehüllt, stand Rixa da und weinte.

Dora aber, die treue Freundesseele, sah durch das kleine Bauernfenster Rixa auf dem Balkon stehen; sie sah auch den Königsmantel, der sie umhüllte. Ihre Seele beugte sich vor der Hoheit dieser königlichen Natur, und sie jubelte vor Freude und Stolz sie zu besitzen.

Das Häuschen, das Rixa für sich, Heimchen, Erika und Dora mietete, war das nämliche, in dem Mr. Bright so schöne Tage verlebt hatte. Es lag eine halbe Stunde abseits vom Dorf neben einem weißen Kirchlein, das seinen nadelspitzen Turm in die blaue Luft bohrte. Aus allen Winkeln, allen Ecken des altertümlichen, echt Tiroler Hauses schien Rixa eine freundliche Gegenwart des Verstorbenen zu grüßen.

Ein breites, weit vorspringendes braunes Dach schirmte das Gebäude und den Balkon, der die ganze Vorderseite des Hauses, mit dem Blick nach Niederdorf, entlang ging. Die obere Hälfte des Häuschens war aus dunklem Zirbelholz. Das Alter hatte es schön braun gebeizt. Unten war das Haus gemauert, von schneeiger Weiße, und leuchtete dem Blick des Wanderers freundlich entgegen. Ein winziges Vorgärtchen voller Küchenkraut, mit einem Bienenhaus und leuchtend roten Fuchsien, Geranien und Mohnblüten, in einem Winkel daneben ein umfangreicher Kuhstall, mit einem Abteil für den Stolz des Hofes — das einzige „Roß" —, das war der ganze Besitz der braven Bauersleute, des Bachmannbauern und seiner Mutter. Hier auf dieser Scholle hausten die Bachmanns seit Menschenaltern. Diese Scholle gab ihnen Brot und harte Arbeit, Sorge, Freude und Genügen.

Das Schönste aber nächst dem Höhenwalde, der sich auf der einen Talseite hinzog, und dem gewaltigen Kranz der Dolomiten auf der anderen Seite war das grüne Wiesenland,

das sich wie ein weicher, von bunten Blumen durchwirkter Sammetteppich bis an das stattliche Dorf hinstreckte.

In Niederdorf selbst hatte der alte Oberlehrer in einer Gastwirtschaft ein paar Zimmer gemietet und begann hier flugs an einer neuen historischen Schrift, über Kaiser Nikolai II., zu arbeiten, der er sich mit um so mehr Liebe hingab, als er nichts mehr zu verlieren hatte.

Rixa lernte in dem freundlichen Idyll ihres Tiroler Aufenthalts die unendliche Einfachheit und Bedürfnislosigkeit eines echten, kernigen Bauernstammes schätzen und lieben. Ja, sie richtete ihr eigenes Leben nach diesem Zuschnitt ein und erfreute sich daran, wie an einer heiteren Maskerade. Rixa, Dora und Erika teilten ein großes zweifenstriges Zimmer. Es hatte einen ungestrichenen Holzboden und weiße getünchte Wände, und Jockel, der hübsche, junge Bachmannbauer, hatte es sich nicht nehmen lassen, eigenhändig eine wunderliche blaue Zierleiste oben an die Decke hinzustreichen. Die Einrichtung war auf das Notwendigste beschränkt nach dem Sprüchlein: „Ein Bettchen, ein Tischchen, ein Stühlchen", nur daß hier wegen der Dreizahl der Einwohner jedem sein Recht geschah.

Gespeist wurde in dem nächsten Raum, einer wunderlichen Halle mit Steinboden und seltsamer Gewölbedecke. Uralte Holztruhen, eingemauerte Wandschränke und bunte phantastische Bilder von Heiligen und ihren Marterln gaben der Halle ein eigenartiges Gepräge.

Eine gewundene Steintreppe mit ungeheuerlich hohen Stufen führte nach unten in die eigentliche altväterliche Bauernwohnung, und eine Tür zu Erikas Entzücken auf den Balkon. Heimchen residierte für sich allein in einem kleinen, mit braunem

Holz getäfelten Zimmer und ging in dem riesenhaften, von gewaltigen Kissen umtürmten Ehebett völlig verloren.

Täglich wanderte die kleine Gesellschaft nach Niederdorf hinüber, täglich erlebten Rixa und Dora neue Wunder der Schönheit, und täglich spannen sie sich mehr und mehr ein in den seltsamen Zauber der hehren Gebirgswelt.

Verstummt waren alle rastlosen Fragen ihrer sehnsüchtigen Seelen, zur Ruhe gelullt die heißen Träume ihrer Herzen. In goldene Kinderträume eingewiegt, lebten sie wunschlos dahin, wie davongetragen in leuchtend selige Sphären.

Satte, leise atmende Ruhe, wohliger Friede hielt sie gefangen, und sie gaben sich dem wonnigen Behagen, der träumenden Beschaulichkeit willig hin.

Ein lächerlicher Zwischenfall war dazu bestimmt, den Zauber zu zerreißen. In dem Niederdorfer Wirtshausgarten, wo Rixa mit den Ihrigen ab und zu speiste, machte sich ein alberner rothaariger Gast unangenehm bemerkbar. Er hatte ein lautes, prahlerisches Wesen und eine knarrende Stimme. Sein drittes Wort war die geistreiche Wendung „Überhaupt und zweitens".

An einem regnerischen Tage, als Rixa einmal allein spazieren gegangen war, hatte er die Gelegenheit ergriffen, ihr seinen Schirm anzubieten und sich vorzustellen, und seitdem heftete er sich an ihre Fersen. Er hieß von Dunst und war irgendwo im Norden Gutsbesitzer.

Rixa war der fade taktlose Mensch in der Seele zuwider, aber sie beachtete ihn zu wenig, um sich mit ihm zu beschäftigen. Er war ihr nur eine störende Note in der Harmonie ihres Lebens, nichts mehr. Um so drastischer äußerte Dora ihre Abneigung.

„Wenn ich Karikaturenzeichnerin wäre, lohnte es sich allenfalls noch der Mühe, ihn anzuschauen," sagte sie, „so ist aber dieser Narr völlig unverwertbar."

Sie saßen im Wirtshausgarten bei Tisch, als die näselnde Stimme Herrn von Dunsts sie aufschreckte. Er war mit einer größeren Gesellschaft an einen anderen Tisch getreten und grüßte auffällig zu Rixa hinüber.

Ein alter Herr mit gedunsenem rotem Gesicht klagte mißmutig über den Rheumatismus, der ihn nicht schlafen ließe.

Eifrig war ein spitznasiges älteres Fräulein bemüht, ihm ein bewährtes Mittel anzupreisen.

Gespannt hörte die Gattin des Rheumatikers zu und holte ihr Taschenbuch heraus, um sich das Mittel aufzuschreiben.

„Es gibt noch ein anderes, viel besseres Mittel!" näselte Herr von Dunst selbstgefällig, und drehte an seinen roten Schnurrbartspitzen.

Dora warf Rixa einen vielsagenden Blick zu. „Überhaupt und zweitens, — hat endlich mal eine Idee!" flüsterte sie.

„Sie meinen wohl die Einreibungen mit Petroleum, Herr von Dunst? Ja, die sind auch sehr empfehlenswert," sagte das Fräulein, „aber mein besonderes Mittel möchte doch den Vorrang behaupten. Mir selbst und unzähligen anderen hat es wohlgetan."

„Das kann wohl sein," meinte Herr von Dunst mit überlegener Herablassung, „aber überhaupt und zweitens: es gibt doch noch ein viel besseres Mittel. Unfehlbar sage ich Ihnen, einfach unübertrefflich!"

Sichtlich beeindruckt horchten die anderen auf. Herr von Dunst genoß diesen Augenblick triumphierend. Er lehnte sich befriedigt in seinen Stuhl zurück und — schwieg.

„Sollte es vielleicht der Naturheilmethode entlehnt sein?“ fragte das Fräulein bedrückt. „Aus den Erfahrungen der Naturheilmethode haben die Allopathen neuerdings viel profitiert. Ein sehr gutes Hausmittel sollen zum Beispiel den neuesten Forschungen zufolge Bienenstiche sein, denen man den rheumatischen Körperteil aussetzt. Ich selbst hab's freilich nicht ausprobiert,“ fügte sie kleinlaut hinzu.

„Bienenstiche? Kann sein!“ sagte der Rothaarige nachlässig, „aber überhaupt und zweitens — es gibt, wie gesagt, ein viel besseres Mittel.“

„Nun, zum Kuckuck, so nennen Sie es doch und spannen Sie uns nicht länger auf die Folter!“ fuhr der alte Rheumatiker ärgerlich heraus.

„Ich nennen? Ich kenne es ja nicht!“ sprach Herr von Dunst mit zur Schau getragener Ruhe und zwinkerte pfiffig mit den gelben Augenwimpern. Er schien seinen Witz für sehr gelungen zu halten.

Unwillig wendete sich Rixa von ihm ab. „Na, der soll mich noch einmal belästigen,“ sagte sie, „der soll's gründlich zu verstehen kriegen! Das arme alte, rheumatische Papachen!“

„Ein ruppiger Kerl!“ erwiderte Dora grimmig und schnitt energisch an ihrer Rindslende herum.

Heimchen war in Staunen erstarrt.

Als die kleine Gesellschaft aufbrach, stand Herr von Dunst schon erwartungsvoll an der Gartenpforte.

„Darf ich um einige Minuten Unterredung bitten, meine Gnädige?“ fragte er. „Es handelt sich um eine wichtige Angelegenheit.“

Rixa maß ihn mit kühlem Staunen.

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, Herr von

Dunſt, daß ich wenig Zeit für Sie übrig habe. Wir haben heute einen weiten Spaziergang vor. Dora, du biſt wohl ſo gut, mit Heimchen ein wenig vorauszugehen."

Dora zog die Augenbrauen hoch, nahm Erika bei der Hand und ſchob Heimchens Arm in den ihren.

Sie ſchritten durch das Dorf und bogen ſoeben über die Flußbrücke.

„Es, ahem, handelt ſich um meine Zukunft," begann Herr von Dunſt beherzt, „überhaupt und zweitens, heute iſt ſozuſagen ein bedeutungsvoller Tag für mich."

Rixa ſchwieg. Ihr Erſtaunen wuchs. Großartiges Exemplar, dachte ſie ärgerlich.

„Vorgeſtern iſt's ein Jahr her, daß meine Frau ſtarb," fuhr Herr von Dunſt unbeirrt fort, „und, na überhaupt — ich möchte meinem Trauerjahr ein Ende machen."

„Das hängt ja völlig von Ihrem Ermeſſen ab," ſagte Rixa, „es iſt mir unerfindlich, wozu Sie mir das mitteilen."

Herr von Dunſt kicherte vergnügt in ſich hinein. „Können's Gnädigſte denn nicht erraten?" fragte er in ſchäkerndem Tone und beugte ſich zu Rixa vor.

Sie trat zurück. In ihren Augen funkelte es.

„Ich bitte Sie, kommen Sie zur Sache," ſprach ſie ungeduldig. „Sie haben mich um Gehör gebeten, und ich ſagte Ihnen bereits, daß ich wenig Zeit hätte."

„O, nicht ſo böſe, meine Gnädige, ahem, ja —" er zog ein Geſicht, das in ſeiner frechen Einfältigkeit alles Dageweſene übertraf. „Ich meine nun — Sie haben ein Töchterchen, ich einen Buben, die Kinder würden nett zuſammenpaſſen, ahem, überhaupt und zweitens, über meine Verhältniſſe kann ich nicht klagen, ein ſchönes Gut, angenehme Nachbarſchaft, vor-

zügliche Stellung, alter Name, da dächt' ich, wir machten gemeinsame Sache, Sie würden meine Frau, und uns beiden wäre geholfen. Eine junge schöne Witwe in Ihren Jahren, überhaupt und zweitens — ist ja doch kein beneidenswertes Los."

Rixa war sprachlos. In maßlosem Staunen, dem sich das Bedürfnis laut loszulachen gesellte, sah sie ihn an.

„Wer gibt Ihnen das Recht, in dieser Weise über meine Verhältnisse zu reden?" sagte sie endlich.

„Ihre Schönheit, meine verehrte Gnädige, und dann überhaupt und zweitens — eine Wette!"

„Eine Wette?" wiederholte Rixa.

Sie blieb stehen und maß den Unverschämten mit lodernden Blicken.

„Ahem, ja, so tun Sie doch nicht so verwundert, schönste Frau. Ich meine es ja überhaupt ehrlich mit Ihnen und mache Ihnen zweitens einen regelrechten Heiratsantrag. Mit ein paar Freunden habe ich gewettet, daß ich drei Tage nach Ablauf meines Trauerjahres wieder verlobt sein würde, und da . . ."

„Kein Wort mehr!" unterbrach ihn Rixa empört. „Es tut mir leid, daß ich meine Reitpeitsche nicht zur Hand habe, — das wäre die einzige richtige Antwort auf Ihre zudringliche Unverschämtheit! Lassen Sie mich vorüber!"

Sie war wunderschön in ihrem Zorn.

Betroffen blieb er vor ihr stehen. „Ahem," — stotterte er, „es war doch ein ehrlich gemeinter Heiratsantrag!"

„Suchen Sie sich Ihre zukünftige Frau unter den Kellnerinnen oder Damen der Halbwelt, — Damen lassen Sie gefälligst in Frieden!" sagte Rixa verächtlich. „Weg frei!"

„Aber . . . aber . . . Gnädigste!"

„Weg frei!" gebot sie. „Soll ich einen Schutzmann zu Hilfe rufen?"

Mit offenem Munde, an allen Gliedern schlotternd, blieb der Rothaarige stehen.

„Nee so was . . ." murmelte er verdutzt, „überhaupt und zweitens . . ."

Siebentes Kapitel

Ueber dem dunklen Tannenhang glühte die Mittagssonne.

Surrendes Bienengesumme tönte traumhaft von den bunten flimmernden Wiesen in die dämmernde webende Waldesstille empor.

Die verwitterten Tannenstämme kletterten violett und rot den Berg hinan. Durch ihr düsteres grünes Gezweig spielte die Sonne und warf Bündel und Flecken strahlenden Lichts auf den Waldpfad, auf goldbraunes Moos und leise zitterndes Laubwerk. Durch das grüne Gezweig leuchtete sonnige Himmelsbläue, und weit, weit jenseits der blumigen Wiesengründe glänzten in geisterhafter Schönheit schneebeladene Dolomitenzacken, wie aus Silber gegossen. Darüber schwebten weiße strahlende Wolken im Mittagssonnenglanz.

Mitten in der heimlichen Stille des Waldfriedens, von schüchternen, goldig tropfenden Sonnenlichtern umflimmert, lag Rixa lang hingestreckt auf dem Moosboden. Ihre dunklen Augen wanderten den weißen Wolken nach und folgten träumend ihren Bahnen. Ihr war wohl und weh zumute; ihre ganze Vergangenheit lag vor ihr wie ein offenes Buch. Sie blätterte wehmütig darin und verweilte wie ein aufmerk-

samer Leser bei manchen schmerzlichen und heiteren Zeiträumen. „Ausgefahren, gestrandet . . .“ murmelte sie vor sich hin, „sitze hinterm Palisadenzaun auf einer Insel und halt Ausguck ins unendliche Lebensmeer nach dem Schiff me weißen Segeln . . .“

Sie verfiel in ein langes, halbwaches Träumen.

Ihre beiden lieben Toten begleiteten sie. Je mehr sie sich in das Wesen der beiden vertiefte, desto mehr entdeckte sie nachträglich eine Reihe von Einzelzügen, die beiden eigen waren. Sie waren ihr oft gleichzeitig gegenwärtig, sie störten einander nicht, und sie unterhielt sich in Gedanken mit ihnen.

Da schreckte sie auf.

Klar, leuchtend und silbern tönte eine Geige durch den träumenden Wald. Es war eine einfache Weise, so als spräche ein großer Schauspieler ein paar herzliche, eindringliche, einfache Worte.

Rixa richtete sich auf und lauschte gespannt. Verwirrt strich sie sich über die Augen. Ja, war sie denn noch im Traum?

Wieder wurde es still, und das Bienensummen vom Tale her tönte lauter und geschäftiger. Würde sie die wundervolle Geige nicht mehr klingen hören?

Und jetzt . . . wie ein Funkenregen von sprühenden, aufblitzenden, leuchtenden Tönen, hüpfte, sprudelte, sauste es auf und nieder. Läufer, Passagen, Terzengänge und Triller schwirrten, tanzten, rollten und stürmten in spielender Leichtigkeit wie perlende Kaskaden in ungeahnte Höhen und Tiefen, bald kraftvoll und wuchtig, bald im zartesten Pianissimo.

Es war eine Tokkata von Paganini.

Rixa war aufgestanden und lehnte an einem Baum. Was ging nicht alles in der Seele vor, die ihrem Jubel, ihrem

Übermut und Leid solch himmelstürmenden Ausdruck zu geben vermochte?

Und wieder erklang die Geige. Die ruhige Majestät einer erhabenen Tondichtung, von einer reich und eigen empfindenden Künstlerseele getragen — flutete still und stark durch den sommerlichen Tannenwald.

Das war mehr als Virtuosentum, es war eine Neuschöpfung, eine musikalische Tat, eine wundervolle Dichtung.

Die Geige schwieg. Und Rixas Herz begann in lauten, ungestümen Schlägen zu pochen.

Wer war es, der so hinreißend gespielt hatte? War es ein Mann oder ein Weib? Gleichviel, Rixa mußte den Menschen sehen und ihm danken, danken aus voller Seele.

Sie ging den erstorbenen Klängen nach, kletterte den Tannenhang hinauf, schlug zaghaft ein Gesträuch zur Seite und stand vor einem blonden hageren Mann. Er hielt die Geige im Arm.

„Verzeihung," sagte sie mit leuchtenden Augen, „ich konnte nicht anders. Sie haben mich mit Ihrem Spiel durch alle Welteräume, in alle Höhen und Tiefen geführt .. da muß ich Ihnen danken!"

Überrascht verbeugte sich der Künstler. Sein Gesicht strahlte wie das eines glücklichen Kindes, doch war er kein Jüngling mehr.

„Ich weiß nicht, worüber ich mich mehr freuen soll," sagte er, „daß mein Spiel Ihnen wohlgetan hat, oder daß ich, Ihrer Sprechweise nach, eine Landsmännin in Ihnen vermuten darf, gnädiges Fräulein. Ich bin Kurländer, [illegible] Horsten."

Rixa reichte ihm erfreut die Hand. „Sie haben recht,"

sprach sie, „ich bin Ihre Landsmännin — gewesen. Mein Name ist Frau Bright. Mein Mann war Engländer. Ich bin eine geborene Rodern."

Die kräftig und klar geschnittenen, bedeutenden Züge des Fremden folgten ihren wenigen Worten mit wechselndem Ausdruck. Bald leuchteten sie freudig, bald wurden sie trübe, — bei den letzten Worten Rixas glänzten seine Augen wieder auf.

„Komteß Rodern," fragte er zögernd, „von Rabenhof?"

Rixa nickte. „Wie sonderbar ist dieses Zusammentreffen!" sprach sie. „Sie sind mit Trittwitzens verwandt — nicht wahr?"

„Herta Trittwitz ist meine leibliche Kusine — kennen Sie sie?"

Rixa mußte lächeln. Die schmale, dunkle Gestalt der Baroneß mit dem steinernen Ausdruck stand wieder vor ihr, und sie gedachte des Ärgers, den Mr. Bright ihr bereitet hatte, als er das Zigeunerinnenbild kaufte.

„Ich kenne sie — ein wenig," sagte sie zurückhaltend.

Die glänzenden Augen des Barons unter den schwermütigen Lidern ruhten voll Interesse und Bewunderung auf ihren schönen, braunen Zügen.

„Sie ist ein unglücklicher Mensch," sagte er nachdenklich, „sie hat es nicht gelernt, sich zu objektivieren."

„Wie meinen Sie das?" fragte Rixa.

„Gehen wir ein wenig durch den schönen Wald, gnädige Frau!" bat er. „Ich denke, meine arme Kusine hat es nicht fertig gebracht, im Objekt, also außer sich selbst, ihre reinste Freude zu suchen, sich selbst los zu werden. Sie ist eine durch und durch unkünstlerische Persönlichkeit. Unser eigenes Menschenleben ist oft so arm, namentlich, wenn wir bittere Enttäuschungen

erfahren haben, und die bleiben ja niemandem erspart. Da sollten wir uns vor der inneren Verarmung dadurch bewahren, daß wir Liebe geben. Wir sollen die Freude an allem Schönen und Großen in Gottes Kreatur und Natur lernen, sie uns anerziehen. Dann sind und bleiben wir innerlich reich, trotz persönlichen Unglücks, denn es hat keine Gewalt mehr über uns."

Er sprach in gedämpftem Tone, träumerisch, als rede er zu sich selbst und sah, während er ging, zu Boden.

Gefesselt hörte Rixa zu. In ihrem eigenen Herzen tönte freudig ein Widerhall seiner Worte. Der Mann da sprach ja aus, was sie stückweise empfunden, erfaßt und durchlebt hatte. Und er sprach so, als seien ihm selbst bittere Enttäuschungen nicht fern geblieben. Rixa erinnerte sich dunkel, von ihm gehört zu haben, daß er in einer Mißehe unglücklich verheiratet sei. Ob denn noch seine Frau lebte? Und war er nicht Schriftsteller? Daß er Musiker und ein so großer Künstler sei, davon hatte sie nichts gewußt.

„Bitte, sprechen Sie weiter," sagte sie weich, „was sagten Sie über die Freude?"

„Ich möchte ein Lied auf die Freude singen dürfen," sagte er mit leuchtenden Augen und wehmütigem Lächeln. „Auf der Geige geht es am besten, — Lieder auf die Freude, hell wie der junge Tag und frisch wie Morgentau.

Wie die Bienen am Honig, so sollten wir Menschen uns vollsaugen an Freude, — Freude an der schönen Kunst, Freude an der Natur, Freude am Guten und Edlen im Menschenherzen. Aus Freude und Sehnsucht erwächst Kraft. Saugen wir Kraft und Gesundheit aus Freude und Schönheit. Seien wir Vollmenschen, dann brauchen wir keine Übermenschen

zu sein und sinken nicht zum Halbtier hinab. Lernen wir sehen, lernen wir hören! Schärfen wir unsere Sinne! Wer Kraft hat, kann geben und gibt das Beste, was er hat, — Liebe. Nur Hungernde werden satt, nur Sehnsüchtigen wird ihre Sehnsucht gestillt, darum sind Hunger und Sehnsucht gesund! Keines künstlerisches Sehnen bewahrt vor Schmutz und Gemeinheit."

„Gewiß," sprach Rixa, „und wer von den Künsten stiefmütterlich behandelt worden ist, dem bleibt die Möglichkeit, das Leben selbst künstlerisch zu erfassen und zu gestalten."

„Gnädigste Frau," rief der Baron erfreut. „Sie sprechen mir aus der Seele. Aber eins dürfen wir nicht vergessen: nicht jede Natur eignet sich zum künstlerischen Gestalten des Lebens. Es gehört dazu viel Tiefe, viel unbefangene Kindlichkeit, ein heißes, liebendes Erfassen der Dinge; aber wo das vorhanden ist, da kann eine Harmonie werden, die wundervoll ausklingt.

Den meisten Menschen fehlt diese innere Harmonie. In unserer Heimat hatten wir einen Prediger. Er stand auf der Kanzel, der alte Mann mit den weißen, wirren Haarsträhnen und redete, — redete gewaltig von Selbsthingabe und Opfermut. Ich hörte ergriffen zu, und Schauer rieselten an mir nieder. Und ich wußte, daß in seinem freudlosen Heim ein sehnsuchtskrankes Weib sich verzehrte nach Licht und Sonnenschein und Verständnis. Mit begeisterten Worten pries er die Seligkeit der Selbsthingabe, die Wonne, den eigenen Willen zu kreuzigen, und neben mir saß seine Tochter, die seit Jahren ihren heißen Willen, der dem seinigen entgegengesetzt war, unterdrückte und ihr Selbst vernichtete. Und mit einer großen Gebärde sprach er von der Freiheit des Christen, der die Außenwelt sich dienstbar mache, weil ihm alle Dinge zum Besten

dienen müßten, und ich sah die Fessel, die ihn kettete, und wußte, daß es eine Sklavenfessel war, und daß er wohl zu fordern, nicht aber zu geben verstand. Ein tiefes Mitleid ergriff mich da mit dem alten eifernden Manne und mit den Seinigen.

Ja ... manchmal ist Liebe eine harte Forderung! Welche Askese verlangt sie von uns! Wo finden wir die unpersönliche große Menschenliebe, die der Franzose Charité nennt? Einmal war sie mitten unter uns Menschen, aber wir verstanden sie nicht und schlugen den großen Märtyrer der Liebe ans Kreuz, und so geht's noch heute. ‚Kreuzige ihn' ist noch immer der Schlachtruf derer, denen Liebe über ihr Wissen und Verstehen entgegengebracht wurde. Wir sind für die Art Liebe noch nicht reif in dieser Welt, wo so viele Kluge handeln und so wenig Gute lieben. Reif werden für diese Liebe — das ist Harmonie!"

Wunderseltsam war Rixa zu Sinn. Sie fühlte ihr Herz pochen und konnte sich nicht satt hören an der melodischen, weichen Männerstimme, die so beredt und inbrünstig von den tiefen Dingen des Lebens redete, ohne Pose, ohne Phrase.

Sie gingen immer weiter in den grünen Wald hinein und hatten alles, was außer ihnen lag, vergessen. Sie hatten einander erfaßt und begriffen, ohne sich eigentlich zu kennen und ohne ihre eigenen Verhältnisse zu berühren.

Tiefe Menschen können nach flüchtiger Bekanntschaft weder über ihr Glück, noch ihr Unglück miteinander reden. Beides verflacht dadurch. Das Glück wird geringer, das Unglück nicht erträglicher.

Sie blieben in einer Waldlichtung stehen. Das Tal öffnete sich weit vor ihnen, und Rixa deutete auf ihr Tiroler Bauernhäuschen.

„Dort bin ich augenblicklich zu Hause," sagte sie. „Es wird mich freuen, wenn Sie uns manchmal besuchen, Baron."

„Uns?" fragte er befremdet.

„Ich habe meine Freundin und eine ältere Gesellschafterin bei mir, außerdem mein Töchterchen."

Der Baron suchte in seiner Erinnerung. Hatte er nicht davon gehört, daß die Komteß Rodern einen Findling zu sich genommen und als eigenes Kind erzog? Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Er gedachte seiner Reisebekanntschaft mit dem sympathischen Engländer, Mr. Bright.

„Gnädigste Frau," sprach er lebhaft, „ich bitte um Verzeihung. Wie schreiben Sie Ihren Namen? Ich verstand Breit."

„B-r-i-g-h-t," buchstabierte Rixa.

„Mrs. Alfred Bright also?"

„Wie?" staunte Rixa, „Sie kannten meinen Mann?"

„Ich hatte die seltene Freude, Ihren Gatten auf der Reise nach Kurland, es war im Jahre 1895 — vor fünf Jahren — kennenzulernen. Wir verstanden einander überraschend schnell und verbrachten schöne Stunden. Er hatte eine so reine, vornehme Seele!"

„Da haben Sie recht," wiederholte Rixa, „eine reine, vornehme Seele. O, darf ich Sie bitten, mir zu erzählen, worüber Sie sprachen," sagte sie lebhaft.

„Ihr Gatte war voll freudigen Interesses für das Land, das er kennenlernen sollte. Wir sprachen über kurländische Verhältnisse, über die Gliederung der Stände, die Stellung des Adels zu Geistlichkeit und Bauernschaft, über die Russifizierung, wir sprachen von unseren Frauen und Töchtern, und ich ahnte, daß er Sie, gnädigste Frau, tief in sein Herz geschlossen hatte."

„War denn von mir ausdrücklich die Rede?"

„Ich entsinne mich, daß, als von unseren königlichen Frauen und jungen Mädchen die Rede ging, — er verklärt vor sich hinsah und wiederholte — königliche Mädchen! Das beeindruckte mich. Danach fragte er mich geradezu, ob ich mit Ihnen, gnädigste Frau, bekannt sei, und berührte darauf flüchtig einen gemeinsamen Aufenthalt in einem Sanatorium — der Name ist mir entfallen."

„Im Sanatorium haben wir einander kennengelernt — vor elf Jahren," murmelte Rixa, „ich war damals noch ein rechtes Kind . . . zu sehr noch ein Kind . . ."

Sie hatten den Rückweg eingeschlagen und gingen schweigend nebeneinander her. Die Erinnerung hielt sie umfangen und spann bald düstere und bald goldene Fäden in ihre Vergangenheit. Unwillkürlich und gleichzeitig seufzten sie auf, sahen einander an und lächelten.

„Ich wette, unsere Gedanken reisten auf getrennten Pfaden in unser gemeinsames Heimatland," sagte Rixa endlich. „Es ist etwas Seltsames um das Hängen an dem Fleckchen Erde, wo wir geboren wurden. Im eigentlichen Sinne schön ist unser Ländchen nicht, — und doch — wie ist es schön! Wir lieben es mit allen seinen Mängeln und Schattenseiten. Wo irgend in der Welt gibt es im späten Herbst so schlechte Wege? Wo eine so vollkommene Stille, wie in unseren einsamen, geräumigen Landhäusern? Eine Stille, die nur durch unser Atmen gestört wird — sogar die Uhren schweigen und haben ihr langweiliges Tick-tack eingestellt, weil Jahn oder Karl sie aufzuziehen vergaß. An solchen stillen Abenden fühlt man sich verwunschen und abgeschieden, fühlt ähnlich wie auf einsamen Bergspitzen, und wunderliche Dinge fallen einem

ein. Dann die endlosen Fahrten durch die grauen nebeligen Wälder — — einmal bin ich in einer Mietsdroschke von der Bahnstation nach Hause gefahren — mein Brief hatte sich natürlich verspätet. Drei Jammerkatzen, müde abgeschundene Fuhrmannsgäule, zogen keuchend und dampfend mit unerträglicher Langsamkeit den schweren Marterkasten durch den heimatlichen lehmigen Schmutz. Die Fahrt war grauenhaft, die Nacht erzdunkel. Hu! — Und die späten Frühlinge, grau noch und freudlos Felder und Wälder, so gar nicht frühlingsgemäß — nur ein blaues Fleckchen im Garten lebt — die ersten Veilchen! Endlich das weitläufige Gerede mit den Lenten, das man mit nötiger Geduld und schließlich mit einer Art Interesse über sich ergehen läßt, — die häßliche lettiche Sprache mit all ihren schleppenden und miauenden Lauten . . . und dennoch . . ."

„Und dennoch!" wiederholte Baron Horsten träumerisch. Dann fuhr er, auf: „Gedenken Sie bald wieder nach Kurland zurückzukehren, gnädigste Frau?"

Rixa schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht," sagte sie leise, „ich habe dort zu viel verloren, — meine Mutter starb im vorigen Herbst, und dann — mein Kind ist zart, und die Ärzte wünschen für Erika einen längeren Winteraufenthalt im Süden. Wir gehen wieder nach Nervi zurück."

Sie standen am Abhang und blickten von ihrer Höhe auf das Tiroler Bauernhäuschen nieder. Über die grüne Wiese bewegte sich in raschem Lauf ein weißgekleidetes Kind.

„Da ist sie ja!" rief Rixa erfreut. „Ihre Wieselaugen haben uns schon erspäht. Hopp, hopp, Eri!"

„Mumeli! Mumeli!" jauchzte das Elfchen.

Die blonden Locken flatterten um das zarte Gesichtchen,

die großen blauen Augen strahlten. Flink wie ein Kätzchen kletterte die Kleine den blumigen Abhang empor.

„Welch wunderliebliches Kind!" murmelte der Baron.

„Es ist meine ganze Freude!" sprach Rixa weich, „und doch nicht mein Fleisch und Blut!"

Sie ertappte sich darauf, daß Baron Horsten der einzige Mensch war, dem sie freiwillig sagte, daß Erika nicht ihr leibliches Kind sei. Sie wurde glühend rot. „Und dennoch," sprach sie energisch weiter, „mißverstehen Sie mich nicht. Es ist mein Kind. Es gibt Bande, die unauflöslich sind. Ich wüßte kein Schreckнis, kein Opfer, das mich von ihm trennen könnte."

„Mumeli, wo warst du so lange?" rief Erika keuchend und warf sich Rixa an die Brust.

Rixa umfing das Elfchen leidenschaftlich.

„Sausewind, Wildfang du!" sprach sie zärtlich und strich ihr die Haare aus der feuchten Stirn. „Du hast dich zu sehr erhitzt. Nun gib diesem Herrn die Hand, — er ist aus Kurland."

„Aus Kurland!" staunte das Kind und sah zutraulich mit den sonnigen Augen an der kräftigen, vornehmen Gestalt empor.

Der Baron faßte das zarte kleine Mädchen, hob es zu sich empor und küßte es auf die Stirn.

„Nun wollen wir aber gute Freunde werden, was meinen Sie, Erika?"

„Zu mir muß man du sagen!" rief Erika lachend.

„Und zu mir muß man Onkel sagen . . ."

„Onkel Spielmann?" fragte das Elfchen schelmisch und tippte mit dem Finger auf den Geigenkasten, den der Baron an einem Riemen über den Rücken gehängt trug.

„Onkel Spielmann ist gut," lächelte er und streichelte das sonnige Köpfchen, „ich hab' aber auch noch einen anderen Namen, ich heiße Onkel Roger."

„Onkel Roger, wollen wir einmal da hinablaufen — wer ist schneller unten?"

Und der neue Onkel griff das Elfchen in beide Arme und sauste wie ein Jüngling mit seiner leichten Bürde den Wiesenabhang hinunter.

„Welche Kinder!" murmelte Rixa lächelnd. Aber ihre Augen strahlten, und ihr Herz pochte.



Achtes Kapitel

Der große Feiertag der Seele war für Rixa angebrochen, unverhofft und strahlend — sie liebte.

Und sie wußte, sie fühlte es mit allen Fasern ihres Seins, sie wurde geliebt.

Sie wußte es, daß sie sich nach Roger Horsten sehnte, nach seiner Stimme, dem Blick seiner Augen, nach seiner Nähe sehnte, so verzehrend und heiß, daß sie Nächte lang wach lag, die Augen ins Dunkel gerichtet, und ihr eigenes Atmen unterdrückte, um sich für eine kurze Zeit der Vorstellung hinzugeben, sie höre ihn reden oder geigen.

Sie liebte, und frei und rückhaltslos gestand sie sich ihre Liebe ein. Es war etwas Neues, Mächtiges, Geheimnisvolles über sie gekommen. Sie gab sich ihm willig hin. Ein loderndes Feuer war in ihre keusche, stolze Seele gefallen; dieses Feuer gestaltete die herbe Mädchenseele um und weckte das schlummernde Weib in ihr.

Rixa gehörte zu den eigenartigen Herrschernaturen, die durch Liebe verwöhnt sind. Was man ihnen täglich zu Füßen legt, das werten sie nicht. In ihnen lebt der stolze Trieb, sich selbst zu erkämpfen und zu erobern, was sie begehren. Je

länger der Kampf währt, desto sturmvoller wächst die Leidenschaft, desto heißer und tiefer wird der Wille zur Macht.

Hier aber standen sich zwei gleich stolze Kräfte gegenüber. Der Baron sah Rixa täglich. In tausend ungesprochenen Kleinigkeiten trat seine heiße, sorgende Liebe zutage und dennoch — — er schwieg.

Es waren Tage voll leidvoller Süßigkeit, Tage von reizbarer Schmerzfähigkeit und unvergleichlichem Glück.

In Rixa bäumten sich Stolz, Liebe und Wille und rangen in heißer Qual miteinander um die Vorherrschaft. Schwieg er um der Sitte willen? Ihr Trauerjahr war noch nicht abgelaufen, und er wußte es. Sie, die sich vom Herkommen freigemacht hatte, sie konnte, sie wollte es nicht glauben. Sie kannte ihn, weil sie ihn liebte, kannte sein Wesen, sein Ringen, seine Seele — von seinem äußeren Leben sprach er nie. An äußere Fesseln dachte sie nicht. Welche äußere Fessel war denn auch stark genug, wo Liebe eine so eindringliche, gewaltige Sprache redete? Ihre Seele war endlich aus tiefem, träumendem Schlaf erwacht und blühte und klang wie eine Wunderblume. Eine Urgewalt hatte in den Grund ihres Seins eingegriffen und das Unendliche darin berührt. Sie fühlte diese Macht, und alles, was sonst in ihr groß und mächtig gewesen, trat zurück wie ein fliehender Traum.

Er aber schwieg. Er sollte nicht mehr schweigen. Rixa stand vor einem schweren Rätsel, und sie wollte es lösen. Ja, sie wollte.

Es war ein herrlicher Sommerabend.

Auf unwegsamen Pfaden waren die beiden ins Gebirge geritten, an einen Wallfahrtsort, und hielten vor einem bekannten Aussichtspunkt.

Eine gewaltige Rundschau lag vor ihnen.

Glänzend im Abendsonnenlicht hob sich die feierliche Kette der Dolomiten mit ihren majestätischen Gipfeln. Wie verwitterte riesenhafte Burgen und Dome türmten sich Zinken über Zinken, schoben sich gewaltige Grate aneinander und öffneten sich neue Gebirgsketten dem staunenden Blick.

Dicht vor den Reitern fiel in steilem Hange eine grüne Fläche zu Tal von einem mühseligen schmalen Fußpfad kreuz und quer durchwunden.

Und der Baron sprach. Leise und träumerisch klangen seine Worte:

„Im tiefsten Glück kann ich nie ganz glücklich, im schwersten Leid nie ganz unglücklich sein. Für ein strahlendes, ganzes Glück bin ich zu arm, zum dunkelsten Elend in mir selbst zu reich."

In sich versunken sann Rixa über die seltsamen Worte nach. Eine böse Versuchung kam wie ein Dämon über sie. „Jetzt zwinge ich dich!" blitzte es in ihr auf. „Du sollst strahlendes, volles Glück erleben."

„Was gilt's, Baron," sprach sie in beherrschtem Ton, „reiten wir da hinab?"

Kaum hatte sie das Wort gesprochen, so überkam sie glühende Scham. Was war aus ihr geworden? Hatte sie sich darum mühsam zu einer Lebenshöhe emporgewunden, um alles mit einem frevelhaften Schlage zu zertrümmern?

Aber ein Zurück gab es in diesem Augenblick nicht mehr für sie. Das Wort war gesprochen.

Und darauf mußte ein anderes Wort folgen. Die Erlösung lag in seiner Hand.

Steinernes Schweigen. Vor Rixas Augen tanzten Monde

und Sonnen. Ihr Herzschlag stockte. Verwundet warf sie das stolze Haupt zurück — das Pferd betrat zitternd und bebend den Fußpfad.

In demselben Augenblick fühlte sie ihr Tier an den Zügeln gepackt. Baron Horsten stand bleich und entschlossen vor ihr.

„Sie begehen ein Verbrechen — Gnädigste!"

„An wem?" fragte sie herb.

„An sich selbst, an Ihrem Kinde und . . ."

An mir! Rixa hörte das ungesprochene Wort. Laut gellte es ihr von den Graten der Dolomiten wider, es fieberte durch ihr klopfendes Blut, — aber die feinen Lippen da vor ihr hatten sich fest geschlossen — sie sprachen es nicht aus.

„Sitzen Sie ab!" gebot die geliebte Stimme in ruhigem, befehlendem Ton.

Rixa rührte sich nicht.

„Sitzen Sie ab!" sprach dieselbe Stimme hart und klar.

Rixa hörte sie wie durch einen dichten Nebel.

„Nein!" flüsterte sie.

„Ich kann das Pferd nicht wenden — wenn Sie nicht absitzen, sind wir verloren!" flüsterte die Stimme heiser.

Ihrer fiebernden Sinne nicht mehr mächtig, ließ Rixa einen schneidenden Gertenhieb zwischen die Ohren ihres Pferdes niedersausen. Es steilte sich, schnaubend vor Angst und Wut, und focht haltlos mit den Vorderfüßen in der Luft — ein gellender Schrei, Rixa fühlte sich aus dem Sattel gerissen — knatternde Hufe, ein wuchtiger Stoß — ein dumpfes Rollen . . . ihr vergingen die Sinne. — — — — —

Langsam, langsam dämmerte das Bewußtsein in ihr auf. Sie lag in festen, umklammernden Armen. Durch dunklen, schwelenden Nebeldunst brach ein strahlendes Licht, — das

Licht sengte und glühte und rieselte mit wonnigem Schauergefühl durch ihren Körper. Und das Licht sprach mit erschütterter, schluchzender Stimme:

„Du mein einziges Kleinod, mein Dämon, mein Geliebtes . . . ich liebe dich über alles in der Welt . . . unendlich liebe ich dich!"

Sie fühlte eine heiße Träne auf ihre Wange niedertropfen . . . sie fühlte brennende Lippen, die sich auf ihre Lippen preßten, fühlte einen keuchenden Atem und einen dumpfen Schmerz in ihrer Schulter.

Wie im Traum versuchte sie die Arme zu regen. Der linke Arm blieb unbeweglich und schlaff.

Ein seliges stolzes Lächeln zuckte um ihre Lippen.

„Ich liebe dich . . ." murmelte sie leise, einen Augenblick hoben sich die Lider, und ihre Augen sahen strahlend in ein anderes Augenpaar — dann wurde es wieder dumpf, dunkle Nacht.

Als sie erwachte, war es Nacht. Sie lag auf hartem Lager. Eine karge Kerze erleuchtete unsicher einen finsteren bäuerlichen Raum. Hin und wieder gingen schwere Schritte. Roger beugte sich über sie und kühlte ihre Schläfen.

„Verzeih!" flüsterte sie. „Ich bin so glücklich!"

„Still, still," murmelte er, „Sie fiebern!"

Rixa riß die glänzenden Augen weit auf. Ihr Atem stockte. „Sie" sagte der geliebte Mann da zu ihr?

„Sie?" wiederholte sie vorwurfsvoll. Hatte er sie nicht sein einziges Kleinod genannt? War es denn nur ein glückseliger Traum gewesen?

Sie richtete sich vollends auf und sah verstört um sich.

Kraftlos hing der linke Arm an ihr nieder. Er war gebrochen.

„Die Wahrheit," sagte sie, ihre Stimme klang fremd und hart, „die Wahrheit will ich wissen. Hab' ich vorhin geträumt? Ja oder nein?"

„Nein!" sprach eine schmerzentstellte Stimme. „Und dennoch . . . das Vergangene muß ein Traum für uns beide bleiben. Ich hab' ein Weib, Rixa, und uns kettet eine Schuld."

Eine Schuld . . . ein kaltes Entsetzen kroch lähmend durch ihre Glieder. Sie öffnete die Augen weit. Ein grausames, herzzerreißendes Lächeln zuckte um ihre Lippen. „Sie sind ja reich in sich selbst . . . da können Sie Ihr Leid tragen, ohne ganz unglücklich zu sein . . . versuchen Sie es nun — die Zeit ist gekommen!"

Dann legte sie sich schaudernd zurück und kehrte sich zur Wand.

Ihre Sonne war untergegangen, ihre Hoffnung tot. Die Bürde des Lebens lastete zentnerschwer auf ihr. Ihr Stolz mußte ihr helfen sie tragen. Stolz! Hatte sie noch Stolz? . . . In dem wüsten, fiebernden Chaos ihrer stürmenden Gefühle schien es, als habe sie alles, alles verloren, sich selbst, ihren Stolz, ihr Kind und ihre Liebe. —

Ihre Liebe nicht. Wer durfte ihr wehren zu lieben? Wer wagte sie daran zu hindern? Ihre Liebe lebte fortan mit ihr, sie lebte oder ging mit ihr zu Grabe . . .

Die seelische Qual steigerte sich ins Unerträgliche. Stöhnend warf sich Rixa auf dem harten Bett hin und her, das Fieber stieg, und wie eine Erlösung stellten heftige körperliche Schmerzen sich ein. Der kalte Morgen graute, als ein Wundarzt über die Schwelle trat. Er war aus Bruneck gerufen worden.

Es war ein alter Herr mit klugem eckigen Kopf, rauhem

Äußeren und weichen Händen. Er verband und schiente den gebrochenen Arm und äußerte sich draußen zu Baron Horsten:

„Endlich mal eine Dame, die ihre Nerven beherrschen kann — alle Achtung! Wie ist denn das Unglück passiert, hm?"

„Das Pferd der Dame scheute und strauchelte am Aussichtspunkt — ein schwarzer böser Vogel war aufgeflogen. Zum Glück stand ich daneben und riß die gnädige Frau aus dem Sattel. Trotzdem wurden wir einige Fuß tief hinabgeschleudert."

„Na und das Pferd?"

Baron Horsten machte eine wegwerfende Gebärde und zuckte die Achseln.

„Das Tier ist verloren. Gut, daß es so ablief!"

Der alte Herr wiegte bedauernd den Kopf. „Na, aber — das wird Ihnen teuer zu stehen kommen."

„Wie transportieren wir nun die Patientin am besten, Herr Doktor?"

Der Arzt schob die Unterlippe vor und runzelte die Stirn. „Hm, eine Tragbahre und vier handfeste Männer wäre das Praktischste — bis wir das beschaffen, vergeht wieder viel Zeit. Da die Patientin so tapfer ist, könnte sie auch langsam hinunter reiten. Selbstverständlich Schritt."

„Vielen Dank, bester Herr Doktor. Sie sind so gut und wiederholen morgen Ihren Besuch im Bachmannschen Bauernhof, drüben bei der alten kleinen Kirche."

„Weiß ich, weiß ich. Hm. Will ich gerne tun. Also gute Beförderung. Will noch bei der Gelegenheit ein Stück höher hinauf. Guten Morgen, Herr? Wie war Ihr werter Name?"

„Baron Horsten. Guten Morgen, Herr Doktor."

Roger Horsten trat wieder in die dunkle Bauernstube. Rixa hatte soeben nach einem Glase Milch verlangt und saß aufrecht in ihren Kissen. Die Kreuzerbäuerin, eine rotbäckige derbe Frau, stand voll andächtiger Bewunderung vor der Kranken, die Hände über dem runden Leib gefaltet.

„Jesses Maria!" seufzte sie einmal über das andere. „So a brave Frau! Ischt das 'n Unglück! Ischt das 'n Unglück!"

Eine Stunde später führte Roger Horsten wie weiland Kaiser Rudolf sein Tier langsam am Zügel. Statt des Priesters mit dem Heiligtum, trug es sein „einziges Kleinod" — sein Heiligtum, die fiebernde Rixa.

Ihre Augen waren von seltsamem Glanz, ihre Lippen fest zusammengepreßt. Auf den braunen Wangen fieberrote Flecken. In ihrem Herzen brennende Scham.

Nur einmal öffnete sie die zitternden Lippen:

„Verzeihen Sie mir!"

Dem Manne traten die Tränen in die Augen. Er küßte die gesunde herabhängende schmale Hand. Auch er hatte gerungen und gekämpft.

„Unserer Liebe haben wir uns nicht zu schämen, Rixa," murmelte er. „Wir sollen sie nur beherrschen. Ich habe Ihnen noch manches zu sagen. Darf ich wiederkommen?"

Sie nickte, und schweigsam setzten sie ihren Weg fort. —

Dora mit Erika und Heimchen, die der Baron benachrichtigt hatte, erwarteten sie angstvoll am Kreuzwege.

Welches Entsetzen im Bachmannhof, welche Teilnahme, welche aufopfernde Pflege!

Dora ließ ihre liebe Kranke nicht aus den Augen. Tag und Nacht war sie um sie, und langsam, langsam ging es der körperlichen Genesung entgegen.

Still war Rixa geworden. Ganz still. Mit glänzenden Augen lag sie stundenlang schweigend auf dem schmalen Balkon, den düsteren Blick auf die ehrwürdigen Häupter der Dolomiten gerichtet. Sie — wie diese stille, große, herbe Natur — — sie? Es war zum Lachen, wenn es nicht gar so todtraurig gewesen wäre! Und dann gedachte sie wieder der anderen Worte ihres verstorbenen Freundes: „Wenn die große Liebe über dich kommt, Liebling, und sie kommt plötzlich und ungerufen, dann folge ihr frei und ganz, sei auch darin ein freier, ganzer Mensch!"

Armer Fred — er hatte es gut mit ihr gemeint, aber solche Wirrsale hatte auch sein lichtes Kinderauge nicht vorausgesehen. Sie hatte frei und ganz sein wollen, und die Leidenschaft hatte sie unfrei gemacht. Frei werden nicht von der Liebe, sondern von der Leidenschaft — das wollte sie.

Rixas Seele war krank. Sie, die so vielen Stürmen standgehalten, sie war zerbrochen und sterbensmatt. Langsam und ganz allmählich begann sie sich in ihrer alten lieben Umgebung zurechtzufinden, hatte auch dann und wann ein zärtliches Wort für Erika, einen dankbaren Blick für Dora. Aber sie sprach sich nicht aus. Ihr Leid saß zu tief. Doras kluge Augen hatten manches erraten, aber ihre stille, treue Freundschaft richtete keine einzige Frage an Rixa und umgab sie mit doppelter Liebe und Rücksicht.

Zweimal täglich sah Rixa einen dunklen Punkt sich von Niederdorf her auf das Bachmannsche Häuschen zu bewegen. Der Punkt auf der hellen Fahrstraße wurde größer und größer, nahm Gestalt und Glieder an und schwenkte von weitem seinen Hut.

Und Rixas Augen wurden unheimlich glänzend. Auch

Doras Falkenblick hatte den einsamen Wanderer erkannt. Dann wußte sie sich immer in unauffälliger Weise zu entfernen und Erika draußen auf der Rückseite des Hauses zu beschäftigen.

Stand der Baron unten, so gab es nur wenige gewechselte Worte, und auf seine Frage, ob er hinaufkommen dürfe, hatte Rixa nur immer ein stummes Kopfschütteln. Das bedeutende, kühn geschnittene Antlitz des Mannes hatte einen leidensvollen Zug, der ihr in die Seele schnitt, und dennoch fühlte sie sich nicht stark genug, um mit ihm zu reden. Heute zog er ein Schriftstück aus der Brusttasche.

„Das werden Sie lesen, Rixa," sprach er mit ruhiger Bestimmtheit. „Ich gehe gleich wieder."

Er ging um das Haus herum, händigte Dora die Schrift ein und verließ den Hof.

Leise kam Dora die Treppe herauf, strich Rixa zärtlich über das Haar, küßte sie auf die Stirn und legte ihr die Schrift in den Schoß.

„Ich male drüben ein paar Kühe auf der Weide, Liebling," sagte sie. „Wenn du mich brauchst, so klingle nur. Hier ist die Glocke."

Rixa drückte ihr die Hand, und sie ging.

Aus den zusammengefalteten Bogen fiel ein Efeuzweig.

Rixas zitternde gesunde Hand entfaltete langsam die Papiere.

„Meine Beichte," stand oben drauf.

„Diese Papiere sollen dazu dienen, alles Fremde zwischen uns auszulöschen und zu vernichten. Sie sollen Ihnen sagen, wie ich geirrt, gestrebt und gebüßt habe. Sie sollen uns beiden den Stachel aus der Wunde ziehen, die eine große Liebe uns

schlug. Ist es nicht Glücks genug, lieben zu dürfen? Ist seelischer Besitz nicht das höchste und wertvollste auf der Welt?

Wer vermag uns den zu rauben?

Hören Sie mich an, Rixa:

Ich war ein junger frischer Bursch, voller Ideale im Herzen, voll Kraft und Sehnsucht. Ich wollte Musiker werden. Entsetzen in der Familie — ich brauche Ihnen das nicht weiter zu schildern — Sie kennen die Engigkeit unserer kurländischen Anschauungen. Dazu kam noch ein anderes: da ich keine Geschwister hatte, wurde ich mit meiner Kusine Herta Trittwitz erzogen, zunächst von Hauslehrern, später kam ich ins Fellinsche Gymnasium. Sie besuchte in Dorpat eine Töchterschule. Die Sommer- und Winterferien verbrachten wir zusammen auf meinem väterlichen Gute Alt-Sassenhof. Unser Zusammensein war ein steter Kampf. Sie liebte mich und verwundete mich zugleich täglich und stündlich. Sie war von verzehrender Eifersucht und gehörte zu der Art Blumen, die wohl Dornen, aber keinen Duft besitzen. Es war ihre Natur; sie konnte nicht anders. Ich habe eine qualvolle Jugend neben ihr verlebt. Meine Mutter hatte ich längst verloren. Mein Vater war ein strenger Mann vom alten Schlage. Es war sein Lieblingsgedanke, daß aus uns beiden ein Paar würde. Dazu mochte hauptsächlich der Umstand beitragen, daß er Hertas verstorbene Mutter — sie war eine jüngere Schwester meiner Mutter — geliebt hatte. Auch sollten unsere Besitztümer in einer Hand vereinigt werden.

Ich habe es nie über mich gebracht, meinem Vater die Quälereien meiner Kusine mitzuteilen. Ein zartes, feinfühlendes Mutterherz hat mir gefehlt. Einer Mutter hätte ich mich anvertrauen können, meinem Vater nicht. So suchte

ich Troſt in meiner Geige. Sie half mir, verſtand und tröſtete mich. An ihr wurde ich ſtark und frei. Ich ſollte Landwirt werden wie mein Vater. Nimmermehr! ſprach meine Geige, nein! ſchrie es in mir. Es gab harte, grauſame Kämpfe, aber die Muſik in mir hatte mich freigemacht. Ich erlangte endlich die Einwilligung, Muſik zu ſtudieren, unter der Bedingung, daß ich zunächſt einen landwirtſchaftlichen Fachunterricht durchmachte. Die Kunſt gab mir Flügel. Ich erreichte mein Ziel und hatte das Glück, das Intereſſe bedeutender Geigenkünſtler zu erwecken. Profeſſor Joachim wurde mein Lehrer — und ich war frei.

Frei vom väterlichen Zwange, frei von der peinigenden, eiferſüchtigen Gegenwart eines Weſens, das ich nicht liebte, nicht lieben konnte. Für Herta und ihren unglücklichen Charakter habe ich von jeher nur Mitleid empfunden.

Vergegenwärtigen Sie ſich, Rixa, was eine Freiheit, die auf Druck und Enge gefolgt war, für mich bedeutete. Ich war Künſtler, war frei, durfte die Welt durchſtreifen nach meinem Belieben. Ich ſetzte mich in der Schweiz feſt, in dem Gebirgsdorf Fruttigen, wo zurzeit mein guter Bekannter Willy Burmeſter Sommerfriſche hielt, ihm wollte ich nahe bleiben, in ſeiner Kunſt vorwärts ſtreben. Ich wohnte in einer kleinen Gaſtwirtſchaft. Die Leute waren feiner, als es ſonſt ihre Art iſt, eingewanderte Ungarn, und hatten eine Tochter. Sie war von eigenartiger Schönheit und nahm meine jungen, unerfahrenen Sinne völlig gefangen. Scheu war ſie und doch leidenſchaftlich. Oft hatte ich ſie ertappt, wie ſie meinem Spiel nachgeſchlichen war und mit ihren großen weltfremden Augen zuhörte. Redete ich mit ihr, ſo war ſie ſteif und ſtumm und gab mir herbe, einſilbige Antworten.

Aber meiner Musik gegenüber war sie willenlos, und ich ward mir meiner Macht bewußt. Ich schwelgte, ich triumphierte in meiner Macht. Das Märchen vom Rattenfänger zu Hameln enthält eine grausame Wahrheit. Meine Geige, die daheim Zorn, Empörung und Eifersucht erregt hatte, wurde hier unter meinen Händen ein Zaubermittel und verwandelte das scheue, schöne Geschöpf in eine stille, verklärte Menschenblume mit entrücktem Ausdruck. Sie liebte mich nicht, aber sie liebte meine Kunst. Vielleicht steckte eine tiefere Ursache dafür in ihr. Sie hatte eine schöne Naturstimme und war unzweifelhaft musikalisch. Kurz, was soll ich Ihnen sagen? Unter dem Rausch meines Machtgefühls, meiner aufgeregten Sinne und einer auffladernden Leidenschaft gab sie sich mir einstmals hin wie im Traum. Es war eine schlechte Tat, und ich habe sie bitter bereut. Von nun an wich sie mir ängstlich aus. Ich sah sie manchmal in Gesellschaft junger Burschen. Sie war steif und zurückhaltend. Mir warf sie funkelnde Blicke des Hasses zu. Ich wußte mir ihr seltsames Benehmen nicht zu deuten.

Nach einigen Sommermonaten verließ ich Gruttigen und trieb mich als freier Wanderer längere Zeit in den schönsten Gegenden der Schweiz umher, am Vierwaldstättersee, in Luzern, Zürich, im Engadin und in Bern. Ich war so voll Freiheit und Lebensfülle, daß ich es nicht sagen kann. Ich hörte und sah Dinge, die für mich allein lebten, sah Gestalten, die zu mir redeten. In brütender Mittagsglut hörte ich das Lachen des Pan, auf Bergen hingestreckt sah ich gefesselte Riesen, in den blauen Seen trieben Wasserwesen ihr liebliches Spiel. Um die Zeit begann ich zu schriftstellern. Dichterische Versuche hatte ich längst gemacht. Dies aber war ernste Arbeit.

Ich arbeitete an einer historischen Novelle, und mein Weg führte mich nach Basel. Dort hatte ich im historischen Archiv brauchbare Urkunden für meine Arbeit gefunden. Eines Tages — ich schlenderte in Gedanken vertieft an dem schönen Rathause vorbei, Bilder und Trachten längst vergangener Zeiten vor meiner Seele — da kommt mir eine wankende Gestalt mit den Augen einer Irrsinnigen entgegen. Es war Liska. Mein Gott, was war aus ihr geworden? ‚Liska!?' sage ich heiser. Sie bleibt stehen, schaut mich verständnislos an und will an mir vorüber. ‚Liska, großer Gott, was ist dir geschehen?' Da spricht sie mit starrem, leblosem Lächeln: ‚Ich hab' dein Kind getötet! Laß mich!'

Ich ließ sie nicht. Ich hob sie in eine Droschke, brachte sie zu mir nach Hause. Und nach und nach erfuhr ich das Entsetzliche: Sie hatte von mir ein Kind, war aus dem Elternhause geflohen und trieb sich unstet und verzweifelnd in der fremden Welt umher. Das war mein schnödes Werk. Meine Schuld. Und sie hatte unser Kind getötet. In einen Bach hatte sie es geworfen, das hilflose, zehn Wochen alte kleine Mädchen. Mehr brachte ich nicht aus ihr heraus. Stumm und starr saß sie da, mit zusammengebissenen Zähnen und Verzweiflung im Blick.

Das also hatte ich mit meiner goldenen Freiheit zuwege gebracht! Das war das Ergebnis meines Künstlerlebens. Gut machen, gut machen! weinte und schluchzte es in mir. Nun, Gott weiß es, ich hab' es versucht. Wir wurden Mann und Frau.

War das Unglück damit gut gemacht? Äußerlich wohl. Aber Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen. Innerlich sind wir einander fremd geblieben bis an den heutigen Tag. Wir gehen nebeneinander her. Ich büße. Was kann ich mehr?

Meine Frau ist starr und teilnahmlos geblieben. Meine Sorgfalt schien ihr anfangs wohlzutun, jetzt nicht mehr. Der Mord, den sie begangen, muß ihr Gehirn erschüttert haben. Ihr Gemüt ist verbittert. Nirgends finde ich einen Widerhall. Meine Musik mag sie nicht mehr hören. Ich habe meiner Künstlerlaufbahn entsagt. Ich bin Künstler nur noch für mich selbst. Ich mag sie dem Wanderleben des Virtuosen nicht aussetzen. Einmal im Jahre mache ich mich frei und ziehe in meine geliebten Berge, möglichst in einsame Gegenden. Äußerlich hat Liska die Formen einer Dame angenommen, innerlich ist und bleibt sie tot und mir fremd. Und das — Schlimmste, ach, — ich wage es kaum zu sagen: meine Frau ist Morphinistin geworden — und seit einiger Zeit muß ich alle starken geistigen Getränke von ihr fernhalten. Zweimal war sie in einer Heilanstalt.

Das ist mein Leben, Rixa. Sie werden mich verstehen. Und dennoch vermag ich im tiefsten Elend meines Lebens nicht ganz unglücklich zu werden — dazu bin ich in mir selbst zu reich. Ich habe meine Kunst, und jetzt bin ich reicher als je zuvor, Rixa — ich habe Sie!

Sie sind und bleiben mein seelischer Besitz. Sie sind dennoch mein! Wenn ich Sie rufe, sind Sie mir nah, und wenn ich Ihren Namen flüstere, kommen Sie. Eiserne Pflicht an uns selbst hält uns gefangen, aber seelisch gehören wir einander in Tod und Ewigkeit." —

Hier endete die Schrift. Rixa ließ die Blätter sinken, stützte ihr Haupt an die Holzbrüstung des Balkons und weinte, — weinte bitterlich.

Neuntes Kapitel

Der Schmerz ist heilig. Heilig ist der Schmerz, denn er macht uns erst zu vollen Menschen. Wir brauchen Leid, damit wir daran erstarken. Haben wir erst Stolz und Kraft genug zum Leidenkönnen, Leidenwollen, um einem andern Hilfe und Stütze zu sein, — dann streuen wir goldenen Samen in das pochende Herz der Welt, dann reift unser Lebensbaum dem Sonnenlicht entgegen und schüttelt seine reiche Krone. In seinem Schatten aber ruhen die Müden, die Pilgernden aus von der Hitze und Mühsal des Tages.

Mit ernsten Augen, Augen voll lichter Tiefen und Geheimnisse schaute Rixa in den neuen Tag hinein. Es war eine sturmvolle Nacht für sie gewesen, aber nun war es Tag, und sie war mit sich im reinen. Mit ihrem eigenen Wünschen und Begehren hatte sie abgeschlossen. Fortan wollte sie dem geliebten Manne treu helfen seine Bürde tragen, ihm leuchten auf seinem Wege. Er liebte sie. Das sollte genug sein. Seiner Liebe wert sein — das war ihr Wille. Welch ein Leid, ja, welch ein Leid hatte er seit Jahren getragen, und dennoch vermochte er „selbst im tiefsten Elend nicht ganz unglücklich zu werden, weil er in sich selbst zu reich war". War sie denn

nicht auch reich in sich selbst? In ihrem Kinde, ihren Freunden, ihren Toten? Und sie durfte ihm nie eine Versuchung werden. Nicht Freundschaft war es, die sie für ihn fühlte, nicht die tausend Zärtlichkeiten und Rechte der Freundschaft durfte sie ihm geben, — nein, heilige Liebe allein!

In dem einfachen Namen Roger sollte für sie der Inbegriff aller unausgesprochenen starken Liebe liegen. Roger durfte sie ihn nennen, wie er sie Rixa. Nicht mehr. Und der Name, von der Fülle ihres Herzens getragen, sagte alles.

Auch Dora hatte in dieser Nacht kein Auge geschlossen. Ihr Herz litt und blutete mit für Rixa, sie fühlte, daß Rixa an einen Wendepunkt ihres Lebens gekommen war, und daß dieses Leben fortan Entsagung bedeutete.

Rixa war sanft und still. Sie ließ sich von Dora beim Ankleiden helfen und streichelte sie liebevoll über die Wange.

„Ich danke dir für all deine Liebe und Zartheit," sagte sie, „ich halte fest an dir wie an allem, was mir lieb ist. Mein abscheulicher Arm wird wohl endlich heute die Gnade haben, mir einen kleinen Spaziergang zu gestatten," fuhr sie lächelnd fort. „Wie lange werde ich wohl noch dieses Krüppelwahrzeichen, die Binde, tragen müssen?"

Doras Augen glänzten. Sie wußte, daß Rixa keine Zärtlichkeiten liebte, und küßte sie leicht auf die Stirn:

„Wenn du so brav bist, wie dein Arm, Herz," meinte sie, „so kannst du bald wieder auf Berggipfel klettern."

Mit geheimnisvoller Miene winkte sie Rixa, in Heimchens Zimmer zu kommen.

„Ich habe eine kleine Überraschung für dich, komm nur."

Rixa trat ein. Ihre Augen blieben an der Staffelei haften.

Da stand — sie zuckte freudig zusammen — das vollendete Porträt ihrer Mutter.

Dora hatte eine Photographie der Gräfin entwendet. Erinnerung und Liebe und reife Kunst hatten nachgeholfen. Es war ein lebenswahres, schönes Bildnis. Die sinnenden Augen der Gräfin blickten sanft und groß und leuchtend in die Augen ihres Kindes.

„O Dora!" rief Rixa und lehnte ihr Haupt an der Freundin Schulter. „Das kam zur rechten Zeit!"

Lange blieb sie vor dem Bildnis stehen, und immer wieder füllten ihre Augen sich mit Tränen. Sie wischte sie hastig weg. Leuchten sollten sie, leuchten, nicht weinen!

Wieder saß sie in ihrem Krankenstuhl auf dem Balkone allein und spähte sehnsuchtsvoll die Landstraße entlang. Erika war mit Heimchen in ihre Schulstunde gegangen, — unterwegs mußte Roger ihnen begegnen. Sie sah drei Menschen nebeneinander stehen — merkwürdig scharfsichtig war sie geworden, und sie sah auch, wie der Mann das Kind hoch hob und küßte.

Und nun kam er näher. Seine Schritte wurden schneller, immer schneller. Von weitem hob er grüßend den Hut.

Und Rixa lächelte. Es war ein leuchtendes Lächeln, aber sie dachte nicht daran.

Wie stolz und vornehm war sein Gang! Leicht, federnd und kraftvoll, wie sicher, anmutig und geschlossen seine Bewegungen! Eine römische Toga, ein griechischer Chiton gehörte zu diesem Körper, nicht die gewöhnliche Kleidung der Männerwelt.

Da geht ein großer Künstler, ein ganzer Mann, der, den ich liebe! dachte Rixa, und ihr Herz pochte.

Ehe er die Frage, ob er hinaufkommen dürfe, ausgesprochen, hatte sie ihm gewinkt. Langsam erstieg er die Treppe und stand vor ihr. Er war sehr bleich.

Sie legte mit festem Druck ihre Hand in die seine.

„Ich danke Ihnen für alles," sagte sie einfach. „Ich will stark werden, wie Sie, Roger, ich will Ihnen helfen dürfen und mir von Ihnen helfen lassen. Ich will in Ihre Seele eindringen, und Sie werden sie mir öffnen. Ich gebe Ihnen meine ganze Treue; das beste, was ich habe, gehört Ihnen, das beste, was ich werden kann, will ich Ihnen danken."

„Rixa . . ." murmelte er erschüttert, „Dank, Dank!"

Er beugte sich tief über ihre Hand und küßte sie, und ehe sie es wußte, kniete er vor ihr nieder . . . er berührte nicht ihr Gewand, nicht ihre Schulter, aber er beugte sich tief und immer tiefer und küßte ihren kleinen schönen Fuß.

Dann sprang er auf — eine verklärte Freude im Blick.

„Ich habe heute meine Geige mitgebracht!" sagte er. „Was ich in Worten nicht sagen darf, sollen Sie dennoch hören!"

Er trat in die Halle zurück und kehrte mit dem Geigenkasten wieder. In einem Ruck flog die Geige aus dem Kasten und an seinen Hals, und in feierlich goldenen Tönen wogte eine jubelnde, himmelstürmende, siegreiche Musik hinaus in die reine Bergesluft. Solange die Dolomiten standen, hatten sie solche Klänge nicht vernommen.

Der Bann war gebrochen. Von nun an durften die beiden Menschen frei und ungezwungen miteinander verkehren, weil und trotzdem sie sich liebten, denn sie waren innerlich frei geworden. Sie mieden einander nicht, weil sie nichts zu verbergen hatten, sie suchten sich nicht, weil sie sich stets fanden. Die Worte Freundschaft und Liebe traten nie auf

ihre Lippen, weil sie sich mehr gaben als Freundschaft und zu viel, um es mit dem verbrauchten und mißbrauchten Wort Liebe zu entseelen.

„Mein Leben soll vor Ihnen klar liegen wie das Ihre vor mir," sagte Rixa eines Tages leise. „Wohl bin ich mit Mr. Bright getraut, doch war ich nie — seine Frau. Tiefe Freundschaft hatte ich für ihn, und darum wurde ich auf seinem Sterbelager mit ihm verbunden. Es war ihm eine letzte Freude!"

„Ich ahnte es," sprach er mit stillem Lächeln. „Beatrix Rodern hätte dem Gatten, den sie als solchen liebte, ihre Treue bewahrt bis in das Grab."

Ein Leuchten ging über ihre stolzen Züge. „Sie haben recht, Roger. Und dennoch — ich habe meinen armen Freund sehr geliebt, — — und er liebte mich über alles Maß und Verstehen — zehn lange Jahre hindurch. Seit er mich als Kind gesehen. Ich habe ihm unendlich viel zu danken."

Rixa erzählte bewegt von Mr. Bright, seiner zarten, feinen Persönlichkeit, seinem verständnisvollen Wesen.

Er hörte mit wehmütigem Ernst zu. „Sie sind das Glück seines Lebens gewesen, Rixa, — wohl Ihnen und ihm!"

Schweigend blickten sie von dem Balkon in die dunstverhangenen Berge hinaus. An den zackigen Gipfeln spannen graue Wolken ihre feuchten Schleier. Bald schwebten sie wie ziehende Schwäne in halber Begeshöhe vorüber, bald klammerten sie sich an die schroffen Grate. Ein violetter Dunst webte um die wunderbare Landschaft. In der starren Höhe der rissigen Zinken brodelten dunkle Gewitterwolken und in der Ferne grollte der Donner.

„Der Verstorbene war es, der mich veranlaßte, hierher nach Niederdorf zu kommen," sprach Rixa wieder, „und . . ."

„Gesegnet sei er dafür!" erwiderte die tiefe warme Stimme neben ihr. „Verzeihen Sie, ich unterbrach . . ."

„Er meinte, diese Berge und ich seien einander ähnlich . . ."

„Er war seiner Natur nach ein Dichter, und Dichter reden die Wahrheit!" sprach er mit glänzenden Augen.

„Aber ich bin oft schroff und hart."

„Die große Natur der Berge ist schroff und hart."

„Aber nicht grausam."

„Oft auch grausam, Rixa."

„Hart bin ich gewesen gegen meinen einzigen Vetter, einen heißblütigen Knaben — er liebt mich; grausam auch gegen Erika, mein Kind. Nein, lassen Sie mich ausreden!"

Und Rixa beichtete. Sie sprach von dem plötzlichen Tode ihrer Mutter, von ihrer eigenen grenzenlosen Heftigkeit gegen das Kind, von ihrer einsamen Totenwache, und wie das klägliche Kinderweinen sie verfolgt hatte. Sie klagte sich an, bitter und schonungslos. Sie erzählte von der wilden Herbstnacht, und wie sie ihr Kind sich wieder heimgeholt hatte.

„In mir schlummert ein böser Dämon," sagte sie endlich, „und wenn er erwacht, dann kenne ich mich selbst nicht mehr. Nach solchem Ausbruch bleibt etwas nach, über das ich nicht hinweg kann, und so bin ich im Grunde einsam."

Schweigend hörte Roger zu. Er sprach kein Wort. Die Hand hielt er über die Augen gedeckt und lauschte. Der Künstler in ihm sog jedes Wort ein, der Mann in ihm war erschüttert.

Immer düsterer ward das Landschaftsbild, stürmischer und furchtbarer. Die Bäume rauschten vom Winde zerzaust. In ganzen Scharen wogten Wolkenschwäne an den grauvioletten Graten vorüber, lösten sich auf wie Rauchmassen

einer Lokomotive und segelten ins Weite, wie gehetzte Ungeheuer.

Über das kleine schüchterne Grillengezirp der Wiesen hinweg pfiff und heulte der Sturmwind, grollte der Donner. Der Wolkendamm über dem Schwalbenkofel schob sich wie ein düsterer Vorhang vor den ganzen Berg und bedeckte ihn. Drüben der Langkofel ward von weißlichen Wolken wie von seltsamen Kämpferscharen umlagert, so daß seine Zinken oben wie aus dem Nichts hervorstarrten und sich in den Horizont hineinbohrten. Schwerfällig knarrte ein Ochsengespann über die leuchtende Landstraße.

Er deutete in das stürmende Bild hinaus und sprach:

„O bedrängte Seele, so weißt du nicht aus noch ein, Mauern vor dir und um dich! Die Wolken der Trübsal senken sich schwer hinab — zu ungeheuren Drachenleibern sind sie geworden und spannen sich quer über die Felsenkette und rücken das Gewohnte in düstere Fernen. Alles atmet und fiebert und zittert in dir, und du findest dein ursprünglich Selbst nicht mehr!"

Über dem Schwalbenkofel dämmerte ein helleres Licht — wie ein rauchiger Dunst. In schweren großen Tropfen klatschte der Regen nieder. Funkelnde Blitze durchzuckten die schwüle Luft. Drüben leuchteten in unheimlicher Deutlichkeit die roten Dächer des Dorfes. Ein Eisenbahnzug kroch in der Ferne vorüber wie eine schwarze Raupe, unheimlich folgte ihm zusammengepreßter, dichter weißlicher Rauch. Endlich strömte und goß es in tausend zornigen Fäden von der düsteren Himmelsdecke nieder. Ein kühler Erdgeruch stieg auf.

Sie saßen beide in andächtiger Anschauung versunken.

„Wie schön!" flüsterte Rixa.

„Alles Echte ist schön! Und auf Sturm folgt Ruhe und Klarheit. Hier haben Sie das erhabene Schauspiel, das qualvolle Ringen einer großen Natur, sichtbar vor sich. — Sie sprachen vorhin von dem Dämon in Ihrem Selbst, Rixa. Mit einem Dämon kämpfen wir mehr oder weniger alle. Schwer wird der Kampf, wenn wir selbst dämonische Naturen sind, und ich glaube fast — Sie sind eine solche Natur."

Rixa öffnete die glänzenden Augen weit. „Ich verstehe Sie nicht ganz — was nennen Sie so?"

„Ich meine eine seelische, vorwärtsdrängende Kraft in uns, die stärker zu werden droht als Bewußtsein und Wille. Eine solche Kraft war es, die Ihnen eingab, fast wider Willen und unbewußt das verstoßene Kind aus dem Pastorat wieder heimzubringen. Dämonische Menschen im höchsten Sinne haben eine Geistes- und Willenskraft, die sie zu geborenen Herrschernaturen vorbestimmt. Nennen Sie es nun Genialität, bannendes, hinreißendes Wesen. Sie können aber auch abstoßend und Abscheu erregend sein. In der Geschichte hat es allezeit Menschen gegeben, die eine hinreißende Macht ausübten. Denken Sie an Paulus, Peter von Amiens, Wallenstein, Peter den Großen, Napoleon. Künstler haben zuweilen diese Macht in ihrer Kunst . . ."

„Und üben sie aus," sprach Rixa lächelnd, „wie Sie in Ihrem Spiel. Vom Hingerissensein durch Musik kann ich auch mitreden. O, sprechen Sie weiter!"

„Es gibt aber auch eine Macht, die den Dämon bändigt. Läßt man ihm ungezügelt und frei seinen Lauf, so wirkt er vernichtend. Darum sollen solche Menschen sich zügeln lernen. Eine ungeheure Verantwortlichkeit ruht auf ihnen, eben weil sie auf viele wirken. Verdunkelt ein solcher Mensch durch

eigene Schuld sein Selbst, so ist das eine Sünde gegen das Vertrauen, das viele in ihn setzen. Er ist kraft seines Persönlichkeitsadels nicht berechtigt, dieses Vertrauen zu täuschen. Adel verpflichtet. Bewußt oder unbewußt trägt er diesen Wahlspruch in sich und gegen seinen Menschenadel zu sündigen, ist Verbrechen gegen diesen und Unrecht an denen, die an ihm hängen."

„Die einzige Kraft aber, die ihn bändigen kann, ist göttliche und menschliche Liebe!" sprach Rixa wie im Traum.

Er sah sie mit verklärtem Ausdruck an und nickte.

„Jawohl. Befreiung durch Liebe. So kommen diese Einsamen, die ihrem Wesen nach einsam sind, zur Harmonie." — Ein schönes Lächeln flog über seine Züge. „Wenn aber zwei Einsame zusammenkommen, dann gibt es ein großes unaussprechliches Glück!

Warum aber sind sie Einsame? fragen wir uns. Schauen wir wieder in die Geschichte der Völker. Diese Menschen sind von einer großen Idee durchdrungen. Sie leben und sterben für ihre Ideen, sie lieben sie, sie sind mit ihnen verwachsen und vergrößern sich mit ihnen. Das gibt ihnen den Glauben an sich selbst, an ihre eigene Kraft, denn sofern ihre Ideen voll Wahrheit und Kraft und Größe sind, wachsen sie über sich selbst und ihre Menschlichkeiten hinaus, zur reinen Menschlichkeit empor. Sie befreien sich von allem, was ihrer Idee nicht dient, und werden rücksichtslos, einseitig und stark. Solche Menschen sind harte Erzieher schwächerer Naturen. Das ‚Werde hart', das sie sich selbst schwer erkämpft haben, setzen sie jedem Einzelnen als Forderung entgegen. In ihrem Innern aber lebt oft eine große, edle Menschenliebe, und sie verabscheuen den Haufen nur darum so tief, weil der Gegensatz

zwiſchen der ſtumpfen Menge und dem Bilde einer höheren Menſchlichkeit, das ſie in ſich tragen, ſie ſchmerzt. Sie wollen die Menſchen größer und ſtärker — das iſt es."

Er ſchwieg. Rixa hatte verſunken zugehört. Der tiefe melodiſche Ton ſeiner Stimme hatte etwas von der hinreißenden Macht, die er ſo beredt ſchilderte.

„Sehen Sie, Rixa!" ſprach er mit ernſtem Lächeln.

Eine lichte Helligkeit erhob ſich über den Gratgipfeln und tauchte alles in zartes violettes Licht.

In ruhiger Klarheit und königlicher Pracht ſtanden die Berge wie vormals da. Der duftige webende Wolkenſchleier zerriß, und langſam und majeſtätiſch trat die Sonne wieder hervor und leuchtete und ſtrahlte.

„Über allem Streben, Irren, Vertrauen und Fehlen und über aller Menſchenkraft ſteht die Liebe," ſagte er, „ſtrahlend wie dieſe Sonne, und ſie allein iſt das verſöhnende und ewige Element in dieſem und jenem Leben!"

Zehntes Kapitel

Immer mehr, immer tiefer lebte sich Rixa in den Interessenkreis des geliebten Mannes ein. Sie entfaltete dabei eine wunderbare Anpassungsfähigkeit, ohne etwas von ihrem eigenartigen Wesen zu verlieren. Hier war das Nehmen eben so selig wie das Geben, und beide wurden daran reicher und froher.

Die Bücher, die Roger unter einem Decknamen jemals geschrieben hatte, waren ihr liebster Schatz. Sie las sich ganz in sie hinein und las ihn und sein Wesen aus den Büchern heraus. Sie kannte Stellen daraus auswendig und wußte ihn immer wieder mit seinen eigenen Zitaten zu überraschen.

Er schrieb einen vornehmen künstlerischen Stil. Eine Note von verhaltener Schwermut klang durch alle seine Werke und griff ihr an die Seele. Zuweilen auch wurde sein Stil sachlich und herb, für gewöhnliche Leser beinahe farblos, aber sie empfand darin stets den Unterton einer inneren keuschen Qual, die es nicht wagt, sich zu offenbaren.

An einem seiner letzten Werke, die sie sich alle hatte kommen lassen, erlebte sie ein seltsames Wunder. Es war eine Novelle „Die Lebenskünstler", und in der Heldin erkannte sie mit wenigen, unwesentlichen Abweichungen — sich selbst.

Wie war das nur möglich? Es war, als habe er sie seit Jahren gekannt, so tief, so unmittelbar war er in ihr Wesen eingedrungen.

Rixa staunte, und etwas wie Grauen und Entsetzen vor der seherischen Kraft des Künstlers packte sie. Der äußere Lebenskreis seiner Heldin war freilich ein völlig anderer. Seine Maria Bossi war Schulreiterin in einem Zirkus, aber das innere Wesen, die Eigenart, die Eigentümlichkeiten und der ganze seelische Grundton deckten sich völlig mit ihr selbst.

Und sie empfand noch eins: der Verfasser konnte sich von seiner Maria nicht trennen. Er war mit ihr verwachsen, wie Rixa es bisher noch nie herausgefühlt hatte. Er liebte diese Maria, die ihr so ähnlich war, wie nur je ein Dichter sein Geschöpf geliebt hat. Er jubelte und litt mit ihr, und er ersparte ihr trotzdem keine Qual. Ihr Leid war sein Leid, an ihrem Schmerz rang er sich empor zu einer größeren, freieren Lebensauffassung. Ihr bitteres Entsagen wußte er durch künstlerische Gestaltung zu verklären. An ihrem einsamen Sterbebette hörte sie seine Seele frierend schluchzen — sie mußte an Erikas Kinderweinen denken in jener stürmischen Nacht, — und ihrer Bahre folgte mitten unter den gefühllosen Konventionsmenschen eine einzige trauernde Seele, der Dichter selbst.

Erschüttert legte Rixa das seltsame Buch aus der Hand. Sie hatte bis tief in die Nacht gelesen. Unruhig und schlummerlos warf sie sich auf ihrem Lager hin und her. Sie stand vor einem Rätsel, einem Geheimnis. Außer ihrem Schöpfer, der sie so gestaltet hatte, wie sie war, fühlte sie eine andere Hand, die sie modelte nach ihrem Willen — sie selbst zu ihrem Geschöpf machte und dabei liebend vor ihr niedersank.

Am nächsten Morgen ging sie Roger um die gewohnte Stunde seines Kommens entgegen. Er war ungewöhnlich bleich und versonnen. Sie sah es wohl, aber ihre Gedanken waren bei dem Buch. Sie begrüßte ihn ernst und sah ihn mit träumenden Augen an.

„Ich habe ‚Die Lebenskünstler' gelesen," sagte sie kurz.

Er lächelte seltsam. „Und Sie fürchten sich vor mir?" fragte er.

„Ja!" gab sie zu. „Vor dem Künstler in Ihnen. Weshalb schwiegen Sie mir von dem Buch?"

Er seufzte schwer. „Ich wußte, daß Sie sich fürchten würden. O Rixa," fuhr er fort, „es ist ein wundersames Ding um das dichterische Erlebnis. Ich kannte Sie nicht, als ich die Novelle schrieb, und doch kannte ich Sie von jeher. Sie und die Maria, Sie sind von Anbeginn die Ergänzung meines Selbst gewesen. Das habe ich gefühlt, und dem habe ich Ausdruck zu geben versucht. Und als ich Sie fand, da fürchtete ich mich — vor Ihnen! Da wußte ich erst, wie echt und wahr die Maria ist!"

„Wie seltsam ist das!" murmelte sie. „Wie wunderbar seltsam!"

„Das sind die Ehen, die im Himmel geschlossen werden," sprach er erregt. „Daraus folgt nicht, daß die Menschen auf Erden ehelich verbunden werden. Sie verbindet etwas weit Festeres, — die seelische Übereinstimmung."

Welche Rätselwelt lag hier ungelöst vor Rixa! Sie staunte und schwieg.

Dieser Mann, der sie liebte, gab ihr immer neue Rätsel auf, wie sie ihm. Sie waren einander geheimnisvoll und täglich neu, darum hatten sie sich immer etwas zu sagen. Sie

verstanden einander mit dem eigenartigen Instinkt ihrer feinfühligen Seelen, sie beeinflußten einander mit dem Machtgefühl einer großen Liebe — und dennoch behielt jedes von ihnen unbewußt auf dem Grunde ihrer Seelen etwas zurück, das sich stetig organisch erneuerte und leuchtend hervorwuchs und den anderen entzückte. Ihre Schmerzfähigkeit, ihre Genußfähigkeit wurde stärker, sobald sie zusammen waren, und das Leben öffnete ihnen seine dunklen Schachte, und sie sahen die strömenden Goldadern darin, sahen die glänzenden Schätze — geblendet und erschrocken. Waren sie beisammen, so genossen sie die Stunde so tief, daß sie keines anderen Zieles bedurften.

„Sprechen Sie mir von Ihrem Schaffen!" sagte Rixa bittend, und ihre Augen baten dringender als ihre Worte.

Er lächelte freudig und drückte ihr die Hand. Schweigend gingen sie eine Weile nebeneinander her.

„Gehen wir in den Wald hinauf," sagte er, „unter den grünen Tannenbäumen redet sich's leichter, da hab' ich meine Maria Bossi ja auch gefunden."

Sie kletterten den Wiesenhang empor und standen bald unter dem ernsten grünen Tannendach. Im goldenen Sonnenlicht leuchteten die abgemähten Kornfelder. Sinnend blickten die beiden in das weite offene Tal. —

„Oft komme ich mir vor, wie ein Wanderer, der von ohngefähr seines Weges geht," begann er. „Rings um mich her ein weites graues Gelände, wie von einem grauen, unendlich weiten Leinentuche bedeckt.

Aber unter diesem Tuche regen sich und weben formlose Gestalten und gestaltlose Formen. Sie stehen auf, sie senken sich wieder, sie formen sich plötzlich zu Gedanken und Gebilden

und schweben rein und entlastet empor. Sie haben ihren Ausdruck gefunden.

So kommt die dichterisch und musikalisch schöpferische Stimmung immer plötzlich und unvorbereitet über mich. Ein Rhythmus, ein Ton, ein Klang — woher? Ich weiß es nicht. Plötzlich ist die Melodie da und mit ihr die treibende Unruhe, die mich zwingt, diesem rhythmischen Klang entsprechende Worte zu verleihen. Ich lausche still in mich hinein, ich lausche wie ein Kind, das auf das Flüstern der Bäume und das Rauschen des Meeres acht gibt, und ich bin gespannt und glücklich."

Mit kinderfrohem Ausdruck sah er Rixa an.

„Wenn Sie wüßten, wie gespannt ich auf die Entwicklung und das Ende meiner eigenen Arbeiten bin. Neugierig bin ich wie ein Schulbube!"

Rixa lauschte entzückt. Sie preßte ihre Hände zusammen, daß sie schmerzten. „Wie glücklich sind Sie, Roger, glücklich und reich — trotz allem!" rief sie mit strahlendem Lächeln. „Und wie weise ist dieses Glück! So schöpfen Sie voll die Macht des Augenblicks aus und behalten ein ganzes volles Herz für die Gegenwart!"

Er nickte. „Sie haben recht. Die gespannte Seligkeit solch wartenden Auf- und Niederwogens zahlloser Möglichkeiten ist Glück. Die Befreiung der horchenden Seele, wenn sie den rechten Ton, das rechte Wort gefunden hat, ist herrlich. Mir ist, als könnte ich fliegen! Und ich bin dankbar, still und glücklich über meine Flügel — ich wollte mit klaren reinen Augen durch die Dinge hindurchsehen und trösten und aufrichten und vergeben. Kennen Sie den Duft der Mandelblüten, Rixa? Das nenne ich meine Mandelblütenstimmung. Sie ist klar und lichtvoll, voll Frieden und göttlicher Liebe.

Aber wie kurz sind solche Augenblicke, wie kurz! Schön sind sie, wunderschön und sonnig — da fühlt man das Menschseindürfen als ein großmächtiges tiefes Glück, fast zu groß für unsere arme Menschenseele!"

Er schwieg ergriffen. Dann reichte er Rixa beide Hände, sah ihr tief in die Augen und sprach:

„Solche Augenblicke habe ich erlebt. Solche Stunden haben Sie mir gegeben. Und nun, lassen Sie mich das Wort tapfer sagen: wir müssen scheiden."

Rixa war erbleicht bis in die Lippen.

„Meine Pflicht ruft mich heim," sprach er. „Meine arme Schutzbefohlene hat wieder einen ihrer bösen Anfälle. Leben Sie wohl, Rixa! Sie wissen, was Sie mir sind, und Sie bleiben mir, was Sie mir waren. Ich bleibe Ihnen nahe, wie Sie mir. Bald hören Sie von mir. Der große Geist der Liebe segne Sie: Lassen Sie uns in Freude scheiden!"

„Sie wollen Erika und Dora nicht mehr sehen?" fragte sie zitternd.

„Ich treffe sie noch im Dorf, ich sah sie heute beide hineingehen." Er beugte sich über ihre Hände und küßte sie immer wieder.

„Fest, stark und treu!" sprach er erstickt.

„Fest, stark und treu!" wiederholte Rixa wie im Traum.

Dann war er gegangen. Das grüne Gebüsch schlug über der vornehmen hageren Gestalt zusammen. — — — — —

Noch einige Wochen blieb Rixa in dem Tiroler Häuschen, aber alle Dinge sahen sie aus fremden Augen an. Verblichen und verstorben schien ihr das Dorf, das Roger verlassen hatte. Der Zug der Fremden hatte sich wärmeren Strichen zugewandt. Kühle, langwierige Regentage folgten. Die Wälder weinten,

und die Beherrscher des Tales, die mächtigen Bergriesen, verhüllten ihre Angesichter hinter schweren grauen Wolkenwänden.

Fröstelnd begann Rixa sich nach dem heiteren Süden zu sehnen. Der Abschied von Dora wurde ihr schwer, allein ein schwererer Abschied lag hinter ihr.

So traf die kleine Gesellschaft unter dem Schutze des alten Oberlehrers an einem strahlenden blauen Septembermorgen wieder in Nervi ein. Die Fremdenzeit hatte noch nicht angefangen, und Rixa begann sich in der Villa Margarita heimatlich bequem einzurichten.

Jetzt war es ein Jahr her, seit sie ihre Mutter begraben. Wie viel, wie unendlich viel hatte ihr dieses Jahr gebracht! Arm und reich und reich und arm war sie in ihrer Seele gewesen. Licht und Schatten waren in jähem Wechsel über sie hingestrichen, und eine große Sehnsucht erfüllte ihr Herz. Fest, stark und treu! hatte Roger gesagt, fest und stark sollte sie werden, die Treue verstand sich von selbst.

Alle vierzehn Tage leuchtete ihr die Freude in ihre italienische Villa hinein in Gestalt eines langen, langen Briefes. Rogers Briefe waren keine Liebesbriefe, — ein jeder hätte sie lesen können, aber jedes Wort darin atmete Liebe. Seine starke, männliche, ernste Künstlernatur prägte sich kraftvoll und vornehm darin aus. Er sprach ihr von seinem Schaffen, von seinem Wollen und Streben. In köstlichen feinen Schilderungen charakterisierte er Menschen und Dinge, die ihn umgaben. Rixa wußte bald in seinem Münchener Heim genau Bescheid. Nur von seiner Frau sprach er nie, kurz erwähnte er ihren wechselnden Gesundheitszustand.

Rixa lebte und webte in diesen Briefen. Trotz allen Leides

strömten sie eine ernste Heiterkeit aus, die Heiterkeit der Überwindenden, und stiller und heiterer wurde es auch in ihrer Seele. Manchmal begleitete sie Erika in ihre Schulstunde. Ihre Besuche waren dem alten Herrn immer ein frohes Fest. Über ihr Kind hatte sie alle Ursache sich zu freuen. Bei einem italienischen Musikprofessor hatte Erika Klavierunterricht und versetzte ihren Lehrer durch ihre Fähigkeiten in Überraschung und Freude. Das Elfchen ging ins zwölfte Jahr, und Rixa begann sich nach einem passenden Umgang für sie umzuschauen. Es machte sich von selbst, daß sich neue Beziehungen knüpften. In den Kindern eines ansässigen französischen Malers hatte Rixa gefunden, was sie suchte. Es waren zwei wohlerzogene kleine Mädchen, und Rixa hatte ihr helle Freude daran, wie schnell und gewandt sich ihr Töchterchen in der französischen Sprache zu Hause fühlte.

Vor vertrauteren Bekanntschaften für ihr eigenes Selbst schreckte sie noch zurück. Durch ihren Hausarzt, denselben, der Mr. Bright behandelt hatte, wurde sie allmählich in seinen Familienkreis gezogen. Sie fand ernste, tüchtige Menschen, die ihr zusagten, und da der Doktor zugleich Leiter eines kleinen Sanatoriums war, fand sie bald mehr. Sie fand Kranke, denen sie etwas sein durfte. Und nun war sie geborgen. Sie hatte wieder eine Aufgabe.

Mit dem feinen Instinkt, der ihr eigen war, suchte sie die Verlassensten und Einsamsten auf. Da war vor allem eine Dame. Sie hatte schneeweißes, lockiges Haar, ein müdes, schwermütiges Gesicht und litt an Herzneurose. Die Gewaltkur eines gewissenlosen Strebers hatte sie in den Zustand völliger Unfähigkeit versetzt, so daß sie kaum einige Schritte gehen konnte und ihre Tage halb liegend, halb im Rollstuhl ver-

brachte. Jede Beschäftigung war ihr untersagt. Sie hieß Kara Ruhberg, und Rixa fand in ihr eine Landsmännin, eine Deutsch-Russin aus Petersburg. Ihr teilnehmendes Interesse für sie steigerte sich jedoch zum brennenden Mitgefühl, als sie hörte, daß die Dame Klavierkünstlerin von Ruf gewesen war. Sie gehörte zu jenen Wenigen, Echten und Auserwählten in ihrer Kunst, und nun war sie hilflos, schwer krank und lebendig begraben.

Ein junges, sterbendes Mädchen, ein Geschöpf, dessen Seele zart und fein und lichtvoll war wie ein verglühender nordischer Abendhimmel über einem stillen silbernen Meer — das wurde Rixas wehmütige Freude und ihr besonderer Liebling. Sie besuchte diese Kranke täglich und brachte stets einen ganzen Frühling von Blumen und Sonnenschein mit.

Und endlich lernte sie noch einen Mann kennen, eine eigene, keusche, nordische Natur. Er war Bildhauer gewesen, der Marmorstaub war ihm in die erkrankte Lunge gedrungen. Er mußte seinen Beruf ändern und wurde Kaufmann. Jahr für Jahr war er ein steter Riviera gast. Seine Sehnsucht nach seinem verlorenen Beruf, nach Frau und Kindern hatte ihn schweigsam gemacht. Ein selbstironisierender Humor verbarg die schmerzenden Wunden seines Innern und in seiner einsamen Krankenstube hatte er sich der Schriftstellerei zugewandt.

Es war natürlich, daß der Schriftsteller Rixas besonderes Interesse erregte. Noch natürlicher, daß der Vergleich ihres eigenen Schicksals mit den Geschicken dieser Armen sie beschäftigte. Wie viel hatte sie vor ihnen voraus! War sie nicht gesund und kräftig? Eine leise Bitterkeit gegen die Grausamkeiten des Lebens begann sich in ihr zu regen. Den Ausgleichungspunkt, der für jeden Einzelnen in seinem Leben

von ihm selbst gefunden, erfaßt und verarbeitet werden muß, hatte sie in ihrem heißen Mitgefühl für diese anderen nicht zu finden vermocht. Es ist eine alte Erfahrung, daß das Leiden Vereinzelter uns mehr an die Seele greift, als ein Massenunglück. Ein Lungenkurort wie Nervi aber bot eine Summe von Leiden Einzelner, und gerade in dieser paradiesisch schönen, sonnigen Natur berührte der Widerspruch zwischen Schönheit und Leid besonders tief.

Rixa begann sich ernstlich die Frage vorzulegen, ob sie sich selbst in den freiwilligen Dienst der Kranken und Leidenden als barmherzige Schwester stellen sollte. Zeit hatte sie vollauf, jetzt, wo ihr Kind seinem regelmäßigen Schulunterricht nachging.

In einem Brief an Roger sprach sie sich ausführlich aus. Seine Antwort war eingehend, klar und einfach. Er riet ihr, einen Lehrgang für Krankenpflegerinnen durchzumachen, nicht aber sich der Schwesternschaft anzuschließen. Ihr Kind brauche sie nötiger als Fremde, und ihr Wesen solle sich frei und selbständig seine eigenen Gesetze vorschreiben.

Rixa fügte sich freudig. In einem deutschen Stift des Roten Kreuzes in Nervi selbst erwarb sie sich durch freiwilligen Dienst die notwendigen Kenntnisse. So war sie gebunden und dennoch frei. Ihre Zeit und ihre Teilnahme schenkte sie den Bedürftigen und Kranken, ihr Selbst teilte sie mit ihrem Kinde. Sie hatte ihr Kind, sie hatte einen Beruf, und überall, wo sie mit eingriff, erntete sie Dankbarkeit und Liebe.

In stillem Wirken und Schaffen strichen wieder zweieinhalb Jahre dahin. Sie vergingen wie im Fluge. Die Sommer

brachten immer wieder ein lichtes Wiedersehen mit Roger und Dora irgendwo in der wunderbaren steinernen Welt der Berge, und immer mehr spann sich Rixa in die freudige segenbringende Arbeit der Nächstenliebe ein.

Ihre Seele war genesen.

Fest und stark war sie geworden.

Elftes Kapitel

Schon ſchrieb man das Jahr 1903. Die Regenzeit in Nervi laſtete drückend auf den frierenden Fremden, die ſich aus dem Norden in den warmen Süden geflüchtet hatten, um die ſtrahlende Sonne des Südens zu genießen. Bronchialkatarrhe waren an der Tagesordnung, und Rixa hatte alle Hände voll zu tun. Die Straßen waren ſtill und leer, das bunte lärmende Treiben, die Mandolinen und Geſänge verſtummt. Auch die eingeborenen Italiener hatte der ſtrömende Regen in ihre Häuſer getrieben.

Grau und trübe hing der Himmel über dem weiten rauſchenden Meer, grau und trübe, und dennoch war das Gewölk leichter und luftiger als im Norden. Von Nebeldunſt verſchleiert, gleichſam eine größere dunkle Wolke unter Wolken, ohne Erdſchwere kauerte das zackige Gebirge von Portofino ins Meer hinein. Gen Sonnenuntergang lichtete ſich der einförmige graue Himmel in einem leichten goldigen Streifen und berührte zaghaft die endloſe Flut. Violett in gleichförmiger ſtiller Größe dehnte ſie ſich aus und wurde rötlich, wo ſie die braunen Felſen umſpülte. Ein unruhiges Wellengekräuſel und weißer blendender Schaum warf ſich über die durchfurchten Blöcke; nahe am Ufer ſammelte ſich das

Wasser und wurde durchsichtig und hell wie Kristall und grün wie Flaschenglas.

Satt und reglos standen am Ufer und in den Gärten die nassen, glänzenden Bäume und wanden sich in tausend Arten und Schattierungen den dunstumhauchten Bergrücken hinan.

Erika trat mit Heimchen aus einer Eckgasse in die Via Garibaldi und spannte, übermütig ihre goldenen Locken schüttelnd, den Regenschirm auf. Sie war ein schlankes, wunderschönes Mädchen geworden und zog die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden, insbesondere der Eingeborenen, auf sich. Die lichtvolle Zartheit ihres Gesichtchens, vor allem aber das reiche goldblonde Haar und ihre schlanke hochaufgeschossene Gestalt hatten ihr den Namen „das blonde Engelchen" eingetragen.

Überall, wo sie hinkam, wurden die Mienen freundlicher und heller; sie war der erklärte Liebling der Obsthändlerinnen und Kastanienverkäufer, und ihr besonderer Gönner, der dicke Kuchenbäcker, pflegte ihr stets mit strahlendem Antlitz ein besonderes Stück Torte einzuhändigen „für die lieben blauen Augen". Sie sprach ganz fertig italienisch, hatte für jeden ein freundliches neckisches Scherzwort und stand sich gut mit aller Welt.

Für sie war das Leben ein lockend grüner Paradiesgarten voll leuchtender bunter Blumen, und es gab keinen verbotenen Baum darin. Oder doch — es gab einen, aber das war ja kein Baum, höchstens eine Pflanze, und Erika wußte, daß es eine Giftpflanze war.

Sie wußte es seit jenem Tage, als Mumeli, ihr süßes Mumeli, über sie geweint hatte, und das sollte nie mehr vorkommen, nein, ganz gewiß, nie wieder.

Es war ein schrecklicher Tag gewesen. Mumeli war vor

dem Sterbebette des jungen lungenkranken Mädchens gekommen, — in ihren Armen hatte das arme Kind seinen letzten Seufzer ausgehaucht, und zu Hause hatte sie den französischen Maler getroffen, der sie bat, Erika malen zu dürfen. Und Erika hätte sich gar zu gern von dem Herrn malen lassen!

Da hatte sie ihm denn Augen gemacht — Augen! So große, süße, lockende Augen! Und Mumeli war sehr ernst und ganz böse geworden und hatte dem Maler seine Bitte kurzweg abgeschlagen. Später, als er gegangen war, hatte Mumeli bitter geweint und Erika ein kokettes, eitles, oberflächliches Mädchen gescholten.

„Wer jedem Menschen sein Gesicht, seine Augen, sein Haar zeigt, wie ein Affe im Hanswurstanzug, damit er bewundert werde, der hat nichts Besseres und Höheres zu zeigen, der hat gewiß keinen Geist und keinen inneren Wert. Solche Eitelkeit ist einfach widerlich und gewöhnlich!"

Gar nicht mehr ansehen wollte sie ihr Mumeli, und da hatte Erika ihr und sich selbst feierlich gelobt, nie mehr kokett zu sein.

Aber der schreckliche Tag hatte noch immer kein Ende. Mumeli, ihr süßes Mumi, hatte sie auf den Schoß genommen und ihr erzählt, daß sie eigentlich gar nicht ihr Mumeli sei. Sie hatte sie vom Tode errettet mit eigener Lebensgefahr. Über einem Abgrunde hatte sie geschwebt. Von einem schaukelnden Tannenast hatte sie das Kind zu sich genommen und es zu ihrem eigenen Kinde gemacht. Das hatte ihr Mumeli für sie getan, und sie hatte sie betrübt!

„Ich habe keine andere Mutter, — ich will keine andere Mutter haben! Du allein bist mein einziges, süßes, schönes Mutti, mein Mumeli!" hatte Erika geschluchzt. Und dann

war sie krank geworden. Mumeli hatte sie Tag und Nacht gepflegt, und mitten in ihren Fieberphantasien hatte Erika nach ihr angstvoll gerufen und ihr die zärtlichsten Namen gegeben.

Wie ein banger, schwerer Traum lag diese Zeit hinter ihr, und seitdem war Erika anders geworden, ganz vernünftig und brav. Sie wollte inneren Wert erlangen. Ihre süße Mumi durfte nie mehr traurig sein über sie, und sie hatte Wort gehalten. Wenn es möglich war, ihre Mutti noch lieber zu haben als bisher, so war es geschehen.

Seitdem war das Leben ein großer sonniger Paradiesesgarten für Erika geworden, voll leuchtender bunter Blumen, und es gab keinen verbotenen Baum, der sie lockte, nein, auch keine Giftpflanze mehr darin. Sie sah Rixa den leisesten Wunsch an den Augen ab und war ganz und gar ihr einziges, geliebtes Kind, ihr Sonnenstrahl und ihre Freude.

Zwar steckte das phantastische Köpfchen voll dunkler wüster Vorstellungen. Wer hatte sie wohl da an den Baum gehängt? Über den schaurigen Abgrund? Ein böser Mensch mußte es gewesen sein — so viel stand fest. Vielleicht hatte man sie ihrer unbekannten Mutter gestohlen, aber weshalb hatte die Mutter nicht besser aufgepaßt? Mumeli hätte sich ihren Sonnenstrahl gewiß nicht stehlen lassen. — Oder vielleicht — nein, das war zu entsetzlich — vielleicht wollte sie die eigene Mutter nicht haben, und hatte sie über den Abgrund geworfen. Aber so was zu denken war zu schrecklich. Erika schloß jedesmal wie betäubt die Augen, wenn der böse, böse Gedanke kam, und nahm sich vor, ihn zu vergessen. Was wäre denn aus ihr geworden, wenn Mumeli nicht rechtzeitig gekommen wäre? Tot wäre sie längst — von dem schaurigen Bach fortgeschwemmt!

An einem anderen Tage, viel später, hatte Mumeli ihr noch etwas Großes und Wunderbares erzählt: Kinder werden von Müttern mit grausen Schmerzen geboren. Ein Kind entsteht langsam, wie ein Pflänzchen in dunkler Erde, im Schoß seiner Mutter, und das ist etwas Heiliges und Großes. Oft sterben die armen Mütter unter den schrecklichen Schmerzen. Und nun war Erika beruhigt. Ihre Mutter war gewiß auch dabei gestorben und hatte vom Himmel aus ihr Mumeli zur rechten Zeit zu ihr gesandt, damit Erika gerettet wurde.

Dieser Gedanke war süß und tröstlich, und Erika gewann ihre ganze Fröhlichkeit wieder. Mumeli hatte ebensoviel, beinahe mehr für sie getan, als eine eigene Mutter konnte, denn sie hatte sie auch mit eigener Lebensgefahr gerettet. Erika wurde fast eifersüchtig auf die Rechte und Vorzüge ihrer Mutti den andern Müttern gegenüber. Gewiß, Mumeli hatte mehr für sie getan, und sie war doch noch selbst so kinderjung gewesen — erst fünfzehn Jahre. In anderthalb Jahren schon war Erika in dem gleichen Alter und sie würde ganz gewiß kein Kind am Baum finden und es so lieben und so ernstlich erziehen, wie Mumeli getan.

Heute morgen noch im weichen Bettchen waren Erika alle diese Gedanken durch das Köpfchen gezogen, und nun drängte es sie, für Mumi etwas besonders Liebes zu tun. Sie wollte ihr heiße Kastanien bringen, die Rixa so gern aß, und darum war sie nach der Klavierstunde in das Regenwetter hinausgezogen und Heimchen mußte mit, ob sie wollte oder nicht, denn ohne Heimchen, das wußte Erika wohl, durfte sie nicht auf die Straße gehen.

Sie standen beim Kastanienhändler, und Heimchen brachte ihre wenigen italienischen Brocken verkehrt und zögernd an.

Erika schüttelte lachend ihre Locken, zog ihr kleines rotes Geldtäschchen, fragte den Mann nach seinem jüngsten Bambino und ließ sich die Kastanien einhändigen. Der Mann war vergnügt und schmunzelte, und Arm in Arm traten sie unter demselben Regenschirm ihren Heimweg an.

Heimchen wollte noch in einer Parfümeriehandlung ein Stück Lilienseife erstehen — sie hielt sehr auf Lilienseife — und Erika trippelte vergnügt mit ihren heißen Kastanien vor dem Laden auf und nieder.

Plötzlich aber fuhr sie auf. Ihr Gesichtchen wurde dunkelrot, dann blaß, — sie starrte einem schönen, stattlichen Herrn nach, der auf der anderen Straßenseite suchend nach den Hausnummern sah. Wie ein Reh, besinnungslos vor freudigem Schreck, flog sie hinüber und jauchzte:

„Onkel Wolf — Onkel Wolf — bist du es wirklich?"

Der Herr blieb stehen und zuckte zusammen. Unwillkürlich griff er nach seinem Hute — war dieses holde, zart erblühte Kind, diese junge Schönheit wirklich die kleine Erika, die er oft widerwillig als Pferd auf dem Rücken getragen.

„Erika!" rief er voll strahlender Freude und schloß sie in seine Arme. „Wie geht es Mumeli?"

Erika hatte ihre Kastaniendüte bei der Umarmung verloren. Nach allen Seiten stoben die gerösteten heißen Dinger auseinander.

Sie bückte sich rasch. „Die sind für Mumeli!" erklärte sie wichtig. „Sie ißt sie so gern. Nein, laß nur, Onkel Wolf, ich werde allein damit fertig. Mumeli ist jetzt Krankenpflegerin geworden, weißt du, aber solch schwarzes Kleid und solch häßliche Krankenhaube trägt sie gar nicht. Sie ist die Schönste von allen Krankenpflegerinnen, nein, die Schönste überhaupt!"

„Haben wir noch weit bis zur Villa Margarita?" fragte er.

„O, noch ein ganzes Stück, ich führ' dich gleich hin."

Sie hing sich unbefangen in seinen Arm, und leichtfüßig schritten sie beide vorwärts. Heimchen war ganz und gar vergessen.

Der Regen sickerte nur noch in feinen Fäden vom grauen Himmel nieder. Jetzt kam Heimchen aus der Parfümeriehandlung heraus. Verstört und mit offenem Munde blieb sie stehen — da — ein gutes Stück von ihr an der Apotheke vorbei, sah sie Erika, ihren Schützling, und — am Arme eines Mannes!

„Erika! . . . Erika!" schrie die alte Dame außer sich, „was fällt dir ein? Wie darfst du? . . ."

Sie nahm ihre Röcke zusammen und begann spornstreichs zu laufen. Keuchend mußte sie innehalten. Das Laufen war doch eine gar zu ungewohnte Sache.

„Erika — E — ri — ka!" rief sie in verzweifeltem Jammerton.

Neugierig drängten sich die italienischen Ladeninhaber an die Türen — lachende Gesichter, gestikulierende Hände. Ein kleiner zerlumpter Bursch mit braunen Madonnenaugen und verschmitzter Miene streckte seine Hand aus:

„Due soldi, — io vado cercare la signorina Erica . . ."

Heimchen kramte mit fliegenden Fingern in ihrem Beutel: „Ecco!" sagte sie, „ma presto, presto!"

„Subito!" rief der lächelnde Junge und schoß wie ein Pfeil davon.

Erikas Mäulchen ruhte keinen Augenblick.

„Unser Karo lebt auch noch," erzählte sie, „aber faul und steif ist er geworden. Fast den ganzen Tag liegt er in

der Sonne. Und, weißt du, Onkel Wolf, Klavierstunden habe ich schon seit mehr als zwei Jahren, und mein Maestro sagt, ich hätt' ein großes Talent, und ich sollt' der Madonna dafür danken — und sieh — so ein Gesicht macht er dabei."

Sie zog eine verklärt schlürfende Miene und spitzte die Lippen.

Wolf lachte laut auf. Was war die kleine blonde Mignon von ehemals für ein ausgelassener liebenswürdiger Kobold!

In diesem Augenblick stand der Junge vor ihr und berührte ihren Arm.

„La vecchia signora," murmelte er und deutete rückwärts auf das erhitzte Heimchen.

„Un soldo, bella signorina Erica!" bettelte er mit zutraulichem Schelmengesicht.

„Du lieber Himmel—Heimchen!" rief Erika erschrocken. „Ach, bitte, gib ihm ein Geldstück, Onkel Wolf — es ist Giovanni!"

Nach dieser vielsagenden Erklärung huschte sie davon. Wolf sah der reizenden Gestalt nach und schüttelte verwundert den Kopf. Er zog eine Lire und legte sie in die braune schmutzige Hand.

Fassungslos starrte der Junge den schönen blonden Herrn an. „Mille grazie, signore!"

Heimchen konnte sich noch gar nicht fassen:

„Wie? . . . Graf Wolf? . . ." murmelte sie. Mit kleinen ängstlichen Schrittchen, ihr in Unordnung geratenes Kleid ordnend, und mit einem Gesicht, in dem ein ganzer Himmel von Wohlwollen, Verwunderung und Freude strahlte, trippelte sie an Wolf heran. Er ging ihr ritterlich entgegen.

„Nun, Fräulein Heimchen!" rief er vergnügt, „immer noch munter und frisch?"

„Ach Gottchen, Graf Wolf . . .“ sagte sie gerührt, „wird das aber eine Freude sein! Wird das eine Freude sein!“

Wolf zog ein zweifelndes Gesicht. „Meine Kusine ist doch gesund?“ fragte er.

„Gott sei Dank, Gott sei Dank!“ sagte die alte Dame eifrig. „Seit sie das Unglück mit dem Arm hatte — gebrochen war er — fehlt ihr nichts.“

Wolf fuhr auf. „Wie? Meine Kusine hat den Arm gebrochen?“

„Das war vor zweieinhalb Jahren, Onkel Wolf,“ rief Erika dazwischen, „beim Reiten im Gebirge war Mumi gestürzt — das ist längst wieder gut. Du, im vorigen Sommer in Tirol hab' ich auch reiten gelernt. Aber,“ sie hielt inne, „ich hab' dich ja noch gar nicht gefragt, wo du herkommst. Bist du zuletzt in Kurland gewesen, oder kommst du aus China? Und warum bist du in Zivil? Deine Marineuniform sah doch viel schöner aus.“

„Welche Frage soll ich nun eigentlich zuerst beantworten, du Irrwisch?“ rief Wolf. „Also: Uniform trägt man nicht in fremden Ländern ohne besondere Erlaubnis. In Kurland bin ich nicht gewesen. Unser Schiff liegt in Genua, und ich komme geradeswegs aus der Mandschurei.“

Sie standen vor dem Tor des Margaritaparkes. Erika drückte auf einen Knopf — eine Seitenpforte öffnete sich.

„Hier wohnen wir!“ rief sie jauchzend. „Ist es nicht wundervoll hier?“

Sie nahm Wolf bei der Hand und führte ihn unter eine säulengetragene Halle zu ebener Erde. Der Boden war mit schwarzen und weißen Marmorfliesen bedeckt.

An die Tür trat eine ernste, schlanke, nur zu bekannte Gestalt. Heimchen hatte sich rücksichtsvoll zurückgezogen.

„Rixa!"

„Mein guter Wolf!"

Sie lagen sich in den Armen. Leidenschaftlich preßte er sie an sich — dann sah er ihr lange forschend in die Augen.

„Wie schön du bist, Rixa! Aber die Augen, der Mund so ernst . . ."

„Habe ja auch mancherlei durchgemacht, Wolf! Zuerst Mamas Tod . . . wie habe ich dich damals herbeigesehnt, wie ein Bruder hast du mir gefehlt!"

Ein Schatten flog über seine kraftvollen schönen Züge. „Ja . . . Tantes Tod . . . das kam mir so sehr unerwartet!"

„Und dann Mr. Bright, Wolf — — du weißt doch, daß ich mit ihm getraut wurde?"

„Ich hörte davon in Kurland vor zwei Jahren," sprach er mit undurchdringlichem Gesicht.

Sie lächelte fein. „Die Erläuterung zu der kurischen Auffassung gibt mir ja dein Gesicht. Das Verstellen hast du noch immer nicht gelernt."

„Und nun, Rixa, nun?" forschte er.

„Das Leben ist eine schwierige, bunte Angelegenheit. Ich habe mein Teil davon durchgemacht, und nun sitze ich auf dem Aussichtsturm und schaue mir das Leben und Sterben der anderen an und bin ihnen dabei behilflich, wenn ich kann. Das Sterben ist leider so selbstverständlich, Wolf."

Er sah sie an. So sehr er gearbeitet und gestrebt hatte, — wieder schien ihm Rixa um Meilen voraus — konnte er sie denn nimmer, nimmer einholen?

„Du bist Krankenpflegerin geworden . . . ich weiß."

„Mein einziges Talent mußte ich doch verwerten", rief sie fröhlich. „Erika, geh und mach' uns einen schönen Tee. — Du bist gewiß ausgehungert, Wolf."

„Nach dir, Rixa!" sprach er leise.

Aus dem Zimmer kam der alte Pudel gelaufen, er winselte laut und freudig auf und legte sich schmeichelnd zu Wolfs Füßen nieder. Der junge Mann streichelte das alte Tier liebevoll.

„Dein Konkurrent in der Treue!" sagte Rixa gerührt. „Aber nun erzähl' mir doch etwas von dir, Wolf, — wie hast du gelebt? Was hast du erreicht?"

Er richtete sich militärisch stramm vor ihr auf. „Kapitän zweiter Klasse, den Marineleutnant hab' ich abgetan," meldete er. „Bin mit verschiedenen Auszeichnungen beehrt worden. Ich hoffe sagen zu dürfen: ich bin ein Mann geworden, Rixa, und du hast mir dabei geholfen."

Sie schwieg und reichte ihm beide Hände.

„Komm, gehen wir ein wenig auf und nieder." Sie nahm seinen Arm, und beide schritten durch die wundervollen Zypressengänge. Dann blieb sie stehen und sah ihn mit schimmernden Augen an.

„Wolf," sagte sie, „es muß klar werden zwischen uns. Ich danke dir für deine treue, große Liebe. Laß sie dich nicht gereuen, auch wenn . . ."

„Auch wenn?" fragte er gespannt.

„. . . ich dir nur Schwesterliebe geben kann. Ein für allemal, mein guter Wolf, das wird nicht anders. Ich glaube, daß du ein Mann geworden bist, ich glaube, daß ich zu dir emporsehen und stolz auf dich sein darf, aber meine Seele . . ." sie stockte, „meine Seele ist ein wunderlicher Irrgarten, und nun habe ich den Weg darin gefunden, der mir einzig möglich

iſt. Ich bin nun einmal zu einer hoffnungsloſen alten Jungfer unter fremdem Namen beſtimmt."

Er fuhr zurück. „Und — Mr. Bright?" rief er mit ſtockendem Atem.

„Er war mein Freund — ſeine Frau war ich nicht."

Er bückte ſich tief über ihre Hände.

„Hätte ich das geahnt, Rixa, ich wäre früher gekommen!"

Sie ſchlug ihn leicht auf die Wange. „Haſt du mich denn nicht verſtanden, Brüderlein? Muß ich noch deutlicher werden? Mein Herz iſt nicht frei, und der, dem es gehört, iſt auch nicht frei. Weißt du's nun? Und jetzt," fuhr ſie wehmütig ſcherzend fort, „jetzt ſollſt du über dieſe tiefen Dinge und unſeligen Geheimniſſe nicht weiter brüten, ſondern dich freuen, daß du eine Schweſter haſt, die treu zu dir hält und dich liebt."

Wolf biß die Zähne aufeinander, heiß ſtieg es ihm in die Augen.

„Dich anders zu lieben, als ein Bruder, kannſt du mir doch nicht wehren!" ſprach er.

„Du Kind, du Kind!" rief ſie mitleidig. „Siehſt du denn nicht, daß ich eine ſteinalte Sphinx bin neben deiner jugendlichen, friſchen Männlichkeit? Brüderlein, tu die Augen auf!"

Schweigend gingen ſie eine Weile auf und nieder.

„Mumi, Onkel Wolf! Der Tee iſt fertig!" rief Erikas helle Stimme.

„Wie findeſt du das Kind?" fragte Rixa.

Er kämpfte ſeine Bewegung mannhaft nieder.

„Allerliebſt!" ſagte er zerſtreut.

„Allerliebſt!" ſpottete ſie. „Das ſagt der Mann ſo gleichgültig von meinem Erziehungswerk! Ich ſage dir aber, du verdienſt ſie gar nicht anzuſchauen: es iſt ein Seelchen wie

eine Kirſchblüte und kernfeſt dazu. Erika iſt mein ganzer Sonnenſchein!"

Sie gingen ins Haus hinein. Zierlich reichte Erika den Tee und errötete vor Freude, als Wolf ſie gutmütig lobte.

„Nicht wahr, du nimmſt immer drei Stück Zucker," ſagte ſie.

„Den Onkel vertraue ich nach dem Tee und morgen Vormittag deiner Fürſorge an, Eri," ſagte Rixa lächelnd. „Ich muß wieder nach meinen Kranken ſchauen. Du machſt es ihm inzwiſchen behaglich und führſt ihn ein wenig umher."

„Ach ja, Onkel Wolf," rief Erika entzückt, „das iſt ja wundervoll, — da machen wir dann Ausflüge miteinander. Ich führe dich auf den Hilarioberg, da haben wir eine großartige Ausſicht, und dann gehen wir nach Skt. Rokko, und ich zeige dir das Nervital. Hu — das iſt ſo ſchauerlich ſchön und düſter — zum Fürchten. Und nachher — nicht wahr, da nehmen wir einen Wagen und fahren nach Portofino, übers Gebirge hinüber. Das Kloſter Skt. Fruttuoſo mußt du durchaus kennen lernen, das liegt wie verzaubert in einer Bucht, und Santa Margarita und Rappallo. Es iſt ſchon ſo lange her, ſeit Mumi und ich da waren!"

„Dürfen wir nicht hinreiten — Schweſterchen?" fragte Wolf.

Rixa belohnte ihn für dieſe Anrede mit einem ſtrahlenden Blick.

„Unter deiner Obhut und Leitung — gewiß!" ſagte ſie. „Dabei kannſt du Erika auch auf die großen und kleinen Propheten prüfen. Das friſcht alte Erinnerungen auf."

Er lächelte wehmütig. „Neue Würden — neue Ämter," ſagte er. „Ich nehme meinen Beruf als Onkel auf mich und entwickle mich allmählich zum rheumatiſchen Goldonkel!"

„Ein Goldonkel bist du schon jetzt," rief Erika, „dazu braucht's keinen Rheumatismus!"

„Also morgen!" sprach Wolf. „Auf — nach Portofino!"

Sie saßen noch ein Weilchen plaudernd beim Tee.

„Wie bist du nur darauf gekommen, Krankenpflegerin zu werden, Rixa?" fragte er.

„Mein Gott, Brüderlein, — was tust du für altmodische Fragen! Wie gesagt, erstens spürte ich eine angeborene Veranlagung dazu, zweitens, — die Gelegenheit zu helfen und zu nützen läßt sich hier mit Händen greifen, und drittens und letztens sollte doch auch jedes weibliche Wesen, sofern es nicht eine miserable Drohne sein will, eine Sache aus dem ff verstehen. Mädchen ohne Befriedigung dürfte es gar nicht geben. Sollen sie denn nur dazu da sein, um auf den Mann zu warten? Gibt es nicht Arme, Kranke, solche, denen Leid geschehen, über und übergenug? Im Trösten und Helfen, da liegt der echte Frauenberuf, besonders für die, die nicht nach Erwerb jagen müssen. Weist eine besondere Befähigung andere Wege, — gut, mögen sie sie geben. Ich habe gar nichts dagegen."

Sinnend blickte Wolf vor sich hin. Er zog seine Zigarrentasche: „Du erlaubst?"

„Fraglos. Aber du erlaubst auch, daß ich dich Erika jetzt auf Gnade und Ungnade ausliefere. Du wohnst selbstredend bei uns."

Rixa war aufgestanden. „Guter Gott, sollen das schöne Tage werden!" rief sie freudig und reichte Wolf die Hand. „Und abends, da wollen wir die Geisterchen aus Kurland beschwören, ein wenig lästern und uns aussprechen nach Noten!"

„Aber natürlich!" rief er, und blickte ihrer anmutigen stolzen Gestalt nach. — — — — — — — — — — — — —

Wie erſtaunten alle Bewohner der Villa Margarita, als Wolf am nächſten Tage in aller Frühe zwei prächtige Reitpferde vors Haus führen ließ.

„Für Schweſterchen und Nichtchen!“ ſprach er. „Die ſind zwar nicht aus der Mandſchurei, aber gutes arabiſches Halbblut. Schon unterwegs hab' ich mich darauf gefreut wie ein Prinz!“

„Prinz Wolf!“ jubelte Erika. „Früher hatt' ich ein Eſelchen, das ſo hieß!“

Rixa war vor Freude errötet. Sie drückte ihrem alten Jugendfreunde und neuen Bruder innig die Hand.

Zwölftes Kapitel

Und wieder waren fast anderthalb Jahre dahingesaust. Das böse, das blutige, das Kriegsjahr war gekommen, das Unglücksjahr für Rußland! Niederlage auf Niederlage, Unglück über Unglück, Jammer, Entsetzen und Verzweiflung! Rußland war aus einem langen, totenähnlichen Schlaf erwacht, reckte die mächtigen Glieder, rieb sich verstört die Augen und erkannte, wie morsch und faul es in seinem Innern war.

Ein neues, bisher kaum beachtetes asiatisches Reich erhob voll Siegesstolz sein Haupt und beanspruchte triumphierend, in die Zahl der Großmächte eingereiht zu werden. Tränen und Blut waren auf beiden Seiten geflossen, wilde, grausige Bäche voll Tränen und Blut.

Fast kein Haus, keine Familie gab es im russischen Reich, die nicht durch irgendeinen Verlust betroffen worden waren. Trauerkleider wurden das Zeichen des Tages, und Trauerkleider und Trauergedanken gruben düstere unheilschwangere Ideen in die Seelen des besiegten Volkes.

Das greuliche, unheimliche Tier, die Revolution, sträubte seine Millionen Stacheln, wälzte sich lauernd über das mächtige Gelände und stöhnte und lechzte nach neuem Blut. Und nimmer wurde es satt.

Rixa lebte nur noch halb in Nervi. Ihre Seele, ihre Gedanken waren bei den Blutenden und Sterbenden weit drüben in der Mandschurei, in Port Artur, bei den unheilvollen Schlachten zu Wasser und zu Lande. Ihr Kind allein war es, das sie in den sonnigen, friedlichen Gestaden der Riviera zurückhielt. Ohne Erika — das war sonnenklar, wäre sie längst als Rote Kreuzschwester in Asien und hätte sämtliche Häfen unermüdlich abgesucht nach dem treuen Bruder und Freunde, dessen Namen sie auf den Verlustlisten nicht finden konnte, und der doch kein Lebenszeichen von sich gab. Ach, konnte sie denn auch das Meer absuchen? Das Meer barg so viele Tausende von längst Entschwundenen und gab nicht wieder her, was es einmal verschlungen hatte. Wolf war und blieb verschollen. Vor Erika hielt Rixa ihre Sorge ängstlich geheim. Das zarte hochaufgeschossene Kind war fünfzehn Jahre alt, und das Kinderseelchen hatte sich frühreif zur ahnungsvollen Weibseele gestaltet. Erika liebte Wolf mit all der gefährlichen Leidenschaft eines früh entwickelten, überzarten Organismus.

Auf ihre bangen Fragen nach Onkel Wolf hatte Rixa mit heiterem Gesicht nur eine Antwort: „Wir müssen uns in Geduld fassen, Eri, — Briefe gehen bei dem Wirrwarr beständig verloren, und meinem Gefühl nach sitzt Onkel Wolf wohlgeborgen in japanischer Gefangenschaft und futtert Reisbrei."

Es war rührend zu sehen, mit welchem Eifer die Kleine alles, was sie über japanische Sitten, Gebräuche und japanische Eigenart zu lesen bekam, verschlang. Aber sie wurde zusehends stiller, blasser und magerer dabei, und Rixa tat das Herz weh.

Ihre eigenen Schmerzen traten vor den Leiden ihres

Kindes zurück. In diesem Sommer hatte es kein Wiedersehen mit Roger gegeben. Er schrieb ausführlich und liebreich wie stets, aber Rixa verstand es, zwischen den Zeilen zu lesen, und sie fühlte, daß der starke Mann seine ernste Heiterkeit nur noch mit schweren Kämpfen aufrecht erhielt. Seine Frau hatte er von einem Kurort in den anderen begleiten müssen, und so war das längst ersehnte goldene Wiedersehen im Berglande Tirol ausgeblieben.

Schon war es Anfang September. Die Strandpromenade Nervis begann sich mit neuen Gestalten zu beleben, obgleich die eigentliche Krankenzeit noch nicht angebrochen war. Rixa hatte freie Zeit, und sie war viel mit Erika zusammen. Die beiden schlanken, anmutigen Gestalten sah man häufig zu Pferde, von ihrem Diener begleitet, die gebirgige Umgebung Nervis durchstreifen, und bewundernd schaute ihnen manches Auge nach. Wer war die Schönere von den beiden Reiterinnen? Es war schwer zu sagen: größere Gegensätze von gleicher Anmut gab es selten. Erikas liebliches Kindergesichtchen war lang und schmal geworden, und mehr als jemals glich sie dem rührenden Bilde einer blonden Mignon. Aus unbewußt sehnsüchtigen großen Augen schaute sie in die Welt hinaus. Rixas tiefe dunkle Augen dagegen schienen in sich hineinzublicken, und ihre stolze, herbe Schönheit atmete ruhige, vornehme, gesammelte Kraft.

Erikas Stundenzahl war zum Kummer des alten Oberlehrers, der wie ein zärtlicher Vater an dem Kinde hing, auf das geringste Maß eingeschränkt worden. Nur den Klavierunterricht hatte sich die Kleine erbettelt, und da ihr die Musik eine große seelische Freude war, durfte sie damit fortfahren. Vor allem galt es, das Kind körperlich zu kräftigen, deshalb

wurden gemeinsame Spaziergänge und Bootfahrten ins weite sonnenblaue Meer hinaus zur täglichen Gewohnheit.

Immer enger, immer tiefer hatte sich Erika an ihre Mumi geschlossen, und was ihrer harmlosen Kinderseele entgangen war, das hatte das ahnende Mädchenherz in ihr erraten. Erika wußte, was die dunklen sehnenden Augen ihres Mumeli redeten, wenn sie weit, weit hinaus über die schimmernde blaue Meeresfläche schauten. Sie wußte, was diese tiefen Augen verschwiegen. Sie fühlte deutlich, wem dieses beredete Schweigen galt. Ihr scheues, ahnendes Mitgefühl wurde zu brennender Verehrung, ihre zärtliche Kindesliebe zu bewundernder Hochachtung. Wie ihr Mumi zu werden, — stark und vornehm — das wurde ihre Sehnsucht und ihr Ziel.

So war das große und seltene und zarte Erlebnis eingetreten, wie's leider nicht oft geschieht: Mutter und Kind waren durch ein starkes, tiefes und heiliges Freundschaftsband verbunden, an dem Menschen auf Erden und Engel im Himmel ihre Freude haben konnten.

Unter den neuen Erscheinungen auf der Strandpromenade war Erika eine tiefverschleierte, elegant gekleidete starke Dame aufgefallen, die von einer Schwester des Roten Kreuzes gestützt und geführt wurde. Die Dame hatte schlaffe, blasse Züge und brennende Augen. Mit seltsamem Interesse verfolgten diese Augen die beiden schlanken Gestalten Rixa und Erika, wenn sie die Passegiata auf- und niederschritten. Erika hatte ihr den Beinamen „die Unheimliche" gegeben.

„Die Unheimliche ist gewiß geisteskrank, nicht, Mumi?" sagte sie. „Sieh nur, wie sie uns wieder anstarrt."

„Sie ist jedenfalls sehr krank oder unglücklich," erwiderte

Rixa, und sie suchte in ihrer Erinnerung, wo sie solche Augen schon gesehen habe.

An einem wunderbar klaren, windigen Septembertage sahen sie die Unheimliche, schwerfällig auf den Arm der Roten Kreuzschwester gestützt, langsam vor sich herwandeln. Erika bemerkte, daß die Dame ihr Taschentuch verloren hatte, hob es auf und wollte es ihr überreichen.

Da hielt sie Rixa am Arm zurück. „Laß mich, Eri!"

Sie eilte der schwerfälligen Gestalt nach.

„Gnädige Frau," sagte sie verbindlich, „erlauben Sie mir, Ihnen Ihr verlorenes Tuch einzuhändigen."

Die Dame blieb stehen und bohrte ihre Blicke suchend in Rixas Züge. Ihre flackernden Augen hatten wirklich etwas Unheimliches.

„Ich danke," sagte sie mit matter Stimme und fuhr dann gepreßt fort: „Heißen Sie Rixa Bright?"

„Jawohl, gnädige Frau," sagte Rixa erstaunt. „Woher kennen Sie mich?"

Die Dame lachte kurz und hart auf. „Sie haben schöne, ehrliche Augen," sprach sie weiter, „aber Augen, denen das strahlende Glück fehlt. Ich möchte wohl Ihre Augen sehen, wenn sie vor Glück strahlen."

Rixa sah sie forschend an. Eine Geisteskranke, dachte sie.

Die Dame ließ ihr keine Zeit. „Wo ist Ihre junge Begleiterin?" fragte sie. „Ich habe Sie beide immer gern angesehen. Schöne, gesunde Menschen sind eine Augenweide für Kranke."

„Erika!" rief Rixa halblaut. Ein tiefes Mitleid mit der Kranken hatte sie ergriffen.

Erika trat zögernd herbei und verbeugte sich schüchtern.

Die Unheimliche betrachtete Erika lange und zwanglos. Die eigentümliche Härte schwand aus ihren Zügen.

„Zart — sehr zart!" murmelte sie. „Wie alt sind Sie, mein liebes Kind?"

„Schon über fünfzehn Jahre, gnädige Frau."

Die Unheimliche ergriff Erikas Hand, zog sie zu sich heran und sagte mit einem halben Lächeln:

„Ich bin eine Fremde und eine Schwerkranke, wollen Sie mir eine sonderbare Frage verzeihen: wen lieben Sie am meisten auf der ganzen Welt?"

Erika besann sich keinen Augenblick. Mit einer hinreißenden Gebärde voll Liebreiz und Anmut umschlang sie Rixa und schmiegte sich an sie.

„Gut . . . gut . . . gut," murmelte die Unheimliche. „Ich danke Ihnen beiden, daß Sie freundlich zu mir waren."

Eine fahle Blässe strich über ihr schlaffes Gesicht. Sie stöhnte: „Sitzen . . . sitzen!"

Besorgt führte sie die Schwester an eine Bank. Rixa stützte sie von der anderen Seite. Erschrocken blieb Erika außer Hörweite stehen.

Noch einmal beugte sich die Kranke schwerfällig zu Rixa: „Es ist nicht Ihr Kind, werte Frau?"

„Mein Pflegekind . . . und doch mein Kind, ganz, ganz mein!"

Die Kranke winkte mit der Hand. „Danke!" sagte sie matt. „Leben Sie wohl!"

Das Wort war so bedeutungsvoll gesprochen, daß es Rixa eisig überrieselte. Wie seltsam war das alles! Woher kannte die Dame ihren Namen, ihre Verhältnisse? Rixa war freilich bekannt genug in Nervi, aber von ihrer Beziehung

zu Erika wußte hier niemand. Stand sie denn wirklich vor einer Geisteskranken? Die Dame schien ihr eher gemütskrank. Von Mitgefühl hingerissen, sagte sie warm:

„Gute Besserung, gnädige Frau!"

Sie verbeugte sich und nahm Erikas Arm.

Der Vorfall hatte sie beide stark beeindruckt.

Die Kranke blickte den beiden Gestalten mit seltsamem Ausdruck nach.

„Schwester Elise," wandte sie sich an ihre Begleiterin, „tun Sie mir die Liebe, bringen Sie mir einen Wagen. Wir wollen ins Grand Hotel zurück. Ich fühle mich schwach."

Eine Viertelstunde später war die Fremde in ihrem Zimmer.

„Ihr Herr Gemahl ist vor einer halben Stunde angekommen, gnädige Frau, und will Sie sprechen," meldete die Schwester, die gelassen hin und wider ging.

„Ich bitte ihn zu kommen," sagte die Kranke mühsam, „und Sie, Schwester, lassen Sie uns allein."

Geräuschlos schloß sich die Tür.

Nach zwei Minuten wurde geklopft. „Herein!" sprach die Kranke und richtete sich in ihrem Sessel auf.

Roger Horsten trat ein. Er sah bleich und abgespannt aus. Eine tiefe Falte hatte sich in seine breite offene Stirn gegraben.

„Guten Tag, Liska!" sagte er mit beherrschtem, ruhigen Ton. „Es war unrecht von dir, Mentone zu verlassen und meine Pariser Reise zu diesem Wagnis zu benutzen. Ich bin in Sorge um dich gewesen."

Sie beachtete seinen Vorwurf nicht.

„Roger," sprach sie halblaut, „ich freue mich, daß du auf

meinen Brief hin gekommen bist. Ich habe dir viel zu sagen. Bitte, hör' mich ruhig an."

Er nahm ihr gegenüber am Tisch Platz, stützte die Stirn in die Hand und wartete.

„Ich will mich kurz fassen," sprach sie weiter, „denn meine Schmerzen lassen mir nicht viel Zeit. Mein Nierenleiden ist wieder besonders qualvoll."

Sie holte tief Atem, und kreisrunde rote Flecken traten auf ihre schlaffen Wangen.

„Die Sache ist die, Roger, — ich habe deine Güte von Anfang an mißbraucht. Als ich dir in Basel verzweifelt in den Weg lief, da war es nicht nur das Verbrechen an unserem Kinde, das mich gebrochen hatte — ich liebte einen anderen und er hatte mich betrogen."

Ihr Kopf sank schwer auf die Brust herab, ihre Augen glühten und flackerten. Wieder schöpfte sie Atem.

„Ich kam aus seinem Hause . . . fürchte nichts, Roger, — ihm zu Liebe hatte ich das Kind in den Bach geworfen, ihn liebte ich, und er hatte es mir wieder und wieder zugeschworen, daß nur das unselige Kind zwischen uns und einer Heirat stehe. Nun war ich bei ihm gewesen," fuhr sie heiser fort, „um ihm zu sagen, daß das Kind nicht mehr sei, — und er, — er war so feige, so erbärmlich, er stieß mich in meinem Elend hinaus, statt mich in seine Arme zu nehmen! Umsonst war ich eine Mörderin geworden!"

Sie stöhnte und schlug die Hände vors Gesicht.

„Da kamst du. Du liebtest mich nicht mehr, Roger, ich liebte dich nicht, aber du warst gut zu mir, und ich habe dich belogen. Jahrelang haben wir unglücklich und gequält nebeneinander her gelebt. Ich war noch weit unglücklicher als du, denn

ich hatte immer, wie meinen Schatten, das böse Gewissen zur Seite. In all den trüben Jahren habe ich deine Geduld bewundert. Heute ist der Tag gekommen, wo ich etwas an dir gutmachen kann."

Sie lächelte ein trauriges, müdes Lächeln und wehrte ihn ab. Er war aufgesprungen und streckte ihr seine Hände entgegen.

„Nein, höre mich bis zu Ende an, Roger. Ich habe dich alle diese Jahre beobachtet und bewundert. Du hattest meine Leiden verursacht, — du warst der Vater meines Kindes, so war es recht und billig, daß wir beide die Strafe trugen. Ohne dich, ohne das Kind wäre ich vielleicht glücklich geworden ... vielleicht! Es gab Zeiten, wo ich dich gehaßt habe, Roger, Zeiten, wo ich in Sehnsucht nach dem toten Kinde verging. Deine Geduld war unerschöpflich, mir schien, als könne dich nichts aus der Fassung bringen, und ich wollte dich aus der Fassung bringen, ich setzte es darauf an. Ich ahnte ja nicht, wie bitter erkämpft diese ruhige Gelassenheit war."

„Laß das, Liska!" sagte er in schmerzlichem Tone.

„Nun komme ich zur Hauptsache, Roger. Nur noch ein klein wenig Geduld. In deiner Abwesenheit öffnete ich einen Brief, der an dich gerichtet war, und fand darin ein Bild. Hier ist es."

Sie reichte ihm eine Photographie.

Er fuhr zurück und ergriff das Bild. Langsam schwoll eine Zornesader an seiner Stirn, und sein blasses Gesicht wurde dunkel.

„Der Brief war von Rixa Bright unterschrieben, der Poststempel war aus Nervi. Ich las den Brief, Roger. Einen seltsameren und schöneren Brief habe ich nie gelesen. Kein

Wort von Liebe darin, und doch, jedes Wort Hingebung, Vertrauen und Verständnis. Und das Bild trug ich tagelang bei mir.

Ich wußte genug. Und darum bin ich nach Nervi gekommen. Ich mußte die Dame sehen und kennenlernen, die du liebst, die dich liebt und mich dennoch nicht betrogen hat. Ich mußte sehen, ob die Augen in Wahrheit so stolz und ehrlich blickten, wie auf dem Bilde — — ich mußte das Kind sehen, das diese Frau zu sich genommen und erzogen hat. Ich habe sie beide oft gesehen und mich an ihrer Schönheit erquickt. Und heute habe ich sie gesprochen."

Sie schwieg. Roger starrte erschüttert vor sich hin. Seine Nasenflügel zitterten.

„Ich will dir einmal im Leben meine Dankbarkeit beweisen, Roger," fuhr sie langsam und feierlich fort, „ich gebe dich frei. Nimm du diese Rixa, sie ist deiner wert, und werde du der Vater dieses lieblichen Kindes."

Sie schwieg wieder. Roger stand vor ihr und hielt sie in seinen Armen fest.

„Liska," schrie er erstickt, „Liska — das willst du tun?!"

„So habe ich den Mann doch einmal im Leben aus der Fassung gebracht!" sagte sie mit halb traurigem, halb spöttischem Lächeln. „Doch es ist nicht an mir zu spotten; ich bitte dich um eins: vergib mir und werde glücklich — das ist mein einziger Wunsch noch auf Erden!"

„Liska!" rief er wieder fassungslos, „dich in deiner Krankheit soll ich verlassen!"

„Glaubst du, daß es für meine Krankheit heilsam ist zu sehen, wie du leidest? Und kannst du mir etwa helfen? Hast du nicht dein möglichstes getan? Geh zu deiner Rixa, grüße sie von mir und werdet glücklich!"

Da beugte sich der Mann erschüttert über ihre Hand und küßte sie.

„Ich danke dir, Liska", sprach er mit leuchtenden Blicken. —

Rixa stand auf dem Belvedere des Margaritaparkes und sah staunend in die stürmende Meeresweite hinaus. Ihr weißes Kleid flatterte im Winde. Sie hatte die Hände leicht auf die eiserne Brüstung gestützt und schaute und schaute . . .

Der Wind war zum Sturm geworden, aber es war ein Sturm von festlicher Heiterkeit.

Jauchzend schmetterte der weiße Wogengischt gegen das braunviolette zackige Felsgestein in donnernden Wirbeln, und machtlos zurückgeschleudert sammelte sich das sonnenblaue Meer zu neuem Angriff.

Wie wildes, jubelndes Gelächter schallte es hervor aus dem Toben der Meeresbrandung. Lachend durchleuchtete auch die strahlende Sonne die steil aufstrebenden, klaren Wellenberge und wühlte trunken in den heranflatternden weißen Schaummähnen, die da so rastlos zerstoben.

Von dem zerklüfteten, schwarz violetten Gestein starrten silbrig grüne Agaven wie Schwerter kampfbereit in die sonnig blaue Luft. Sattgrüne Pinien schwenkten rhythmisch ihre schönen Häupter, tropische Palmen neigten ihre üppigen Federkronen in wiegendem Spiel, und selbst die schwermütige Zypresse schien von trunkener Lust ergriffen.

Aus der Villa Margarita tönten die Klänge eines Beethovenschen Allegro vivace in das Brausen des Sturmes hinein. Rixa empfand die Harmonie der Musik zu dem wunderbaren Schauspiel vor ihr. Sie lauschte und schaute hingerissen, war in Lauschen und Schauen versunken.

Mit einem Male brach die Musik jäh ab — eine ahnungs-

volle Stimmung griff Rixa an die Seele: Was war mit Erika geſchehen?

Es trieb ſie in das Haus zurück, und dennoch blieb ſie ſtehen. Da ſtürmte auch ſchon einer goldblonden Mänade gleich Erika an ſie heran. Sie ſchwenkte einen Brief hoch über dem Haupte.

„Mumeli — Mumi — aus Rußland . . . von Onkel Wolf! Er lebt . . . er lebt!“ jauchzte die Kleine in unbändiger Glückſeligkeit.

Sie flog die Stufen zum Belvedere empor wie ein Sturmwind und brach im nächſten Augenblick kraftlos zu Rixas Füßen zuſammen.

„Eri, Liebling — wie kannſt du ſo leidenſchaftlich ſein?“ rief Rixa erſchreckt und beugte ſich zu ihr nieder.

„Lies, Mumeli, lies!“ bettelte die Kleine zwiſchen Lachen und Weinen.

Rixa öffnete den Brief.

„Meine Lieben!“ las ſie laut.

„Soeben von dem grauenvollen Kriegsſchauplatz heimgekehrt. Eine jüngſt wieder aufgebrochene Wunde feſſelt mich ans Bett. Habe mich ſeligen Angedenkens in Rabenhof niedergelaſſen. Hier grüßt mich die Gegenwart der ferne Weilenden, und ich halte ſtumme Zwieſprache mit meinem Schweſterchen. Ach, wärſt du hier! Wie ſehnt ſich der arme Krüppel nach dir!

In unwandelbarer Treue Bruder Wolf.

P. S. Einen ſchönen Gruß an meinen fröhlichen Bergtourkameraden Erika!“

Erika lauſchte den wenigen Worten wie einer Offenbarung.

„Mumi, ſüße Mumi,“ ächzte ſie, „wenn er ſtirbt!“

Erschüttert zog Rixa die zarte, fliegende Gestalt an ihr Herz.

„Sei ruhig, mein Liebling," sprach sie, „still, still — — wir reisen morgen!"

Mit einem Ausdruck seliger Verklärung starrte Erika sie an.

„O meine einzige Mumi!" flüsterte sie. „Ich danke dir!"

Mit gesenktem Haupt wie eine gebeugte Lilie ging sie langsam in das Haus zurück, den offenen Brief fest in der Hand. Rixa blieb in schwere Gedanken versunken stehen.

Es war ein wunderseltsamer Tag der Überraschungen, ein Tag, an den sie in späteren Jahren mit schmerzhaftem Jubel zurückdachte, ein Tag der Wunder und der Fügungen.

Die ernste Gestalt im flatternden Gewande stand hochaufgerichtet, die Augen ruhten auf dem tosenden Meer, die Seele schweifte in fernen, grenzenlosen Weiten, — da tönte eine leise Stimme an ihr Ohr, die geliebte Stimme, die allein die Macht hatte, sie fast aus den dunklen Schatten des Todes in das blühende Leben zurückzurufen.

Und die Stimme sprach in verhaltener Seligkeit bebend: „Rixa, Beatrix, . . . mein Lieb!"

Sie wandte sich um und griff hilflos an ihre Stirn. Da stand eine dunkle hohe Gestalt vor ihr . . .

„Roger . . .?" kam es zitternd, ungläubig von ihren Lippen.

„Ja, Roger — Rixa, mein einziges Lieb — — willst du mein Weib werden? Ich bin frei! Sie, die Kranke, sie hat mir die Freiheit, sie hat mich dem Leben, sie hat mich dir gegeben! Du hast sie heute gesprochen!"

Er hielt sie fest, fest in seinen starken Armen. Willenlos sank ihr Haupt an seine Schultern.

„Ich bin dein", ſprachen die weißen Lippen, dann wurden ſie durch einen langen, heißen Kuß geſchloſſen.

Glutrot und langſam ſank die Sonne in das funkelnde blaue Meer. Wild ſauſend erhob der Wind ſeine jubelnde Sturmesſtimme und ſiehe — die weißen Schaummaſſen erglühten roſig wie blaßrote Feuergarben. In roſigen Schleiern wirbelten ſie auf wie zuckende Flammen. Roſige Flammen huſchten und fegten in betörendem Spiel über das wild-blaue Meer, gegen den zart blauen Himmel, und alles verſchwamm, verzitterte, erloſch in roſigem Dunſt, das Vorgebirge Portofino in ſeiner ſtolz ragenden geſchwungenen Linie und dort gen Weſten die ſchneegekrönten leuchtenden Seealpen.

Feſtlich heiter war dieſer Sturm und von königlicher Pracht und Freude! So führten einſt die römiſchen Cäſaren ihre Legionen mit klingendem Spiel und ſtolzem Gepränge zu Sieg und Tod. Hier aber jauchzte Leben, kraftſtrotzendes, ſiegendes Leben und jauchzendes Lachen tönte aus der toſenden Brandung in die Seelen der beiden Menſchen.

„Nichts kann uns trennen, nichts kann uns ſcheiden! Du biſt mein!"

Sie jubelten dieſelben Worte in den Sturm hinaus — der Mann und das Weib!

Dreizehntes Kapitel

Der sonnige Traum des Südens war ausgeträumt. Eine andere, eine düstere Welt tat sich vor den glücklichen Menschen auf, die die russische Grenze überschritten hatten, eine heimische Welt, die sie kannten, und die dennoch jetzt einen unheimlichen Charakter trug.

Roger Horsten hatte darauf bestanden, Rixa und sein neues Töchterchen Erika in ihre alte Heimat zu begleiten. Die vier Reisenden saßen in einem Sonderabteil beisammen und rollten in dem verlangsamten Zeitmaß russischer Züge in die neblige graue herbstliche Landschaft hinein. Endlose Stoppelfelder, blaue dunstige Waldfernen, Wiesen, über die der vernichtende Frost bereits gestrichen war, rieselnde Wälder voll gelbem fallenden Laub, — und ein trostloses graues Dunkel, schweres zusammengeballtes Gewölk.

Auf den Haltestellen blieb der Zug endlos lange stehen; auf ein dreimaliges, oft viermaliges Klingelzeichen setzte er sich widerwillig und wutschnaubend in Bewegung. Es war, als habe sich der allgemeine Druck, der über dem Land lag, auch auf die leblosen Dinge übertragen.

Ein Haufen zerlumpten Volkes mit hungrigen, düsteren

Mienen umdrängte den Zug, wo er hielt; funkelnde Augen, geballte Fäuste, halblaute Flüche überall. Die Reisenden erster und zweiter Klasse saßen wie scheue Vögel zusammengedrängt oder erzählten einander mit gruselndem Behagen Schauergeschichten, die sie soeben vernommen hatten. Oft auch sah man sie lebhaft gestikulieren und hörte sie in einer für Rußland ungewohnten Art die Maßnahmen der Regierung kritisieren.

Doch was kümmerte das alles die Glücklichen, in deren Herzen die strahlende Sonne einer großen Liebe leuchtete und glühte? Erika sah mit verträumten seligen Augen durch das Fenster ins Weite. Rixa und Roger hatten einander immer wieder etwas zu sagen, und nur Heimchen drückte sich fröstelnd und verschüchtert in eine Ecke und versuchte es vergebens, die düsteren Eindrücke im Schlafe zu vergessen.

„Die armen Menschen!" sagte Rixa mitleidig. „Man sieht, was sie durch den bösen Krieg gelitten haben. In unserem alten, geordneten Kurland wird es gewiß besser sein!"

Roger schwieg. Für ihn war es überall gut, wo Rixa war. Auf der Reise hatten sie Aufenthalt gehabt. Er hatte seine Scheidung beantragt und hoffte mit Rixa in der gemeinsamen Heimat verbunden zu werden. Ob sie dann länger in Kurland bleiben würden, hing von den Umständen, namentlich von Erikas zarter Gesundheit ab. Auf seinem Gute wünschte Roger noch mancherlei zu ordnen, und er freute sich wie ein Kind darauf, Rixa sein väterliches Erbe zu zeigen und mit ihr gemeinsam den Grund zu durchwandern, wo seine harte strebende Jugend gekämpft und gelitten hatte. So fuhren sie der alten Heimat voll froher Hoffnung entgegen, beseligt durch das Zusammensein.

In Moscheiki erlebten sie eine ernste, beunruhigende Über-

raſchung. Der Libauer Zug, hieß es, ſei durch Anarchiſten zum Entgleiſen gebracht worden, die Schienen ſeien aufgeriſſen und ſtatt des zweiſtündigen Aufenthalts in dem häßlichen ſchmutzigen Neſte würden ſie zehn bis zwölf Stunden zu warten haben. Rixa und Erika fügten ſich ſtill in das Unvermeidliche. Heimchen vergoß eine Flut von Tränen, und Rixa bedauerte es lebhaft, die alte Dame nicht in Berlin zurückgelaſſen zu haben. Sie ſchlug Heimchen vor, mit dem nächſten Zuge zurückzufahren und in Wirballen zu bleiben, bis ſich von Libau aus ihre Paßangelegenheit ordnen ließe. Mit wehleidiger Entrüſtung wies Heimchen den Vorſchlag zurück. Sie habe nur ein Leben zu verlieren, ſchluchzte ſie und wolle mit den Menſchen, mit denen ſie durch jahrelanges Zuſammenleben verwachſen ſei, leben und ſterben.

Im ungemütlichen Warteſaal ſaßen die Reiſenden übernächtig und voll geſpannter Sorge zuſammengedrängt. In einem Winkel warf ſich ein junger lettiſcher Sozialdemokrat prahleriſch in die Bruſt und hielt ſeinen Tiſchgenoſſen in mangelhaftem Ruſſiſch eine Rede. Jetzt ſei der Zeitpunkt gekommen, wo alles anders und beſſer werden müſſe. Die hin und wieder wandelnden Gendarmen taten, als ob ſie ihn nicht verſtänden, und ließen den Geſellen ſchwatzen. Die verſchlafenen Kellner ſtanden träge am Büfett, die Serviette überm Arm, die behäbige Büfettiere keifte und zankte einen Jungen aus. Ein paar Offiziere ſchritten ſporenklirrend durch den Saal und verlangten „einen Bittern“. Mitten in ſeinen Auseinanderſetzungen blieb der junge Lette ſtecken. Alle Stühle, Winkel und Sofas waren von Gepäckſtücken und müden Menſchen beſetzt.

Roger und Rixa hatten für Erika mit vieler Mühe für

Geld und gute Ware im Damenzimmer ein Sofa erlangt, auf dem das müde Kind sich gehorsam zum Schlummer anschickte. Heimchen wurde als Wachtposten neben sie gesetzt, und die beiden durchwanderten spähend den Ort in der Hoffnung, irgendwo eine Waffenniederlage zu entdecken, um sich für den schlimmsten Fall mit Revolvern zu versehen. Sie fanden nichts, und Rixa kam auf den sonderbaren Einfall, an der Tür eines Arztes zu klingeln.

„Ein Doktor, der zugleich auch Landpraxis hat, muß in diesen Zeiten Waffen haben", sagte sie. „Nichts natürlicher als das."

Ein Mann von verwildertem Aussehen und dunklem slavischen Typus öffnete und fragte, womit er den Herrschaften dienen könne.

„Ist jemand verwundet oder erschlagen?" fragte er und schielte lauernd unter buschigen Augenbrauen in das schöne ernste Gesicht Rixas.

„Wir reisen nach Libau," erwiderte Roger, „dort soll es drunter und drüber gehen, und um es kurz zu sagen, Herr Doktor, wir bitten Sie um die Gefälligkeit, uns ein paar Brownings abzutreten. Die Sache bleibt natürlich unter uns."

„Hm, hm," murmelte der Mann, „das Waffentragen ist Privatpersonen verboten."

„Das stimmt," entgegnete Roger kaltblütig, „und doch trägt sie ein jeder. Das wissen Sie ebenso gut wie ich. Es soll mir auf den Preis nicht ankommen."

„Mit wem habe ich die Ehre zu verhandeln?" fragte der Doktor.

„Wir sind weder Sozialdemokraten, noch Anarchisten, sondern Privatpersonen, die aus dem Auslande kommen."

Der Arzt murmelte etwas Unverständliches und schloß umständlich einen Schrank auf. Er nahm zwei blanke Revolver heraus und legte sie auf den Tisch. Mißtrauisch beobachtete er, wie Roger die Waffen auf ihre Gebrauchstüchtigkeit untersuchte, und schob eine Büchse mit Kugeln heran.

„Es ist gut," sprach Roger, „was sollen die Revolver kosten?"

„Vierzig Rubel das Stück," antwortete der Mann, „Sie wissen, ich lasse mir damit eine Gesetzesübertretung, nicht nur die Revolver bezahlen."

„Hier!" sprach Roger kurz und händigte ihm das Geld ein. Er lud die Revolver und steckte sie zu sich.

Die Miene des Mannes wurde kriechend und unterwürfig. Er öffnete die Tür weit und ließ die Herrschaften durchschreiten.

„Ich brauche wohl nicht besonders zu bitten, daß Sie mich nicht angeben", sagte er grinsend.

„Um Selbstverständlichkeiten bittet man nicht", versetzte Roger trocken. „Es liegt uns durchaus nichts dran, Sie in Ungelegenheiten zu bringen."

Im dunklen Flur reichte er Rixa einen der Revolver.

„Da, mein Lieb," sprach er mit strahlendem Lächeln, „nun fürchten wir weder Tod noch Teufel!"

Rixa drückte seinen Arm. „Die fürchte ich auch so nicht."

Sie versenkte den Revolver in ihre Kleidertasche, und wohlgemut schritten sie vorwärts. Das Fenster über ihnen hatte sich leise geöffnet, und lauernd blickte der Arzt den vornehmen Gestalten nach.

Auf dem Bahnhof fanden sie ein wirres Durcheinander. Widersprechende Gerüchte durchschwirrten den Wartesaal: Man werde weiter fahren, man werde nicht fahren. Ein Zug

unter militärischer Bedeckung sei unterwegs. Bewaffnete Arbeiter hätten den letzten Libauer Zug zum Stehen gebracht. Es sei Blut geflossen. Es werde noch mehr Blut fließen. Die aufgerissenen Schienen seien noch nicht wieder hergestellt. Man solle sich darauf gefaßt machen, eine Haltestelle vor Libau auszusteigen und die letzte Strecke zu Wagen oder zu Fuß zu machen.

Frauen waren in höchster Aufregung, schluchzten und weinten. Kinder jammerten, Männer starrten mit düsteren Mienen vor sich nieder oder überschrien einander. Zusammengedrückt wie eine Herde standen langbärtige polnische und litauische Juden in einer Ecke, fochten wild mit den Händen in der Luft und sprachen heftig aufeinander ein. Mehrere junge Leute taten gleichmütig und überlegen, saßen mit langausgestreckten Beinen, die Hände in den Hosentaschen, und brüllten von Zeit zu Zeit: „Kellner, noch einen Schnaps!"

Rixa schüttelte sich vor Ekel und Widerwillen.

„So was nennt sich nun Menschheit!" sagte sie. „Und diese Luft! Pah! Wollen wir nach unserm Kinde sehen, Roger?"

Das „Kind" schlief auf dem harten Sofa, so sanft wie man es auf dem besten Ruhekissen eines guten Gewissens vermag. Gerührt blieben Rixa und Roger vor dem lieblichen Bilde stehen. Auch Heimchen war auf ihrem Stuhle eingenickt, und eine einsame Träne hing ihr am Kinn. Leise schritten die beiden wieder ins Freie.

Es dunkelte bereits, als ein vollgepfropfter Zug mit mangelhafter Beleuchtung anfuhr.

„Zug nach Libau!" schrie jemand, und ein wüstes Gedränge begann. Über Gepäckstücke und Kinder hinweg schoben

sich und stürzten die Menschen. Ein regelrechter Kampf um die Plätze begann. Mit endloser Mühe gelang es Roger, die Seinigen in den überfüllten Zug zu bringen.

Schweigend saßen sie nebeneinandergepreßt. Roger hatte Rixa und Heimchen Erika auf den Schoß genommen. Hitze und Staub übertrafen an Grausamkeit die fürchterlichsten Höllenbegriffe, wie Rixa sagte. Die Schiebefenster waren der vorgerückten Jahreszeit wegen nicht zu öffnen. Die Heizung verbreitete eine unerträgliche Glut. Es wurde eine furchtbare Fahrt. Alle paar Kilometer blitzten die blanken Bajonette der als Wachtposten dienenden Soldaten durch das Dunkel. Ganze Soldatentrupps wanderten längs den Schienen auf und nieder. Mit gefälltem Bajonett standen acht Mann auf der Lokomotive, und im langsamsten Tempo, fauchend und schnaubend fuhr der schwerfällige Zug endlich vor den Libauer Bahnhof.

Die Stadt war wie ausgestorben. Es war drei Uhr nachts. Nur hin und her wandernde Streifwachen durchzogen die stillen mangelhaft erleuchteten Straßen. Hier und da ertönte ein Schuß. Im Hotel de Rome fand die kleine müde Gesellschaft die längst entbehrte Nachtruhe.

Mit der kleinen Hafenpother Schmalspurbahn fuhr man am nächsten Morgen weiter. Pferde und Wagen waren telephonisch bestellt worden. Auf einer der Haltestellen hatte Rixa die Freude, ihre alten Bekannten, die Barone Fink und Seebach zu treffen. Sie stellte den Herren Roger Horsten vor. Die sorgenvollen Mienen der Herren hellten sich auf.

„Alle Wetter, gnädigste Frau, ist das eine unerwartete Freude, Sie wiederzusehen!" sagte Baron Fink, und sein langes, dünnes, spöttisches Gesicht wurde warm.

„Und daß Sie jetzt in dieser bösen Zeit in unser Land zurückkehren, wo die meisten sich ihrer Pflicht durch Flucht entziehen, ist besonders erfreulich!" sprach der unerschütterliche Optimist, Baron Seebach.

„Loben Sie mich nicht zu früh, Baron, ich bin nur gekommen, um nach meinem Vetter zu sehen. Die zarte Gesundheit meines Kindes macht mir wahrscheinlich einen neuen Aufenthalt im Süden zur Pflicht!"

„Ah, Fräulein Erika — schon so erwachsen!" Mit unverkennbarem Wohlgefallen ruhten die Augen der beiden Junggesellen auf dem errötenden Elfchen.

Rixa ließ ihnen keine Zeit. „Ich bitte Sie, sagen Sie mir ehrlich — wie steht es um meinen Vetter? Haben Sie ihn gesehen? Und ist der Zustand hier auf dem Lande ebenso bedenklich wie in der Stadt?"

Die Herren zuckten die Achseln.

„Graf Senden ist von einem Schuß zwischen Schulter und Brust getroffen worden, — der Schuß hat die Lunge gestreift. Die Wunde war verheilt, die Kugel ist erfreulicherweise entfernt, aber der eilige Transport, die schlechten sanitären Maßregeln unterwegs haben eine Öffnung der Wunde veranlaßt. Der Zustand war allerdings bedenklich; jetzt aber, versicherte mir gestern noch Doktor Schneider, ist die Gefahr vorüber."

Erika war schneeweiß geworden. Über Rixas Antlitz flog ein strahlendes Leuchten.

„Gott sei Dank," sagte sie, „wir wollen ihn schon zurecht pflegen."

„Und die Zustände auf dem Lande?" fragte Roger.

Baron Fink zuckte bedenklich die Achseln.

„Wird ja alles maßlos übertrieben", sagte Baron Seebach. „Die niederträchtige Bande tut ja ihr möglichstes. Das ist wahr. Aber ich kenne doch noch so und so viele unter den Letten, die treu zu uns halten und wirklich anhänglich sind. Gegen das ganze Unglück gibt's nur ein Mittel, daß die Deutschen zusammenhalten und einen Selbstschutz bilden. Auch die reichen Bauernwirte stehen auf unserer Seite, denn jeder Besitzende hat etwas zu verlieren. Das Raubgesindel muß durch Gewalt im Zaume gehalten werden. Gewalt wider Gewalt ist die Losung. Mir persönlich ist noch nichts geschehen."

„Ich hab' meinen ganzen Viehbestand eingebüßt", sagte Baron Fink mit langem Gesicht. „Und nächstens kommen unsere Schlösser und Wohnhäuser an die Reihe. Ich selbst bin neulich auf einer Fahrt ins Land mit genauer Not einer Kugel entgangen."

„Ach wo!" sagte Baron Seebach mit behaglichem Lächeln. „Gewildert haben die Kerls und einen Hasen gemeint."

„Ein schöner Hase! Nein, mein liebster Seebach — deine Menschenliebe und Leichtgläubigkeit artet nun schon zum Laster aus."

„Ich kenne doch meine Letten", eiferte Baron Seebach.

„Du kennst sie in deiner blinden Vertrauensseligkeit eben nicht. Sie haben den Ausrottungskrieg gegen uns Deutsche aufgenommen, — so viel ist klar, und bei ihrer Zähigkeit . . ."

„Aber, lieber Fink, das ist ja Unsinn. Habe ich's nicht hundert und aberhundertmal aus ihrem eigenen Munde gehört, daß sie sich unter uns Deutschen besser stehen, als unter einem ihrer reich gewordenen Volksgenossen? Weshalb kommen denn die Knechte zu uns? Wir zahlen ihnen bessere Löhne, wir interessieren uns für das Gemeinwohl in ganz anderem

Maße als so ein protziger Bauernwirt. Dem ist sein Knecht, sein eigener Volksgenosse, nur eine arbeitende Maschine, — uns ist er ein Mensch!"

„Was macht man mit einem unverbesserlichen Philanthropen?" sagte Baron Sink mit süßsaurem Lächeln. „Wenn ihm das Haus überm Kopfe brennt, wird er noch schwören, das Unglück sei durch ein Versehen geschehen!"

Baron Seebachs rotes Gesicht wurde blaurot.

„Ich kann es, ich darf es nicht glauben!" sagte er gepreßt. „Es ist mir selbst ein Rettungsanker. Wenn ich an der Menschheit verzweifelte, für die ich mein ganzes Leben gearbeitet und gestrebt habe, — kann ich mich begraben lassen. Übrigens, gnädigste Frau, wir stehen unbedingt zu Ihrer Verfügung. Sollte Ihnen irgendwie nur der Schatten einer Gefahr drohen, so sind wir zur Stelle."

„Aber selbstverständlich!" sagte Baron Sink.

Rixa war bewegt. Sie reichte Baron Seebach die Hand. „Ich bewundere, ja, ich beneide Sie fast um Ihr schönes Vertrauen in die Menschheit. Es ehrt Sie. Aber in Zeiten allgemeinen Aufstandes dürfte es doch nicht ganz am Platze sein. In den ausländischen Zeitungen las ich neulich einen Artikel über die lettische Psychose."

„Gewiß," sprach Roger, „das ganze Volk steht unter einer Suggestion. Es ist nicht mehr normal. Die Gemüter sind in einem Spannungszustande, in dem sie durch den Druck von außen alles Maß verloren haben. Die Hetzblätter tun das ihrige. Mehr Schuld als die blinden Werkzeuge haben die Wühler und Hetzer, die sich wohlgeborgen gütlich tun. Aber so ist es immer gewesen. Die Geschichte der Revolutionen bleibt sich gleich. Wenn die Menschen doch nur einsehen wollten,

daß sie durch gemeinsames überlegtes Vorgehen vielleicht etwas erreichen können, nie aber durch feigen Mord und hinterhältige Schandtaten."

„Ach, um die Jugend ist es bitter schade!" murmelte Baron Seebach. „Was wird aus einer Jugend, die nichts als Wühl- und Hetzreden vernimmt?"

Die Tränen standen ihm in den Augen.

„Mit der deutschen Jugend ist es auch nicht zum besten bestellt," entgegnete Baron Fink, „und erst die russische! Daß sich Gott erbarm'! Die Schulen und Gymnasien sind zu Brutstätten anarchistischer Umtriebe geworden. ‚Freie Liebe!' brüllen fünfzehnjährige Buben in die Welt hinaus. Es wäre wahrlich an der Zeit, daß die alte Zucht und Sitte deutsche Schulen aufräumte!"

Sie schwiegen, in trübe Gedanken versunken.

„Erzählen Sie uns vom sonnigen Süden, gnädigste Frau!" begann Baron Seebach wieder. „Man möchte eine Weile vergessen können."

Und Rixa erzählte. Die Zeit flog nur so dahin. Allmählich kam man wieder auf die alten Nachbarn zu sprechen.

„Frau von Henning ist mit ihrem Gatten in Paris", bemerkte Baron Fink und kniff spöttisch ein Auge zu. „Man amüsiert sich. Was kümmert die die alte Heimat?"

„Und Osterlohs?"

„Die beiden Schwestern haben nach Livland hin geheiratet; zwei Brüder Wolfshausen."

„Die Baron Meyenbach hat ihr sämtliches Mobiliar an einen Juden verhandelt und ist eiligst über die Grenze ausgerückt. Wredes sitzen noch immer auf dem alten Fleck. Die Baronin Osterloh ist recht grau geworden."

„Und meine Kusine Herta Trittwitz?" fragte Roger.

„Die Dame ist zurzeit auf Ihrem Gute, Baron Horsten. Wußten Sie das nicht?"

„Keine Idee!" sagte Roger, unangenehm überrascht.

„Es heißt, sie habe einen Verteidigungszustand organisiert, — aber auf das on dit kann man sich heutzutage nicht allzusehr verlassen. Es ist recht still geworden bei uns, seit Sie fort sind, gnädigste Frau!"

„Wie geht's Pastor Kröner gesundheitlich?" fragte Rixa.

„Recht leidlich. Der Mann ist an seinem Platz. Ungemein viel Unheil hat der durch seine unerschrockene Pflichttreue verhütet. Anfang September hatten die Bösewichter einen Überfall in der Kirche vorbereitet. Er wurde zum Glück vereitelt."

„Nicht möglich!" rief Rixa tief erschreckt. „Also so schlimm steht's?"

„Und wie! Den alten Pastor Friedrichsen haben die tollgewordenen Letten in einen Sack gesteckt und über die Landstraße geschleift", fuhr Baron Sink fort. „Kirchenschändungen sind an der Tagesordnung und sozusagen ein kleines Privatvergnügen unseres vertrauenswürdigen Lettenvolkes geworden", sagte er mit einem spöttischen Seitenblick auf Baron Seebach.

„Wie geht's denn meinem Liebling, Willy Kröner?" fragte Rixa hastig. „Ich habe lange nichts von ihm gehört."

„Na der! Eine Blüte und Zierde des Goldingenschen Gymnasiums. Hat in unbewußter Nachahmung Schillers ein Drama verbrochen. Wie hieß es doch gleich, Seebach?"

„Die Anarchisten."

„Richtig. Ist dem Jungen aber schlecht bekommen. Bei uns zulande hat man keine Sympathien für frühreife Geister.

Gleich wittert man Auflehnung gegen das Beſtehende. Der Junge iſt übrigens hübſch und harmlos wie ein junges Lamm."

„Der Paſtor träumt davon, ihn in Königsberg in die Schule zu ſtecken," fiel Baron Seebach ein, „damit das jugendliche Gemüt von den Wirren der Zeit verſchont bleibe. Der Mann hat auch recht. Das iſt nichts für zartbeſaitete Naturen."

„Ganz gewiß!" ſagte Roger.

Rixa ſah ſinnend vor ſich nieder. Alſo ſo ſah es in der alten trauten Heimat aus! Ihre Augen füllten ſich mit Tränen.

Der Zug hielt. Die Herren ſtiegen aus und waren den Damen behülflich.

„Willkommen auf dem alten, teuren Heimatsboden!" ſprach Baron Seebach ernſt.

Vor der Halteſtelle ſtanden die Wagen.

„Kriſch, ich freue mich, Sie wiederzuſehen!" ſagte Rixa. „Was machen der alte und der junge Graf?"

Der Kutſcher küßte ihr demütig die Hand.

„Der alte Herr Graf ſind nach Mitau gefahren. Der junge Herr Graf iſt ſchon beſſer", murmelte er und ſtreifte erſtaunt die hochaufgeſchoſſene Geſtalt Erikas. „Fräuleinchen ſind aber groß geworden!" ſagte er mit halbem Lächeln.

Erika und Heimchen begrüßten den Kutſcher mit gemiſchten Gefühlen.

„Kriſch, Sie lachen ja gar nicht mehr ſo wie früher", ſagte Erika.

Er grinſte verlegen.

In ſchnellem Trabe fuhren ſie in die alte Heimat hinein. Niemand ſprach ein Wort. Aber Roger, der mit Erika auf dem Rückſitz ſaß, und Rixa ließen ihre Augen nicht ruhen und blickten immerzu die Landſtraße entlang, hinüber und

herüber auf beide Seiten des Weges. Ihre Hände hielten die Revolvergriffe fest umschlossen, und ihre Gedanken wanderten gemeinsame, sorgenvolle Wege. Wie verraten und verkauft zogen sie in ihre fremdgewordene Heimat, in eine Welt von Leuten, die plötzlich ihre Feinde geworden waren, und die sie als Feinde nicht einmal kannten.

Endlich hielten sie vor dem Schloß. Rixas Herz schlug höher, als sie von weitem sah, daß ein grüner Willkommenskranz die hohe Eingangstür schmückte.

Der Verwalter Grundmann trat ihr zuerst entgegen. Hinter ihm drängte sich das übrige Dienstpersonal scheu zusammen.

Der Mann war gealtert. Er sah gebückt und kummervoll aus. Sein hellblondes Haar hatte sich gelichtet und war von dichten grauen Streifen durchzogen. Über die braunen Wangen rollten die Tränen in solcher Hast, als wollten sie einander einfangen. Er konnte vor Bewegung kaum sprechen.

„Willkommen, willkommen, gnädigste Komteß, gnädigste Frau, wollte ich sagen", murmelte er. „Zu lange sind Sie fortgewesen, viel zu lange . . ."

Rixa zog den treuen Mann ins Haus und in ein Seitenzimmer. Sie reichte ihm beide Hände und sah ihm lange forschend in die Augen.

„Steht es so schlimm für uns Deutsche?" fragte sie.

Er bückte sich über ihre Hände, und küßte sie wieder und wieder.

„Ach, gnädigste Komteß, es ist ein Elend! Keine Treue, kein Glaube, kein Verlaß mehr! Ein böser Geist ist unter unser Volk gefahren, und ich habe nur noch einen Wunsch: Sterben, bald sterben. Das Leben ist zu schwer!"

Erschüttert drückte sie ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen für Ihre Treue, Grundmann. Um so höher weiß man die einzelnen, die uns bleiben, einzuschätzen. Weiß der junge Graf von unserem Kommen?"

„Kein Wort. Ich meinte, es sollte vielleicht eine Überraschung sein."

„Es ist gut, lieber Grundmann."

Sie wandte sich ab. Da trat der Mann noch einmal auf sie zu . . . seine Lippen zitterten, sein ganzes Gesicht zuckte in verhaltener Erregung.

„Eine Bitte, gnädigste Frau . . . gehen Sie in diesen Tagen nicht auf den Friedhof . . . ich bitte Sie dringend!"

Er faltete die Hände und sah sie mit flehenden Augen an. Rixa wurde bleich.

„Was ist geschehen?" fragte sie. Ihr Atem stockte.

Er brach in ein unaufhaltsames Schluchzen aus.

„Die Schufte haben . . . das Gewölbe . . . erbrochen," stammelte er, „die Särge auch . . . und alles geschändet . . . die gnädige Frau Gräfin, den Herrn Grafen . . . herausgerissen . . ." Er ließ den Kopf sinken. „Ich habe . . . alles gesammelt . . . und die Särge versenken lassen."

Rixa stand wie betäubt. Ein maßloser, verzweifelter Schmerz, ein furchtbarer Zorn ergriff sie und würgte ihr die Kehle zusammen. Sie war schneeweiß und taumelte.

„Wann ist das geschehen?" stieß sie rauh hervor.

„Vorgestern Nacht."

„Haben Sie irgendwelchen Verdacht?"

Er schüttelte hilflos den Kopf.

Sie preßte beide Hände an die Schläfen und stöhnte in rasender Qual.

„Mein Gott, mein Gott, verlaß mich nicht! Wir fahren heute in der Nacht hin", murmelte sie. „Vielleicht überraschen wir die Schandbuben . . . oder finden eine Spur. Halten Sie sich bereit und schicken Sie mir Baron Horsten herein!"

Gebückt verließ der Verwalter das Zimmer.

Jetzt. . . jetzt sollte sie die anderen — sollte sie Wolf wiedersehen? Das ging über ihre Kraft.

Roger trat ein und zog die Tür hinter sich fest zu. Entsetzt eilte er auf Rixa zu.

„Mein Liebling", stammelte er, — wie ein Häufchen zerbrochener Glieder glitt sie hilflos an ihm nieder zu Boden. Ihr Gesicht hatte den Ausdruck einer Irrsinnigen.

„Sie haben . . . Mutters Grab . . . geschändet!" wimmerte sie zwischen den Zähnen. „Roger — hilf! Wir müssen sie fassen — totschießen müssen wir die Hunde!"

Er hob sie auf und hielt sie fest an sein Herz gedrückt. Auch er war bleich. Der Jammer Rixas zerriß ihm die Seele.

„Mein armes, armes Kind!" rief er erschüttert. „Kraft . . . Kraft!" Und einer plötzlichen Eingebung folgend, sprach er laut: „Herr Gott, himmlischer Vater, verlaß uns nicht in der Not! Stärke uns. Gib Kraft und Zuversicht. Hilf uns zur Gerechtigkeit! Dein Wille geschehe!" — — —

Seine Worte wirkten ein Wunder. Es war nicht seine Art, so weit aus sich selbst herauszutreten und seine Seele zu entblößen. Erschüttert richtete sich Rixa auf. Nach und nach fand sie ihre Kraft und ihr Gleichgewicht wieder.

„Heute Nacht," murmelte sie, „und wer von uns übrigbleibt, geht mit Erika wieder hinaus." —

Erika zitterte vor Erwartung. Weshalb blieben nur ihr neuer Vater und Mumi so lange im Zimmer allein?

Endlich trat Rixa heraus, und als Erika ihr düster bleiches Gesicht sah, schmiegte sie sich zitternd an sie und wagte nicht zu fragen.

„Gleich, gleich, mein Liebling", sprach Rixa mit herzzerreißendem Lächeln. „Ich meine, du gehst fürs erste allein zu Onkel Wolf hinein. Warte nur noch einen Augenblick!"

Sie warf ein paar Zeilen aufs Papier, steckte es in ein Kuvert und adressierte es an Heimchen.

„Diesen Brief gibst du morgen früh Heimchen ab," sprach sie, „falls ich ihn nicht wieder zurückfordere. Frage nicht und verwahre den Brief wohl."

Es war ein Befehl, unverzüglich mit Erika wieder ins Ausland zurückzureisen, falls ihr, Rixa, etwas geschah. Dabei war eine Anweisung auf Erikas Vermögen.

Leise waren sie die Treppe hinaufgegangen. Rixa rief den Diener.

„Karl," sagte sie, „gehen Sie zum Herrn Grafen hinein, und sehen Sie nach, ob er schläft."

Gehorsam ging der Diener und kehrte gleich wieder zurück.

„Der gnädige Herr Graf fragen immerzu nach der Post", meldete er. „Er hat den Wagen vorfahren gehört!"

Rixa öffnete den Türspalt leise und schob die zitternde Erika hinein. „Gott segne dich, mein Liebling!" flüsterte sie.

Die lichte Erscheinung Erikas stand wie ein Wunder plötzlich im Zimmer — vor dem Bette des Kranken.

„Onkel Wolf..." hörte Rixa die bebende zärtliche Stimme.

Ein erstickter Jubelton. „Mein Gott . . . Erika!"

Dann ein schluchzendes, leises Weinen. Erika lag auf den Knieen — an seiner Brust.

Jetzt öffnete Rixa die Tür und trat ein.

„Bruder Wolf," ſprach ſie feierlich, und die Tränen ſtürzten ihr aus den Augen, „Gott ſegne dich . . . ich und mein Verlobter ſind hier!"

War dieſe abgezehrte Geſtalt dort in den ſchneeweißen Kiſſen wirklich Wolf?

Der Kranke ſtreckte ihr verklärt beide Arme entgegen.

Vierzehntes Kapitel

Schwer und düster kauerte die Nacht über dem einsamen Friedhof.

Zu Fuß waren drei dunkle Gestalten, bis an die Zähne bewaffnet, durch den Wald geschritten. Rixa hatte Männerkleidung an.

Ein bleierner Gram, eine verzweifelte Entschlossenheit krampfte ihr die Seele zusammen. Nur die Unholde finden — finden — sie stellen und Gericht halten — das war der Schrei ihrer Seele. Es war ihr zumute, als wartete sie auf etwas Großes, das aus weiter, weiter Ferne kommen sollte, — als habe sie immer darauf gewartet — Gerechtigkeit — Strafe! Ein unabläßig saugendes Begehren, ein wahnsinniger Durst nach Gerechtigkeit drückte ihr die Brust zusammen. Ihr Leben dafür einzusetzen erschien ihr wie ein Nichts. Sie warf es hin — gleichmütig, schmerzlos. Wie bettelarme, hoffnungslose Träume schienen ihr jetzt die Menschenliebe und das Vertrauen des Barons Seebach — sie hatte keinen Glauben mehr an das Volk der Letten, das ihre Seele so grenzenlos, so maßlos verwundet und erbittert hatte! Hätten sie ihr alles geplündert, geraubt, verbrannt, — das hätte sie ihnen vergeben können, aber dies — die Schändung der Gräber ihrer geliebten Mutter,

ihres Vaters — das ging über ihre Kraft. Das hatte die dunkle, elementare Wurzel alles Guten in ihr roh gepackt und erschüttert.

Rixas Seele glühte und schrie nach Rache!

Roger war tief ergriffen. Eine solche unbändige Kraft des Empfindens, eine solche Leidenschaft hatte er nicht erwartet.

Von drei verschiedenen Seiten stiegen sie, ohne die Friedhofstür zu öffnen, über die Mauer und schritten auf das Gewölbe zu. Die Tür war angelehnt und zeigte Spuren einer gewaltsamen Verwüstung. Der Kirchhof war leer. Rixa öffnete die Tür. Das Gewölbe starrte ihr wie ein gähnender Schlund entgegen. Sie strich ein Zündholz an und schaute mit brennenden Augen hinein. Nichts. Nichts.

„Wo sind die Gräber, Grundmann?" flüsterte sie heiser.

Im spärlichen Mondlicht, das immer wieder durch ziehende, schwere Wolken verdunkelt wurde, sah sie, daß alle Steinkreuze zerbrochen, verstümmelt waren. Teils lagen sie vornüber am Boden, teils fehlte ihnen ein Seitenarm.

„Wo sind die Gräber?" herrschte sie den Verwalter an. Es waren keine neuen Gräber da.

Der Mann zitterte und bebte.

„Ich habe es nicht gewagt, einen Hügel aufwerfen zu lassen, gnädigste Komteß, damit man den Platz nicht erkennt. Sie stehen gerade daneben."

So weit also war es in diesem Lande gekommen! Man mußte seine Toten feige verleugnen, um sie vor Verstümmelung zu bewahren.

„Wehe über das elende Volk!" murmelte Rixa. Dann kauerte sie auf dem heiligen geschändeten Boden nieder. Sie

preßte die Hände vor die Stirn, und heiße, bittere Tränen quollen ihr in glühenden Tropfen zwischen den Fingern hervor.

Sie hatte Roger und alles übrige vergessen.

Ein warnender leiser Zuruf schreckte sie auf. Dort über die Mauer kroch langsam eine vermummte Gestalt. Sie schien niemanden zu sehen und kam geradeswegs näher.

Erschrocken blieb sie stehen, als sie die Fremden, die wie aus der Erde hervorgewachsen schienen, gewahrte, und stieß einen leisen Schrei aus.

Es war die Stimme eines Weibes.

„Die dumme Jule ist's — vom Hofe!" murmelte Grundmann.

„Lassen Sie mich, Grundmann!" rief Rixa, stürzte vorwärts und hielt das flüchtende Mädchen am Arm.

„Was suchst du hier, Jule?" fragte sie in beherrschtem Ton.

„Hu—hu—hu!" wimmerte die Jule — „laß los!"

Sie hatte die Herrin vom Schloß nicht erkannt.

„Jule," sprach Rixa, „du hast es gesehen, nicht wahr, wie man die Gräber öffnete?"

Das schwachsinnige Mädchen riß die Augen weit auf.

„Ja . . . ja . . .", sagte sie atemlos und nickte heftig mit dem Kopf.

„Juling," fuhr Rixa in einem Tone fort, als spräche sie zu einem kleinen Kinde, „ich schenk' dir ein neues Kleid und Süßigkeiten, soviel du willst — sag' mir, wer hat es getan?"

„Der Jehkab Budsche und Wille Uore", murmelte Jule, und ihre Augen funkelten. „Und sie haben mich auch verhauen."

„Warum haben sie dich verhauen, Jule?"

„Weil ich mich fürchtete — und weinte."

„Ist das auch wahr, Jule?"

„Ja ... ja", murmelte sie in einer seltsamen, abgebrochenen, ruckhaften Art.

„Waren auch andere dabei, Jule? Sprich die Wahrheit!"

„Ja!" sagte sie kurz.

„Was taten denn die?"

„Die halfen nur und schlugen die Kreuze entzwei."

Rixa besann sich einen Augenblick. „Sag', Mädchen, warum bist du denn heute Nacht hergekommen?" forschte sie weiter.

„Ich wollte ... die weiße Frau sehen und sie zurücklegen — dahin!" Sie deutete auf das Gewölbe. „Es ist doch kalt in der Nacht."

Rixa schauderte zusammen. „Weißt du, wer ich bin?" fragte sie.

Jule sah sie lange prüfend an. Unter dem dunklen Schlapphut in der Männerkleidung sah Rixa seltsam aus. Das durchgeistigte, entschlossene Gesicht mit den rätselhaften Augen, der kühnen Nase und dem stolzgeschwungenen Munde von schmerzlicher Lieblichkeit, das wirre Gekräusel des dunklen Haares, das ihr die eine Stirnseite freiließ, erweckte in dem Mädchen unklare Erinnerungen.

Verschämt legte Jule einen Arm um Rixas Nacken, schlug die Augen nieder und flüsterte:

„Ein schöner Bursch bist du! Ich hab' dich lieb!"

In grausamer Selbstironie streichelte Rixa die Wange des schwachsinnigen Mädchens.

„Du hast mir einen großen Gefallen getan, Jule, und nun noch eins: Schweige! Sag' niemandem, daß du uns hier getroffen hast, hörst du!"

Sie hielt sie im Banne ihrer zwingenden Augen fest.

Jule nickte energisch. „Ich sag's niemandem. Du bist gut . . . du haust mich nicht und schreist auch nicht immerzu: du dumme Jule, — aber", sie riß die hellen leeren Augen ängstlich auf: „Du wirst der weißen Frau doch nichts tun?"

„Nein!" sprach Rixa erschüttert, „ich tu' ihr nichts."

Jule schmiegte sich zutraulich an sie: „Wie heißt du?" fragte sie zärtlich. „Besuch' mich doch! Auf dem Hofe wohn' ich . . . durchs Fenster — von der Rückseite kannst du herein. Gib mir die Hand darauf!"

„Du wirst noch von mir hören!" sagte Rixa ausweichend. „Und ich heiß'," — sie suchte einen Augenblick — „Mikkel Sarring. Und nun geh — und sag niemandem ein Wort, hörst du, niemandem!"

„Mikkel Sarring . . . .," wiederholte das schwachsinnige Mädchen verklärt, „Mikkel Sarring!"

Sie stieg über die niedrige Friedhofsmauer und schlich sich eilig davon.

Mit funkelnden Augen und fiebernden Pulsen trat Rixa zu den Männern zurück.

„Jehkab Budsche und Wille Uore sind die Namen, Grundmann. Was wissen Sie von den beiden Leuten?"

„Jehkab Budsche ist Knecht im Spahringgesinde — ein schlechtes Subjekt, war einmal schon wegen Diebstahl vorbestraft, aber Wille Uore — das kann ich nicht glauben, gnädigste Frau . . . ein ordentlicher Arbeiter, niemals betrunken, läuft immer nur den Mädchen nach, — wohnt beim Wirte Ohsoling und hat bei unserer Roggenernte mitgeholfen."

„Gleichviel!" sprach Rixa düster, „die beiden Leute müssen verhaftet werden. Ist einer von ihnen unschuldig, so kann

sich das noch immer ausweisen. Sie, Grundmann, Sie stehen mir für ihre Verhaftung ein."

„Ach, gnädigste Komteß, gewiß, gewiß. Es ist mir nur so furchtbar leid, daß wir Sie mit so schrecklichen Nachrichten empfangen mußten."

Dem Manne liefen die Tränen über das wetterharte Gesicht. „Nach sechs Jahren," fuhr er fort, „wer hätte das gedacht? Wer hätte das gedacht? Von Jahr zu Jahr habe ich auf Sie gewartet, und von Jahr zu Jahr ist's schlechter geworden mit den Leuten."

„Lieber Grundmann — da hätt' ich ja doch nicht helfen können!"

„Nu, das ist ja wahr, gnädigste Komteß, aber — da hätt' man sich doch aussprechen können! So aber hab' ich all den Kummer in mich hineingeschluckt. Meine Frau, die ist ja so ein Angsthase — der darf ich schon nie was sagen. Und der alte gnädige Herr Graf, der ist so streng und vornehm. So ist man all' die Jahre einsam gewesen, wie ein Kirchturm."

Rixa drückte ihm stumm die Hand. Über ihrem furchtbaren Schmerz hatte sie das Leiden der anderen vergessen.

Sie schritten durch den Wald langsam zurück. Roger hatte versunken vor sich hingestarrt.

„Ich meine, wir zwei reiten sofort in den Flecken, Herr Grundmann," sagte er, „und schaffen die Polizei herbei. Die Verhaftung muß schon vor Tagesanbruch vor sich gehen. Auch will ich sehen, ob man nicht für Geld ein paar Soldaten auftreiben kann, die hier auf dem Hofe Wache halten. Die gnädige Frau muß ungestörte Nachtruhe haben."

„Ich schließe kein Auge, ehe die Bösewichter verhaftet sind", sprach Rixa entschlossen.

Stillschweigend gingen sie weiter. Leise öffnete der Verwalter den Stall und sattelte eigenhändig die besten Reitpferde.

„Ich führe sie erst hinter die Hofgebäude ins Feld, da sitzen wir auf, Herr Baron", sagte er. „Die Hufe klappern hier zu laut auf der Landstraße."

Roger nickte. Mit festem Druck hielt er Rixas Hand umfaßt. „Sei ruhig, mein Lieb!" flüsterte er. „Gott schütze dich!"

Rixa stand auf der Schloßtreppe. Sie sah der hohen Gestalt Rogers und der stämmigen Figur des Verwalters mit den beiden Pferden nach, bis sie um die Ecke bogen. Dann preßte sie die Hände auf das wild klopfende Herz und trat unhörbar in das Schloß zurück.

Rasch wechselte sie die Kleider, blieb horchend einige Minuten vor dem Zimmer Wolfs stehen, machte ruhelos die Runde durch alle Gemächer und trat an Erikas Bett.

In lieblichem Schlummer lag Erika da und bewegte im Schlafe die Lippen. Aber das blasse Mignongesichtchen sah schmal und leidend aus. Nun lächelte sie im Traum, ein glückliches Leuchten huschte über die feinen Züge. „Ich will dir vorspielen . . . dann wirst du bald gesund!" murmelte der weiche Kindermund.

Wehmütig ergriffen wandte sich Rixa ab. Welch ein Schatz von reiner, heiliger Liebe lag hier für den Kranken bereit. Er brauchte ja nur die Hand danach auszustrecken. Würde er es tun?

In dem Zimmer ihrer Mutter setzte sich Rixa zurecht und starrte mit brennenden Augen vor sich hin. Hier hatte sie schon einmal eine entsetzliche Nacht durchwacht. Vor der geliebten Toten hier hatte sie das ängstlich klagende Kinderweinen verfolgt, bis sie aufgestanden war und sich ihr Kind heimgeholt hatte . . .

Jetzt waltete wieder eine geheimnisvolle, seltsame Macht über ihr und hatte sie getrieben — halb unbewußt — die Spuren jener menschlichen Teufel zu finden — und sie hatte sie gefunden. Eine geheime, unbeschreibliche Kraft, Umsicht und Bereitschaft, ein inbrünstiger Wille beherrschte sie und spannte ihre Nerven. Ihr war, als sei ihr Körper aus hartem, elastischem Stahl. Die schmerzvolle Bitterkeit dieser Stunden schrie nach einer furchtbaren Genugtuung, und dahinter erhob sich wie hinter dunstigen Schleiern das märchenhafte Gebilde einer großen, felsenstarken Liebe. Damals vor sechs Jahren hatte sie die Fülle einer solchen Liebe kaum geahnt — und plötzlich fielen ihr die Worte ihres toten Freundes ein: „Wenn Sie gelitten haben, dann sind Sie ganz Sie selbst, — dann sind Sie stark und strahlend. Ich werde Sie dann nicht mehr sehen, Contessina!"

„Großer Gott, ja — sie hatte gelitten. Sie kannte das Leiden in seiner verschiedensten Gestalt. Sie war durch Leiden größer und stärker geworden — ob auch strahlend?

Und wieder suchten ihre fiebernden inneren Sinne in der Vergangenheit.

„Ein Teil Ihrer Seele liegt noch in tiefem Schlaf, und wenn der Teil erwacht, dann fängt ein neues starkes Leben für Sie an."

Auch dieses Wort Fred Brights war wahr geworden. Wie wahr!

Ihre Seele war erwacht zu Liebe und Leid, — ja, und zur Rache!

Sie strich sich über die Stirn. Die Erinnerung ließ sie nicht ruhen. Es war damals gewesen, als sie an jenem stillen, friedevollen Sommerabend mit Mr. Bright zum Picknick ge-

fahren war. Sie hatten über das Kind gesprochen, und das ahnungsvolle Wesen ihres Freundes war ihr zum ersten Male dunkel bewußt geworden.

„Sie haben das Kind mit Gefahr und Schmerzen gewonnen, wie eine Mutter. Sie werden dafür leiden müssen, mehr wie eine Mutter."

Rixa sprang auf. Hier hatte er sich dennoch geirrt. Sie hatte ja nur Freude an Erika gehabt, nur lichte sonnige Freude — seit dem Todestage ihrer Mutter, aber — sie hielt inne, — daß sie jetzt so entsetzlich litt — geschah das nicht auch um Erikas willen? War Erika nicht die unmittelbare Veranlassung ihres Kommens gewesen?

Rixa schüttelte den Kopf. Dieser Gedankengang war denn doch zu gesucht. Wäre die Freveltat nicht auch ohne ihre Herreise geschehen?

Und an Dora mußte sie denken, mit der sie in diesen trüben Räumen so manche angeregte Stunde verplaudert. Wieviel Vertrauen hatten ihr diese lieben Menschen geschenkt, — wieviel von ihr erwartet! Eine Lebenskünstlerin hatte sie Dora in ihrem Idealismus genannt. Wie der Meister seinen Stoff, so sollte Rixa das Leben beherrschen lernen, und noch ein Wort Doras fiel ihr ein. — Sie hatten über ihre Namen gesprochen: „Rixa — das ist so etwas Besonderes, Widerspruchsvolles, Beatrix aber klingt vornehm, harmonisch und schön. Wenn Rixa zur Beatrix geworden sein wird, — dann ist sie reif!"

Rixa stützte den fiebernden Kopf in die Hand. Noch war sie keine Beatrix geworden. Ein einziges Mal nur hatte der geliebte Mann sie so genannt. Vor kaum acht Tagen war das gewesen, drüben in der schönheitstrunkenen italienischen Sonnenwelt.

Sie warf sich wieder in ihren Sessel, und ruhelos zogen die Bilder der Vergangenheit an ihrer lauschenden Seele vorüber. Eines kam, das andere ging, immer neue Erinnerungen und Bilder — ein buntes, wogendes Schattenspiel. Altes Leid, alte Schmerzen wachten auf und verhüllten schauernd ihre Häupter vor dem Leid, das sie jetzt wie flüssiges Feuer verzehrte? Würde es denn nimmer, nimmer zur Ruhe kommen?

Das Morgengrauen kroch langsam in das Gemach. Fröstelnd stand Rixa auf, öffnete das Fenster und sah in den grauen, werdenden Tag hinaus. Der uralte, ewige Kampf zwischen Nacht und Licht begann.

„Und das Licht siegte über die Finsternis!" sprach sie laut.

Zwei Pferde, von ihren Reitern vorsichtig am Zügel geführt, traten in den Hof. Grundmann begann sie sorgfältig abzuschirren.

Roger kam auf das Schloß zu.

Wie ein Pfeil schnellte Rixa ihm entgegen.

„Gelungen!" sagte er kurz. „Der Jehkab Budsche wehrte sich wie ein Rasender und versetzte einem Polizisten einen Stich in die Brust. Er wurde auf der Stelle von einem andern erschossen. Der andere, Wille Uore, hat seine Schuld eingestanden und wurde gefesselt abgeführt."

Rixa stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Es ist gut!" sagte sie schwer. „Jetzt werde ich einmal Ruhe finden können!"

Roger hielt sie auf Armeslänge von sich und forschte in ihren Augen.

„Welch ein Dämon bist du, Beatrix!" sprach er leise.

Fünfzehntes Kapitel

Mit langsamen, sicheren Schritten ging Wolfs Genesung vor sich. Rixas zielbewußte und doch so zarte Pflege, ihre Gegenwart wirkten Wunder. Eine tiefe Erschütterung, wie ein letztes stürmisches Aufwallen des Meeres vor der endlichen Stille, hatte die Begrüßung mit Roger verursacht. Dann aber war Ruhe und Friede gekommen. Mit der ahnenden Kraft einer sich bescheidenden, selbstlosen Liebe hatte Wolf erkannt, daß das der rechte Mann für Rixa sei, daß sie diesen Mann lieben mußte. Und es war stille in ihm geworden. Das Hoffen hatte er ja längst verlernt.

Es war natürlich, daß seine hungernde Seele sich mit wachem und immer wachsendem Interesse dem lieblichen Mädchen zuwandte, das ein Teil von Rixas Leben geworden war. Erikas Liebreiz, ihre schüchterne, scheue Sorge, mit der sie ihm betrübende Dinge fernzuhalten und drollige, erheiternde Erlebnisse mitzuteilen wußte, hatte etwas Rührendes für ihn, und ganz unbewußt zuerst stahl sich eine warme Teilnahme für das Elfchen in sein Herz. Es war nicht mehr so gepanzert gegen äußere Anstürme, wie er glaubte. Rixa bemerkte diese Veränderung mit stillem, freudigem Glücksgefühl.

Wolf hatte ſchon das Bett verlaſſen dürfen und lag inmitten „ſeiner Familie“, wie er ſcherzend ſagte, auf einem Ruhebett in dem kleinen Wohnzimmer.

Erika bereitete den Nachmittagstee, und es war allerliebſt zu ſehen, mit welcher anmutigen Wichtigkeit ſie den Bedürfniſſen und Wünſchen eines jeden nachkam.

„Onkel Wolf bekommt natürlich die erſte Taſſe, denn er iſt unſer liebes Krankes,“ plauderte ſie, „dann kommt Mumeli, und dann du, liebes Däterli.“

Sie brachte jedem ſeine Taſſe zu und wurde gebührend beachtet und belobt.

Die Benennung „Däterli“ hatte ſie für Roger frei erfunden und beſchlagnahmt. „Das paßt ſo gut zu Mumeli“, ſagte ſie.

Rixa folgte den leiſen huſchenden Bewegungen ihres Lieblings mit ernſten, ſinnenden Augen.

„Sonnenſtrahl!“ ſagte ſie leiſe.

„Leuchtkäferle!“ murmelte Roger.

Wolf allein ſprach kein Wort, aber ſeine Augen glänzten in eigener Wärme.

„Eri, mein Herz,“ ſagte Rixa, „wir haben ſo lange keine Muſik gehört. Spiel' etwas!“

Erika wurde ganz blaß. Die blauen Kinderaugen leuchteten in ſehnſuchtsvollem Entzücken.

„Ach ja,“ rief ſie, „ſo gerne!“

Sie öffnete den Flügel und ſchlug den Deckel zurück. „Nein, lieber nicht!“ flüſterte ſie erregt, „das könnte zu laut für Onkel Wolf werden.“

Dann ſetzte ſie ſich und neigte das zarte Köpfchen.

Endlich glitten die Hände auf die Taſten.

Sie spielte das Adagio aus der Pathétique.

Leise und schüchtern begann sie, wie zitternd und suchend. Doch schon nach den ersten Takten fühlte sie sich frei. Innig und zart, feierlich und schwellend von einer seltsamen, schmelzenden Süße leuchtete die Melodie und hob und dehnte sich in verhaltener, heiliger Glut und wuchs über das zarte Kind hinaus zu eigenem, machtvollem Leben. Sie hatte ihre ganze zagende, bittende Liebe hineingelegt.

Der letzte Ton war verhallt. Da beugte sich das junge schimmernde Haupt, Erika schlug die Hände vors Antlitz und brach in ein unaufhaltsames leises Schluchzen aus. Das ganze Weh, die ganze Seligkeit dieser göttlichen Musik, die Sehnsucht ihres eigenen Herzens hatte sie überwältigt.

Schon bei den ersten Tönen hatte Roger erstaunt aufgehorcht. Er hielt die Augen mit der schlanken Hand bedeckt. Es war das erstemal, daß er Erika spielen hörte.

Als sie geendet, war es still.

Roger sah Rixa mit einem strahlenden Blick an. Er stand auf, zog das weinende Kind in seine Arme und küßte es auf die Stirn.

„Mein liebes, liebes Kind!" sprach er bewegt. „In der Musik bist du mein Töchterchen! Mein Fleisch und Blut! Ich will dir Unterricht geben."

Hilflos, beseligt barg Erika ihr Köpfchen an seiner Schulter. Dann wand sie sich aus seinen Armen und schlüpfte zur Tür hinaus.

Roger wandte sich an Rixa. Er hatte die Gegenwart Wolfs ganz vergessen.

„Unser Leuchtkäferchen hat die Seele eines Weibes und einer Künstlerin, Liebling", sagte er ernst. „Die goldenen Flügelchen nehmen einen hohen Flug!"

Wolf lag ganz still und hielt die Augen geschlossen. Der seltsame Vorgang, die goldenen, quellenden Töne waren ihm tief in die Seele gedrungen.

Eine Weile noch saßen sie schweigend beisammen. Da fuhr ein Wagen vor.

Rixa blickte aus dem Fenster. „Baron Seebach!" rief sie. „Waren wir nicht viel besser allein? Brüderlein, zu dir führe ich den dicken Philanthropen nicht, er schwatzt zu viel."

Damit ging sie mit Roger aus dem Zimmer, den Gast zu begrüßen.

Wolf blieb allein. Sein schönes, kraftvoll geschnittenes Gesicht zuckte seltsam. Er sehnte sich zum ersten Male in seinem Leben nach — Erika.

Aber das Kind kam nicht, und drüben in dem großen Saale hörte er die aufgeregte Stimme des Barons.

Der Philanthrop hatte schlimme Nachrichten gebracht. Ihm, dem Optimisten, war eine Heuscheuer in Brand gesteckt worden, und auf dem Gute Rogers, — so hatte er gehört, sollten die Letten wie die Vandalen gehaust haben. Dunkle abenteuerliche Gerüchte gingen um.

Roger entschloß sich sofort, persönlich nach dem Rechten zu sehen und auf sein Gut zu reisen.

Rixa wurde bleich. „Wenn dir nur nicht eine ähnliche Überraschung bevorsteht, wie wir sie hier auf dem Friedhofe erlebt haben!" sagte sie schaudernd.

Er sah sie mit tiefen Blicken an. „Es gibt schlimmere Dinge, Lieb!"

Der Gast war längst wieder fort. Aber Rixa hatte keine Ruhe. Der Gedanke, daß Roger sie verlassen müsse, schnürte ihr mit peinigender Gewalt die Brust zusammen. Sie durch-

suchte alle Winkel des Hauses nach ein paar Doppelpistolen, die früher im Besitz ihres Vaters gewesen waren. Endlich führte sie Roger in das Zimmer ihres Onkels, des alten Grafen Rodern, in der Hoffnung dort eine Waffe zu finden.

„In einigen Tagen, sobald als möglich, kehre ich ja wieder", sagte Roger. „Aus dem Flecken sende ich einige Soldaten nach Rabenhof — für alle Fälle."

Rixa warf sich angstvoll an seine Brust. „Nimm mich mit!"

Eine fiebernde Unruhe, wie die Vorahnung eines großen Unglücks hatte sie gepackt.

„Unmöglich, Herz. Glaubst du, daß der Vater im Himmel nicht Freude hat an unserer Liebe?" fragte er. „Das gibt's nicht allzuoft auf der Welt. Er ist unser bester Schutz."

Sie stieß die Tür des kleinen behaglichen Gemaches auf. Roger hatte dieses Zimmer nie betreten.

Erstaunt blieb er am Eingange stehen.

„Wie in aller Welt kommst du zu dem Bilde?" fragte er.

Rixa kniete vor den Schubfächern der Kommode. Erst jetzt sah sie auf und bemerkte das vergessene Bild der Zigeunerin, das der alte Herr, der offenbar ein Kenner war, in sein Zimmer gebracht hatte.

„Ach das!" sagte sie, immer noch suchend, „das hat mir mein verstorbener Freund geschenkt. Er kaufte es von dem Maler Herrn von Henning, demselben, der die Baronin Osterloh, geborene Richthoven, geheiratet hat."

Schweigen. Totenstille. Betreten blickte sie zu Roger auf. Er war erbleicht.

„Es ist meine Frau", sprach er tonlos. „In ihrer Jugendzeit . . ."

Rixa sprang auf die Füße. „Deine . . . Frau?“ wiederholte sie wie im Traum.

„Roger!“ schrie sie plötzlich in wildem Tone — „Roger, um Gottes willen — ahnst du denn nicht? Verstehst du nicht? Erika! Erika ist dein Kind!“

„Erika mein...Kind...“ Er trat ein paar Schritte zurück.

„Ja, ja!“ jubelte sie. „Es ist ja sonnenklar — Erika ist dein Kind . . . dein Kind ist nicht tot, nicht ermordet, es lebt, es war Erika! Und ich, ich hab' es gerettet!“

Und unaufhaltsam, wie ein Wildbach, strömten ihre Worte weiter: „Über einem grausigen Abhang — in der Wolfsschlucht — an einem Tannenzweig — da hing es . . . da mußte es vor ein paar Minuten hinuntergeschleudert worden sein — ich stieg da hinab, ich hab' es geholt. Hörst du mich? Roger, Roger, so höre doch!“

Sie schüttelte ihn am Arm und drängte an seine Brust, bebend, glückselig, außer sich.

„In der Wolfsschlucht . . . ja . . . ja, ja, so hieß der Ort, unweit von Wehr . . ., bei . . . bei . . .“

„Wehrawald!“ jauchzte sie.

„Aber woher weißt du . . .?“

„Der Maler, der greuliche Mensch, hat mir's ja stillschweigend zugegeben, daß er um den — Mord wußte, er hat sie ja gemalt, — er hat sie geliebt . . . wollte sie heiraten — — es ist ja sonnenklar.“

„Ist es denn auch mein Kind?“ fragte Roger noch immer wie im Traum — „und nicht des — Malers?“

„Nicht des Malers, gottlob, nein! Das schwör' ich dir! Er hat's mir zugeschworen!“ schrie Rixa außer sich, dann hielt sie inne und wurde totenbleich.

Sie sank auf einen Stuhl. Der Kopf fiel ihr schwer hinten über.

„Lieb, was ist dir?" ächzte Roger und warf sich neben ihr in die Knie.

Ihrer gequälten Brust entrang sich ein heiseres, unartikuliertes Stöhnen. Es war, als habe sie die Sprache verloren.

„Ich kann niemals deine Frau werden," schrie sie mit schneidendem Ton, „es ist aus! Für immer aus!"

Ihm traten die Augen aus den Höhlen.

„Kind . . . Kind — was nun?" fragte er entsetzt.

Rixa stand mühsam auf. Alle Glieder schienen ihr wie gelöst.

„Ich kann Erikas Mutter nicht von dir stoßen", murmelte sie aus trockener Kehle. „Jede andere. Sie nicht. Wie stände ich vor dem Kinde da? Das würde ich . . . mir selbst nie vergeben."

Und mit einem schweren Seufzer brach sie zusammen. Bewußtlos.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wolf war noch immer allein und wartete. Er wartete lange. Endlich huschte es auf leisen Sohlen von der andern Seite ins Zimmer.

„Verzeih', Onkel Wolf," sagte das Elfchen und sah ihn mit den strahlenden, tränenfeuchten Augen an, „ich habe vergessen, dir die zweite Tasse Tee zu bringen."

„Erika," murmelte Wolf, „komm, setz' dich zu mir! Flieg' nicht wieder fort."

Erstaunt, in ahnungsvoller, seliger Ungewißheit, trat sie näher. Hatte sie denn auch recht gehört?

„Erika", flüsterte Wolf wieder und faßte die kleine weiche

Hand. „Ich habe dir ja noch gar nicht gedankt. Dein Spiel ... hat mich ... gesund gemacht!"

Er hielt die weiche kleine Hand fest und betrachtete aufmerksam die zarten dünnen Fingerchen. Dann führte er sie an seine Lippen und küßte sie innig zwei-, dreimal.

Die Kleine erschauerte. „O, Onkel Wolf, was tust du?" murmelte sie.

Eine solche Seligkeit hatte sie ja gar nicht für möglich gehalten. Gab es denn wirklich so etwas auf Erden?

Er schaute in ihr verklärtes zuckendes Gesichtchen.

„Erika," sagte er weich, „Sonnenkind! Hast ... hast du mich wirklich ein wenig lieb?"

„Ich hab' ja für dich gespielt, Onkel Wolf ... und — und ja — ich hab' dich lieb!"

Sie war an seinem Lager niedergesunken. Er legte den gesunden Arm wie schützend um sie.

„Für dich will ich gesund werden — für dich will ich leben! Du Sonnenkind, du zartes Paradiesvögelchen!"

Erika sah auf. Diesen seltsamen Blick voll seliger Kinderunschuld, voll hinreißender, verwirrter, zagender Gläubigkeit konnte er nie vergessen. Er drückte sie an sich.

„Ich will dich mir verdienen", sprach er leise. „Ich habe dich lieb, Erika, sehr, sehr lieb!"

„Ich will — wie Mumeli — werden," zitterte es ihr von den bebenden Lippen, „damit du mich immer, immer lieb behalten kannst!"

Er strich leise und zart über ihr goldenes Haar. Welch neue heilige Aufgabe lag hier vor ihm!

„Ich muß es Mumi sagen — wie wird sie sich freuen!" flüsterte das Elfchen. Ihr Gesichtchen war tränennaß. Halb

erhob sie sich und blieb doch wieder liegen. War es denn Wirklichkeit, oder nur ein süßer Traum?

So war denn auf leisen Schwingen das Glück, das durstig erträumte Glück gekommen und breitete seine Falterflügel schützend aus über dem jungen Kinde und dem genesenden Kranken.

Sechzehntes Kapitel

Ein paar Wände nur, ein paar Zimmerweiten trennten Seligkeit und tiefes hoffnungsloses Leid.

Rixa war in Rogers Armen erwacht. Ihr Antlitz lag auf dem dunklen Tuchärmel Rogers, — so klar, so schön, so streng und so bleich, — war es das Antlitz eines marmornen Grabengels, der in Trauer über einen verlorenen Menschen entschlummert ist? War es das Angesicht eines Dämons, eines gestürzten Engels, dem ein letzter Versuch zur ursprünglichen Heiligkeit zurückzugelangen gescheitert war? Erschütternd in seinem Ausdruck von hoffnungslosem Gram lag es da, und Rixa war erwacht.

„Der Tod . . . ist eine Seligkeit — so tief, so weit . . ." murmelte der bleiche Mund, „das Leben ist zu heiß, zu lärmend, zu . . . schwer!"

„Mein einziges Lieb, mein süßes Weib, Beatrix, das ist ja Torheit. Nichts ist zerbrochen, nichts verloren . . . so höre mich doch!"

Sie schüttelte langsam das schöne, stolze Haupt, ein schwerer, schwerer Seufzer.

„Nein, Roger", sie richtete sich auf dem Sessel empor

und sah ihn mit erloschenem Blick an. „Blutsbande wiegen schwer — das Weib ist und bleibt des Kindes Mutter. Ich kann und darf ihren Platz nicht einnehmen, um Erikas willen nicht, um meiner selbst willen nicht. Auch das Glück hat seine Gespenster, und mein Weg würde über Leichen führen. Leichen sind nicht nur Gestorbene. Es gibt auch Leichen des Glücks."

„Sie selbst hat mich zu dir geschickt — war sie denn jemals mein Weib?" stöhnte Roger.

„Sie war und bleibt Erikas Mutter. Nur ihr Tod könnte uns erlösen, und darauf dürfen wir nicht hoffen. Ich muß und werde meiner Natur folgen, Roger, — mein Instinkt und mein Gewissen sind meine Maße, andere Maße habe ich nicht. Eins habe ich in meinem Leben durchzuführen gestrebt: ich wollte Mutter sein. Mutter bin ich gewesen! Einen Hohn spräche ich meiner Mutterschaft, wenn ich die Mutterschaft über mein Kind nicht anerkennen wollte."

Sie hatte ganz leise und sanft gesprochen. Jedes Wort aber fiel wie ein glühender Tropfen in des Mannes Seele. Zum ersten Male im Leben stand ein Fremdes, ein Unbegreifliches, wie eine hohe dunkle Mauer zwischen ihnen. Zum ersten Male war die Harmonie ihres Empfindens und Denkens zerrissen. Er konnte ihr nicht folgen. Die Logik seines Denkens hielt mit dem instinktiven Empfinden ihrer Seele nicht Schritt. Er konnte nicht anders, als die gesteigerte Empfindlichkeit ihres Fühlens für krankhaft und überspannt halten. Die Zeit mußte lindern und klären. Aber hatte er denn Zeit? Und wußte er nicht, daß bei Rixas Natur nichts zu hoffen war? So zäh und leidenschaftlich, wie sie an ihrer Überzeugung festhielt, so zäh würde sie auch der Zeit trotzen.

Sie war eine jener rassigen Vollnaturen, die nicht einen

Schritt von der Tonart weichen dürfen, in welcher ihr Weſen geſtimmt iſt, ohne dieſe Harmonie zu verderben. Sie war von denen, aus denen Märtyrer, Helden, Dämonen und Engel werden, aus deren ungebrochener Ganzheit nur ganze, volle Akkorde emporklingen, um ungebrochen und voll weiter zu ſchwingen durch die Geſchichte der Menſchheit. Alles oder nichts iſt die unausgeſprochene Loſung ſolcher Vollnaturen. Brücken und Halbheiten ſind ihnen verächtlich, weil ſie unvornehm ſind. Sie mögen irren und fehlen, denn ſie ſind ja Menſchen, aber ihr Irren und Fehlen iſt tragiſch. Wie hatte ſie geſagt?

„Auch das Glück hat ſeine Geſpenſter, und mein Weg würde über Leichen führen. Es gibt auch Leichen des Glücks."

Roger beugte in bitterem Schmerz das Haupt. Er dachte und fühlte anders. Als Mann mußte er anders denken. Der Künſtler und Dichter in ihm konnte ſich in das Leben und Weben der weiblichen Seele hineinfühlen, — aber nur bis zu einer Grenze. Dieſe Grenze konnte auch der Künſtler in ihm nicht überſchreiten: das heilige Vorrecht der Mutterſchaft, einer Mutterſchaft des Blutes, wie auch eine Mutterſchaft der Seele war ihm verſchloſſen, — er ſtand vor feſten Pforten.

Aber er war ja Vater. Die Bande des Blutes ſprachen ja auch in ihm. Und er wollte einen letzten Verſuch wagen: Erika wollte er als Bundesgenoſſin zu Rixa führen, und die Stimme ſeines und ihres Kindes ſollte für ihn bitten.

Er erhob ſich wie im Traume. Langſam ſchritt er durch die Gemächer und ſuchte — ſuchte ſein Kind.

Er klopfte an die Wohnzimmertür. Das Antlitz Wolfs konnte er jetzt nicht ertragen.

„Erika!" rief er halblaut.

„Väterli!“ tönte es entgegen. Und sie kam — strahlend, verklärt, wie eine junge Maienrose. Sein Kind kam!

„O, Väterli!“ rief sie in überströmendem Glück, „ich habe Mumi etwas ganz, ganz furchtbar Großes und Herrliches zu sagen! Sie muß es zuerst hören!“

Er verstand und riß sie an seine Brust.

„Erika, mein Kind!“ murmelte er. Er weinte.

Erschrocken sah sie zu ihm auf.

„Aber Väterli . . . du weinst? Und ich — ich bin so selig. Wo . . . wo ist Mumi — ihr muß ich's sagen!“

Er zog sie mit sich fort.

„Auch ich habe dir etwas zu sagen, und das mußt du zuerst hören, mein Kind, sonst kann dich Mumi nicht so verstehen, wie sie es braucht.“

Er ging durch den großen weißen Saal und führte sie in ein kleines Zimmer. Sorgfältig schloß er die Tür. Sie sah ihn an wie ein scheues, geängstetes Reh.

„Erika,“ sprach er mit schwerem Ernst, „hör' mich an, mein liebes, liebes Kind. In meiner Jugend, längst bevor ich Mumi kannte, habe ich etwas sehr Böses und Schlechtes getan. Ich habe ein armes Mädchen unglücklich gemacht. Sie hatte ein Kind von mir, und dieses Kind — bist du! Ich bin dein Vater!“

Zitternd, mit fliegenden Gliedern stand das junge schöne Kind vor ihm — kein Strahl der Freude flog über ihr blasses Gesichtchen. Sie fühlte — noch mußte etwas Schweres und Dunkles kommen.

„Ich bin dein Vater!“ wiederholte Roger schmerzlich, und wieder stahl sich eine heiße Träne über sein vornehmes, blasses Gesicht. „Ein schlechter Vater bin ich dir gewesen —

ich wußte nicht, daß du lebtest. Das Mädchen, deine Mutter hatte später einen andern lieb, und aus Verzweiflung warf sie dich in den Abgrund, denn der andere Mann wollte sie nur allein haben, nicht aber das Kind.

Dieses Mädchen wurde später meine Frau, Erika, und wir beide glaubten dich tot."

Ein heißes, schmerzendes Summen schwirrte durch Erikas Köpfchen, nur mit Mühe hielt sie sich aufrecht. Entsetzen, ahnende Angst, Zweifel, Staunen, Mitleid — endlich, endlich, Verklärung malten sich nacheinander auf ihrem armen gequälten Gesichtchen.

„— — dann kam Mumi", flüsterte sie leise.

„Dann kam Mumi", wiederholte Roger dumpf. „Sie hat dich geliebt, mehr als alles, alles in der Welt. Sie liebt dich so sehr, daß sie nicht meine Frau werden will, weil sie deine leibliche Mutter nicht von mir fortdrängen will. Begreifst du solche Liebe . . . Erika? Und dennoch hat sie mich lieb."

Erika stand wie von einem schweren Schlage getroffen. Es war zu viel, was nacheinander auf sie eindrang.

Plötzlich zuckte sie auf, warf die Arme um den Nacken des Mannes, der ihr Vater war, und schrie leidenschaftlich:

„Sie muß, sie muß zu dir — ihr gehört ja zusammen . . . sie stirbt uns ja sonst!"

„Bitte du sie, mein Kind," flüsterte Roger erstickt, „vielleicht vermagst du mehr als ich!"

Und endlich, endlich flog ein warmer Strahl, etwas wie ahnende, erkennende Kindesliebe über das zuckende holde Gesichtchen. Sie umschlang ihn fest mit beiden Armen.

„Mein liebes, liebes Däterli!" schluchzte sie.

Er hob sie in seine starken Arme wie ein kostbares Kleinod und trug sie schweigend in das Zimmer des alten Grafen.

Rixa saß noch immer wie erstarrt auf demselben Platz. Von Lebenstrunkenheit und Fülle war sie zur Lebensentsagung hinabgeglitten . . . emporgestiegen?

Der entsetzliche Riesenschmerz dieser Stunde hatte sie ganz still gemacht, ganz still und sanft.

„Beatrix, mein Lieb, unser Kind hat dir etwas zu sagen!" sprach Rogers dunkle, tiefe Stimme.

Und Erika stürzte vor Rixa nieder, begrub ihr Angesicht in ihrem Schoß und flehte:

„Süße, süße, einzige Mumi, sag' nicht nein, ach, sag' nicht nein! Ich weiß jetzt alles. Däterli ist mein Däterli, und du bist meine einzige Mumi, und die Frau, die mich hinabstieß — wenn sie auch meine Mutter war, sie weiß es ja nicht, daß ich lebe, und du tust ihr kein Leid! O, Mumeli, bitte, bitte, Mumi!"

Rixa legte sanft ihre Hand auf des Kindes weiches blondes Haar und schüttelte das Haupt.

„Sieh, Mumi, wenn du mich so liebst, so will ich ja auch immer, immer bei dir bleiben," fuhr Erika schluchzend fort, „sieh, ich wollte es dir ja eben sagen: Onkel Wolf hat mich lieb, und ich, ach, ich lieb' ihn ja von ganzem Herzen, und wir haben es uns gesagt, und später, da soll ich seine Frau werden, und wir waren eben so glücklich . . . aber wenn du um meinetwillen nicht zu Däterli gehst und nicht Däterlis Frau werden kannst, sieh, dann bleibe ich auch immer bei dir!"

„Kind! Erika! Liebling!"

Das waren die ersten geflüsterten Worte Rixas. Sie nahm

das liebliche, rührende Gesichtchen in ihre Hände und sah tief in die großen, sehnsüchtigen Blauaugen.

„Ich bin ja glücklich, daß du Wolf liebst und er dich. Ich kann mir nichts Lieberes für dich denken. Du sollst seine Frau werden, und mein Liebling bleibst du doch ebenso!"

„Ach, Mumeli!"

In seligem Weh lag Erika an Rixas Brust. Endlich, endlich konnte Rixa weinen.

„Ihr Lieben, Lieben, beiden," sprach sie, „was hast du getan, Roger? Ach, mein Herzenskind, du verstehst mich ja nicht ganz, bist zu jung dazu. Es ist ja nicht um dich, Kind — es ist um meines Gewissens willen. Ich muß euch beiden den Schmerz tun, ich kann nicht anders. Vielleicht gibt Gott einen Ausweg. Mehr kann ich nicht sagen. Ihr wißt, mein Herz ist euer."

Es war eine heilige, schmerzensreiche, selige Stunde für die drei Menschen.

„Gehen wir zu Wolf!" sprach endlich Rixa leise.

Erika glitt zuerst zu ihm hinein.

„O Wolf, lieber, lieber Onkel Wolf, wir haben so schreckliche, wunderbare, traurige Dinge erlebt!" rief sie.

Rixa ließ sie nicht ausreden.

„Brüderlein!" sprach sie mit tiefbewegtem Herzenston.

Sie kniete neben Erika nieder, faßte ihr Kind mit dem einen Arm und Wolf mit dem anderen.

„Das war ja mein Herzenswunsch! Segen, Segen über euch. Ich vertraue dir mein Kleinod an, Wolf", sprach sie mit tiefem Ernst. „Halte es wert!"

Auch Roger trat ans Lager.

„Lieber, lieber Freund," sprach er warm, „und du, Leuchtkäferlein, leuchte ihm auf seinem Wege!"

Die Bewegung hinderte ihn zu reden — sein eigenes Glück lag ja in Scherben.

Er reichte Rixa die Hand und führte sie hinaus.

„Mein stolzes, mein heldenhaftes Lieb," sprach er, „du Mutter meines Kindes, ich ehre dich und deine Überzeugung und beuge mich vor deinem Willen. Die Hoffnung, daß alles einmal gut und anders wird, kann ich nicht lassen. Sie begleitet mich. Gott ist die Liebe!"

Er riß sich los und eilte davon.

Bald saß er im Wagen.

„Ich komme wieder — bald, bald!"

Und Rixa war allein. Sie hatte eine große Stunde durchlebt. Die Weihe dieser Stunde leuchtete von ihrem Antlitz, das wie in marmorner Ruhe erstarrt war.

Gab es noch ein Leid für sie auf der Welt?

Konnte das Leben ihr noch etwas nehmen?

Sie lächelte schmerzlich. Sie konnte es nicht glauben.

So stand sie den Dingen anders wie bisher und anders gewappnet gegenüber. — — — — — — — — — — — —

Am Abende dieses folgenschweren, schwersten aller Tage für Rixa wurde der Verwalter Grundmann erschossen ins Schloß getragen. Er war hinterrücks überfallen worden. Er hatte die Ruhe gefunden, die er suchte.

Siebzehntes Kapitel

Die Menschenseele ist ein feines, dunkles Rätsel. Je feiner sie gestaltet ist, desto gleichmütiger steht sie einer Häufung von Ereignissen leidvoller oder schrecklicher Art gegenüber, denn mehr als ein gewisses Maß von Leid kann sie nicht bergen.

Wie durch einen dichten Dunstschleier gesehen, trotz ihrer schrecklichen Wirklichkeit, strichen die folgenden unheimlichen Tage vor Rixas seelischem Auge vorüber.

Der meuchelmörderische Überfall auf ihren alten treuergebenen Freund und Diener Grundmann berührte sie nur wie ein schwerer Traum. Der Verzweiflung, den wilden Klagen seiner Frau stand sie teilnehmend und liebreich gegenüber, aber ihr war, als müsse der Tote durchaus seine Augen wieder aufschlagen, als sei die furchtbare Wirklichkeit seines Todes nur ein grauses Spiel ihrer erregten Phantasie.

Und wieder kamen seltsame Augenblicke, in denen der webende Dunstschleier zerriß und sie mit schrecklicher Deutlichkeit wie von eisigen Bergeshöhen auf die Folgen von Ursache und Wirkung, auf das ganze Gewebe und Getriebe dieser bösen unheilvollen Zeit hinabsehen konnte, so als sei sie selbst gar nicht daran beteiligt.

Aus der Umgegend wurden täglich neue Schreckensgerüchte laut. Brennende Scheunen, brennende Viehställe, Überfälle, Kirchenschändungen waren an der Tagesordnung. Die Fahrten über Land waren geradezu lebensgefährlich geworden, denn hinter jedem Strauch und Busch, in jedem Graben konnte ein fanatisierter Mordgeselle lauern, dem der feige Mord eines Gutsherrn oder sonst eines gutgesinnten Deutschen wie eine große Tat, wie eine Befreiungstat des gedrückten Vaterlandes gepriesen und verherrlicht wurde. Die Verwirrung der Begriffe war erschreckend, der Maßstab für gut und böse völlig verschoben. Was konnte man da erwarten? Aus Bösem, aus Nacht und Dunkel konnte Gutes nicht geboren werden.

Roger hatte sein Versprechen gehalten. Aus dem Flecken waren drei Soldaten und ein Unteroffizier nach Rabenhof gekommen, struppige Russen, die weder die lettische noch die deutsche Sprache konnten und zwar für die Fleischtöpfe des Gutes ein reges Interesse bekundeten, nicht aber für seine Verteidigung. Stumpf und stumm verrichteten sie ihren Nachtdienst oder unterhielten sich tagsüber durch die Fingersprache mit Heimchen oder dem Hofältesten, und ihre Wünsche liefen meistenteils auf dasselbe Ziel hinaus: ein Gläschen Wodka.

Rixas seelische Energie, die sie noch bewahrt hatte, hegte nur einen Wunsch: die völlige Wiederherstellung Wolfs. Ihr Kind und Wolf, die beiden, die fortan zusammengehörten, wollte sie in Sicherheit wissen. Was weiter geschah, war ihr gleichgültig. Sie hatte mit sich selbst abgeschlossen: es gab ja nur ein Leben zu verlieren. Ihr inneres Leben hatte seinen Kreislauf vollendet. Sie fürchtete den Tod nicht, — ja, er erschien ihr noch immer wie ein weites, tiefes, unbegreifliches Glück.

Mehr als ein gewisses Maß von Leid kann die Menschenseele nicht bergen, ja, aber auch nicht mehr als ein gewisses Maß von Glück. Wolf und Erika hatten ihr Glück in gleicher Weise, wie Rixa ihr Leid. Sie sahen die Welt vor lauter Seligkeit nicht wie sie war.

So waren vier Tage hingestrichen und noch immer war Roger nicht gekommen. Aus dem empfindungslosen Traumzustande ihrer Seele erwachte Rixa an einem dunklen Oktoberabende zu völliger Klarheit.

Sie war auf den Bodenraum des Schlosses gestiegen und überschaute die ganze Umgegend. Da sah sie am nachtdunkeln Himmel einen grellen Feuerschein in der Gegend des Pastorats und einen zweiten in weiter Ferne. Das Herz stand ihr still vor Schreck. Grell erleuchtet von dem Feuerschein, zog sich die Landstraße dahin, und noch immer hörte sie nicht das Rollen des ersehnten Wagens. Ihr Herz tat einen großen Schlag, und plötzlich wußte sie, daß sie noch viel, noch sehr viel zu verlieren hatte. Wie, wenn Roger nie wiederkam? Wie, wenn die lieben Freunde drüben im Pastorat um Leben und Gut zitterten?

In fliegender Eile lief sie die Bodentreppe hinunter, klopfte an die Türen und weckte die Dienstboten.

„Wacht auf! Wacht auf! Es brennt im Pastorat!"

Verschüchtert drängten sich die verschlafenen Mägde zusammen. Bleich und trotzig standen der Diener und der Gärtner vor ihr.

„Karl und Andrei," sprach Rixa, „ihr geht mit zweien der Soldaten sofort aufs Pastorat. Helft, wo ihr helfen könnt. Weckt mir den Ältesten, und nehmt drei Leute vom Hofe mit — das macht im ganzen sieben Mann. Spannt den großen

Wagen an, die gnädige Frau und die Kinder, wenn möglich auch der Herr Pastor, sollen sofort herkommen! — Nun?" fragte sie erstaunt, als die Leute zögerten.

„Verzeihen, gnädige Frau, das ist nicht unseres Amtes!" sprach der Diener Karl unter gerunzelten Augenbrauen hervor.

Rixa richtete sich hoch auf. Ihre Augen flammten. Ruhig und vornehm sprach sie: „Werdet ihr gehorchen — oder nicht?"

Aber ihr Ton war so drohend, so scharf und zwingend, daß die Leute zusammenknickten. Gehorsam gingen sie an ihren Auftrag.

Rixa verhandelte in russischer Sprache mit dem Unteroffizier und stand dabei, bis der Wagen angespannt wurde. Der Älteste und die Hofleute flogen auf ihren Befehl herbei. Sie hatte sie selbst geweckt.

„Vorwärts!" sprach sie hart. „Leute, die sich mir widersetzen, sind sofort entlassen. Merkt euch das!"

Eilig rasselte der Wagen davon.

„Das wird ja nett!" murmelte Rixa, steckte ihren Revolver zu sich und stieg wieder auf den Bodenraum.

In blutigem, unnatürlichem Rosenrot glühte der Himmel. Schweigend, in phantastischem Tanze zuckten grelle Flammen hinter dem dunklen, starren Schatten des schlafenden Waldes empor. Dunstig wallende Rauchsäulen wirbelten auf, und immer blutiger und unheimlicher färbte sich der Himmel und erhellte die ganze Gegend. Das Galoppieren eines einsamen Pferdes tönte scharf durch die nächtliche Stille. Eine Unglücksbotschaft? dachte Rixa und flog wieder die Treppen hinunter. Sie ging in die Küche.

„Tummelt euch, Mädchen," sprach sie kurz, „und deckt den Tisch! Was ihr an kalten Speisen habt, schafft her. Stellt

die Teemaschine auf und lüftet die Fremdenzimmer. Vier Betten müssen bereit sein."

Verschüchtert gehorchten die Mägde. Ihre Herrin sah aus wie ein düsterer, bleicher Geist.

„Die fürchtet sich weder vor Mord noch Tod . . . nicht mal vor dem Teufel!" flüsterten sie.

Rixa stand auf der Schloßtreppe. Die klappernden Pferdehufe rasten immer näher. Jetzt bog der Reiter in den Hof, ritt um das vergilbte Rasenrund, jetzt — jetzt erkannte sie ihn.

„Roger!"

Es war ein wilder Freudenschrei, wie der Jubelruf eines freigewordenen Vogels.

Der Reiter saß ab, warf dem Soldaten die Zügel zu und stürmte die Treppe empor.

„Rixa, mein Lieb!"

Er zog sie in die Vorhalle. Die Worte flogen hin und wider wie leuchtende, einander überstürzende Geschosse.

„Ich fürchtete, das Feuer wäre hier auf dem Hof. Gottlob, nein!"

„Es brennt beim Pastorat, habe soeben sieben Mann hingeschickt . . . wie ist's dir gegangen?"

„Na, auf ein Haar schlecht! Das eine Pferd und der Wagen sind geliefert. Dein Kutscher liegt verwundet im Flecken."

„Du bist unverletzt . . .?"

„Der eine Mordbube hat ein bleiernes ewiges Andenken von mir. Der andere ist entkommen. Mein Schuß muß ihm das Ohr abgerissen haben."

Rixas Augen flammten. „Und dein Gut?"

„Noch steht's. Meine Kusine Trittwitz hat's gehalten wie ein Mann. Scheune und Viehstall verbrannt. Ich kam zur

rechten Zeit; brachte aus Stockmannshof Soldaten mit. Ein treuer Schulkamerad von mir, von Rost-Secken, sitzt jetzt drin fest. Meine Kusine Herta bracht' ich nach Mitau. Das Mädchen ist ganz verändert, hat so etwas Leuchtendes. Das Bewußtsein, mir einen unschätzbaren Freundschaftsdienst erwiesen zu haben, hat ihr Selbstbewußtsein und Tatkraft wiedergegeben."

„Bravo!" sprach Rixa.

„Ist Wolf transportfähig? Was macht unser Kind?"

„Erika träumt glückliche Träume. Wohl ihr . . . und Wolf, ich hoffe, in einer geschlossenen Kutsche ginge es bald. Er hat schon einige Gehversuche gemacht."

„Wir müßten die beiden so schnell als möglich fortschaffen, Heimchen ist auch vom Übel. Was ist deine Absicht, mein . . . Weib?"

„Ich kann den Hof nicht verlassen, Roger. Grundmann wurde vor einigen Tagen erschossen."

„Auch das noch!" murmelte er finster. „Ich darf dich hier der Gefahr nicht aussetzen. Du mußt fort. Ich bleibe hier."

„Niemals!" Rixas Augen sprachen lauter als ihre Worte. „Ich gehe nur, sobald eine starke Hand hier die Zügel gefaßt hat. Ich fürchte nichts, Roger."

„Ich weiß es. Du hoffst, was andere fürchten. Aber mir zu Liebe . . . dem Kinde zu Liebe . . . Beatrix!"

Sie lächelte leise. Ihre Augen wurden innig und weit. „Warum nennst du mich immer Beatrix?" fragte sie.

Er umfaßte sie. „Du bist gewachsen, Beatrix, du bist so groß, so stark, so frei . . ."

„Die Freiheit der Gebundenen!" sagte sie schmerzlich. Nur nicht weich werden! Hart sein, stark sein, klang es in ihr — das forderte der Augenblick.

„Noch eins," sagte sie, „woher kam der zweite Feuerschein?"

„Aus Kalthof, so hörte ich unterwegs, von unserem Philanthropen Seebach."

„Armer Philanthrop!" murmelte sie wehmütig. „Wenn seine Menschenliebe nur nicht auch verbrennt!"

Sie gingen ruhig im weißen großen Saal auf und nieder. Von Zeit zu Zeit blickten sie durch das Fenster. Der Feuerschein war farbloser und kleiner geworden.

„Morgen müssen Erika und Wolf fort — wenn nur irgend möglich", begann er wieder. „Aber er wird nicht wollen."

„Er wird tun, was ich will", sprach sie. „Verzeih', ich will Erikas Sachen packen."

Auf leisen Sohlen traten sie beide in das Zimmer des schlummernden Kindes. Rixa huschte bei dem Schein der Nachtlampe wie ein dunkler Schatten hin und wieder und faltete die Kleider zusammen. Er stand versunken, in den Anblick seines lieblichen Kindes vertieft.

„Das hat mich immerzu begleitet wie ein Segen," flüsterte er, „du hast mir mein Kind gerettet und erzogen, — wie solltest du nicht seine Mutter, mein Weib werden?"

„Sst!" sprach Rixa und legte den Finger auf den Mund.

Erika warf sich unruhig hin und her. „Mumi, süße Mumi", flüsterten die halboffenen Lippen. Halbwach öffnete sie die glänzenden blauen Augen.

„Mumi, bist du da? Küsse mich, Mumi, und grüße Wolf. Ich habe euch so lieb!"

Rixa beugte sich über ihr Kind und küßte es.

„Ruhig, ruhig, mein Liebling, schlafe in Gottes Frieden!"

„In Gottes Frieden", wiederholte der liebliche Kindermund, und wieder sank sie in tiefen Schlaf.

„Mein Kind, unser Kind," flüsterte Roger, „ich hätt' es ahnen sollen, als sie spielte. Das war mein Fühlen und Träumen, meine Art. O, Beatrix, mein Herz, wie hast du mich reich gemacht!"

Rixa lächelte still und eigen. Immer voller ward der Koffer.

„So!" sprach sie leise. „Die Hauptsache ist gemacht. Heimchen geht natürlich mit, schon des guten Scheins willen. Vom Flecken aus muß nach Libau ins Hotel de Rome telephoniert werden. Sagte ich dir übrigens, daß dein Töchterchen eine reiche Erbin ist?"

„Nein!" staunte Roger, „davon weiß ich ja kein Wort."

„Fred Bright hat ihr sein Vermögen vermacht."

„Das genügt!" meinte Roger trocken.

Sie hörte das Rollen eines Wagens.

„Sie kommen!" flüsterte Rixa.

Leise schloß sie die Tür und eilte ihren späten Gästen entgegen. Die dunkle hohe Gestalt des Pastors, seine Frau, der schlank aufgeschossene Schüler Willy und seine Schwester Gretchen kamen die Treppe empor.

„Willkommen, willkommen, Sie lieben Freunde!" rief Rixa.

„Das war eine furchtbare Nacht!" stöhnte die Pastorin. Sie war bleich und fassungslos und konnte sich kaum auf den Füßen erhalten.

„Tausend Dank, liebste, gnädigste Frau!" rief der Pastor warm. „Alle unsere Nebengebäude abgebrannt — nur das Wohnhaus, weil es abseits liegt, notdürftig gerettet. Der

Dachstuhl stand schon in Flammen. Um elf Uhr abends — ich saß noch auf — erschienen ein paar dieser Banditen mit geschwärzten Gesichtern, forderten Geld und Waffen und hielten mir den Revolver ins Gesicht. Nun, ich hatte nicht viel: eine einzige verrostete Pistole, die seit Jahren nicht abgeschossen worden ist, und zehn Rubel . . . Die nahmen sie an sich, und aus Wut, daß es nicht mehr war, zündeten sie Hofsgebäude und Viehstall an. Die Pferde sind gottlob gerettet und zwei unserer Kühe. Diese entsetzliche Zeit habe ich immer kommen sehen, aber jetzt, wo sie da ist, erscheint sie mir wie ein böser spukhafter Traum!"

„Die armen Schafe und drei Kühe und das junge schöne Kälbchen sind verbrannt!" zirpte Gretchen klagend. „Und auch die Schweine!"

Willy sah Rixa mit fieberhaft glänzenden Augen an und küßte ihr die Hand. Sie war von jeher das Ideal seiner Kinderjahre gewesen. Er war ein schöner, feiner Bursch geworden.

Rixa umarmte die schluchzende Frau und küßte Willy und Gretchen auf die Stirn.

„Liebe Frau Pastor," tröstete sie, „wie tut es mir in der Seele weh, daß Sie so leiden müssen. Doch haben wir Sie alle vier gesund beisammen, und das ist die Hauptsache!"

Sie führte sie an den gedeckten Tisch.

„Selbstverständlich bleiben Sie unsere lieben Gäste, bis sich die Verhältnisse daheim geordnet haben — das ist außer aller Frage."

Die kleine Familie hatte keinen Appetit mitgebracht. Übernächtig und blaß hielten sich Willy und Gretel tadellos grade auf ihren Stühlen.

„Ich denke, wir schicken die Jugend zu Bett," sprach Rixa,

„meine Erika hat zum Glück von dem ganzen Trubel nichts gehört, und auch unser lieber Kranker schläft. Mit Ihnen beiden möchte ich noch etwas besprechen."

Gehorsam standen Willy und Gretchen vom Tisch auf und wünschten gute Nacht.

Willys Handkuß bei Rixa fiel besonders innig aus und war von langer Dauer.

Sie strich ihm leicht über die Wange. „Geh, mein guter Junge," sagte sie freundlich, „dein Zimmer ist unten, im Flur das dritte, wo früher mein Vetter Wolf abstieg. Das Schwesterlein schläft nebenan."

Die Geschwister waren gegangen. Rixa schenkte der frösteln-den Pastorin ein Glas starken Weines ein, schob dem Pastor Zigarren hin und reichte dem Ehepaar über den Tisch beide Hände.

„Ich möchte ein Wörtchen mit Ihnen beiden im Vertrauen reden", begann sie. „Seit meiner Rückkehr habe ich Sie so selten gesehen, daß es mir eine wahre Wohltat ist, mich auszusprechen. Vor allem also die große Mitteilung, daß meine Erika sich mit Vetter Wolf verlobt hat . . . ja, das ist nun arg gegen alles Herkommen," fuhr sie lächelnd fort, als sie beide freudig überrascht auffuhren, „und die geharnischte Kritik von seiten der Gesellschaft dürfte nicht ausbleiben, nota-bene, wenn sie davon erfährt. Das Kind ist ja nicht einmal konfirmiert. Aber außerordentliche Verhältnisse bedingen ein außerordentliches Verhalten, und mit Außerordentlichkeiten ist mein Leben ganz besonders gesegnet. Die zweite Haupt-sache ist die: ich will die beiden morgen mit Heimchen nach Libau befördern, denn ihr Hierbleiben hat gar keinen Zweck. Ein Platz im Wagen wäre noch frei. Wie wär's, wenn wir Ihr

Gretchen mitschickten? Was soll das Kind hier? Solch zartes Kinderseelchen sollte vor Schrecknissen aller Art behütet werden. Und damit unser Gretel in Libau nicht Zeit findet, am Heimweh zu leiden, so geben wir sie gleich zu Pastor Werter in Kost und Pflege und lassen sie an seinem Unterricht für höhere Töchter teilnehmen."

„Aber liebste, gnädige Frau!" sprach der Pastor erschüttert.

Die Pastorin weinte und drückte nur immer wieder Rixas Hände.

Über Rixas schönes Gesicht flog ein Strahl der Freude.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir erlauben, ein wenig mit Ihnen mitzusorgen", sagte sie lebhaft. „Es ist selbstverständlich, daß ich Ihnen die Geldschwierigkeiten abnehme. Glücklicherweise bin ich dazu in der Lage. Aber das ist erst die eine Hälfte. Sie, lieber Freund, hegen den Wunsch, Willy ins Gymnasium nach Königsberg zu bringen. Ich finde Ihren Plan vortrefflich. Ihre langjährige Freundschaft wird mir, ich hoffe es, darin entgegenkommen, daß Sie das meine Sorge sein lassen. Der Junge ist von jeher mein Liebling gewesen, und ich darf wohl annehmen," hier zuckte etwas von ihrer früheren schelmisch anmutigen Art in ihr auf, „unsere Liebe ist gegenseitig."

Bewegt beugte sich der Pastor über ihre Hände.

Die Pastorin lag an Rixas Brust.

„O, Dank, Dank, Dank!" stammelte sie.

„Liebste Frau Pastor," murmelte Rixa, „machen Sie doch nicht so viel Aufhebens. Ich bin so ein richtiger Igel, Sie kennen ja meine Stacheln, — ich verstehe mich gar nicht zu benehmen, wenn Sie Selbstverständlichkeiten so umständlich machen. Ich will Ihnen bloß mitteilen, daß ich keinen Dank

verdiene. Durch meinen verstorbenen Freund bin ich in der Lage, über mein Vermögen freier zu verfügen als bisher. Sein Vermögen ist auf Erika übergegangen, da bin ich denn erst recht frei!

Also die Sache wäre erledigt", fuhr sie freudig fort. „Nun handelt es sich noch um den Tag meiner eigenen Abreise. Ich kann nicht eher fort, als bis eine eiserne Hand die Zügel der Gutsverwaltung hier anpackt. Nun gilt es, diesen Mann mit der eisernen Faust zu finden."

Sie erhob sich. „Ich hoffe, Sie schlafen unter meinem Dache einen Teil Ihrer Sorgen weg!" sprach sie mit ernstem Lächeln.

Am nächsten Morgen machte Erika große Augen, als sie den gepackten Koffer und die neuen Gäste sah.

Sie stürzte zu Rixa und fand sie in lebhaftem Wortwechsel mit Wolf.

„Aber, Schwesterchen, — das ist ja ganz undenkbar, davon kann gar keine Rede sein!" sprach Wolf mit rotem Kopf. „Dich soll ich hier in Gefahr lassen und selbst das Weite suchen? Hab' ich darum mir meinen Orden geholt, darum in der Seeschlacht auf Tod und Leben gekämpft?"

Rixa legte ihm leise lächelnd zwei Finger auf den Mund, die er lebhaft küßte.

„Hast du dich nun ausgesprochen, mein Junge?" fragte sie. „Du hast jetzt höhere Pflichten als die, mich zu beschützen."

Sie faßte Erika und zog sie zu sich. „Macht mir den Abschied nicht schwer, Kinder! Ich komme mit Roger nach, sobald als möglich. Ich habe den Schutz, dessen ich bedarf!" sprach sie mit einem stolzen Aufleuchten ihrer wunderschönen Augen.

Erika sank in Tränen gebadet vor ihr nieder.

„Mumi, meine Mumi, ich lasse dich nicht!"

„Still!" sprach Rixa streng. „Keine Widerspruch! Es ist ein Opfer, das ich von euch beiden verlange!"

Mit herzzerreißendem Ausdruck schaute das Elfchen zu ihr auf und küßte ihr still die Hand.

„Ja, Mumi!" flüsterte sie.

So war denn auch dieser Berg erstiegen. Die große Kutsche faßte zwei todtraurige glückliche Menschenkinder und zwei andere, die weniger litten, aber um so mehr Tränen vergossen. Zwei berittene Soldaten gaben ihnen das Geleit.

Rixa, Roger, das Ehepaar und Willy standen und winkten und winkten. Das schneeweiße Gesichtchen Erikas und die krampfhaft zuckenden Züge Wolfs sah Rixa Tag und Nacht vor sich, aber sie vergoß keine Träne. Wieder konnte sie nicht weinen.

Und nun brach der Sturm los. An einem der folgenden Tage streikten alle Dienstboten und weigerten sich, das Vieh zu füttern. Es sei ihnen von der revolutionären Partei verboten.

Rixa entließ sofort alle Leute und wußte, daß sie sich dadurch viele Feinde gemacht hatte. Das Brüllen der hungrigen Rinder brachte sie fast von Sinnen. Die Herren mit Hilfe der Soldaten beschickten eigenhändig das Vieh. Rixa selbst und die Pastorin waren in der Küche tätig. Roger sandte den Unteroffizier als Bauer verkleidet in den Flecken und forderte noch Militär. Der Mann kam nicht zurück. Ein Versuch, die Kornscheunen in Brand zu setzen, wurde rechtzeitig vereitelt. Drei Tage vergingen wie ein wüster wirrer Traum.

Endlich am Nachmittage des vierten Tages — es hatte gestürmt und geschneit — wälzte sich eine schwere Menge Volks

die Landstraße heran. Düstere, fanatisierte Gesichter, wüste, lärmende Gesellen.

„Geld und Waffen!" brüllten sie von weitem, „Geld und Waffen!"

Die Türen und Fenster des steinernen Baus waren doppelt verrammelt und verbarrikadiert.

Ehe es Roger verhindern konnte, stand Rixa auf dem Balkon im zweiten Stock. Furchtlos blickte sie auf die dumpfe Menge hinab.

„Ihr wollt Geld, ihr Leute", sprach sie mit lauter, klarer Stimme. „Glaubt ihr, daß wir Geld bei uns haben? Wer führt in so bösen Zeiten denn Geld bei sich? Seid doch vernünftig, Leute, und geht nach Hause. Wir haben euch nichts Böses getan und wünschen euch Gutes. Eure Armen und Kranken können das aussagen. Von Bedrückung zu reden ist Unsinn. Ich selbst bin ja sechs Jahre nicht im Lande gewesen."

Murmelnd dicht aneinander gedrängt, stand der Haufe beisammen. „Das ist wahr!" rief eine Stimme.

Einige verwegene Burschen stemmten sich gegen die schweren Türen. Kopfschüttelnd und fluchend schritten sie die Treppe hinab.

„Wollt ihr vernünftig mit mir verhandeln," rief Rixa wieder, „so trete einer oder zwei vor. Mit einem ganzen Haufen kann ich nicht reden!"

Die Leute stießen und drängten einander. Niemand wollte reden. „Geld! Geld!" tönten einige Rufe. „Waffen!"

„Meine Antwort kennt ihr!" sprach Rixa ruhig. „Geld haben wir nicht bei uns, das liegt in der Stadt. Mit ein paar Groschen ist euch nicht gedient, und Waffen können wir nicht ausliefern. Würdet ihr das tun, wenn man's von euch verlangte?"

„Jetzt sind wir die Herren im Lande!“ brüllte eine Stimme.

„Man sieht's, was für Herren!“ war ihre Antwort. „Ihr schämt euch nicht, das Vieh ohne Futter zu lassen, das unschuldige Vieh. Ist das recht, und werdet ihr dadurch reicher? Sparing,“ sie hatte einen erkannt, „wie war's damals, als ihr auf den Hof kamt und mir von euern Kindern erzähltet?“

Die wunderbare Ruhe und Furchtlosigkeit Rixas machte Eindruck auf das Volk. Schweigend, verblüfft drängten sie zurück.

„Die kommen wieder!“ sprach Rixa schwer.

Die Nacht brach an. Da tönte ein gleichmäßiges stampfendes Schreiten durch die Stille. Bajonette blitzten. Ein Kommandoruf erschallte.

„Soldaten!“ schrie Rixa. „Gott sei Lob und Dank!“

An ihrer Spitze ritten zwei, der Unteroffizier und Baron Seebach.

Rabenhof war gerettet.

Was Rixa gewünscht und ersehnt hatte, war geschehen. Baron Seebach stellte ihr seine Dienste zur Verfügung. Aus dem obdachlosen Philanthropen war in diesen bösen Tagen der Mann geworden, den sie suchte, der Mann mit der eisernen Faust.

Er setzte sich in Rabenhof fest, er und die Soldaten.

„Meine Güte haben die Leute mißbraucht,“ sprach er finster, „meinen Idealismus mit Füßen getreten. Mein Teehaus, meine Volksbibliothek haben sie zerstört, das Erbe meiner Väter verbrannt. Ein Freund wollt' ich ihnen sein. Jetzt sollen sie den Herrn in mir spüren!

Reisen Sie mit Gott, gnädigste Frau!“

Achtzehntes Kapitel

Das nördliche Meer, die Oſtſee lachte.

Es lachte anders, wie das heitere, ſonnendurchſtrahlte Mittelmeer. Es lachte wilder, es lachte rauher und dunkler. Trunken war ſein Lachen, und duſterer und ſauſend peitſchten die Wogen an den feuchten, flachen ſandigen Strand, und die Sonne glitzerte und tanzte in ihren flatternden Schaummähnen. Wie Scharen heißgehetzter Rennpferde ſtürmten die Wellenberge heran und ſchüttelten ihre Mähnen und brüllten. Selbſt weit gegen den ſonnigen, gelblich leuchtenden Horizont zuckten und ſprühten die Schaumkämme wirbelnd und ſilbern wie fernes, unbändiges Gelächter.

Das Meer aber ſchillerte grauviolett und dunkel grüngrau, und über dem weißlich gelben, klaren Himmel breiteten ſich Perlenreihen von Wölkchen und Wolken, violett mit leuchtenden Rändern, und immer mächtiger, ſatter und majeſtätiſcher wurde der leuchtende Wolkenkranz.

Arm in Arm, engverſchlungen, ſtanden drei Menſchen auf der breiten Treppe des Libauer Kurhausparkes und ſahen ernſt in das wirbelnde Toſen der See.

Die hohe Männergeſtalt in der Mitte war Roger. Rixa und Erika ſtanden zu beiden Seiten.

Er hob die Augen auf zu den leuchtenden Wolken, ein starkes, ernstes Lächeln verklärte die hohe Stirn.

„Mein Weib und mein Kind . . . wir müssen scheiden! In mir leuchtet und lebt eine starke Hoffnung. Es ist nicht auf lange. Wir haben einander bald wieder.

Laßt mich jetzt gehen!"

Er schloß sein Kind in seine Arme und dann Rixa.

„Leb' wohl, Beatrix!" sprach er mit strahlendem Lächeln. „Bald hörst du von mir."

Und dann war er gegangen. In tiefes Sinnen verloren, schweigend, standen Mutter und Kind.

Seit wenigen Stunden hatten sie einander wieder. Im Hotel hatte Roger eine Depesche vorgefunden, die ihm auf Umwegen von seinem Gute nachgeschickt worden war. Die Schwester des Roten Kreuzes, die Pflegerin seiner Frau, hatte sie aus Nervi gesandt. Sie war offenbar in Unkenntnis der eingeleiteten Scheidung. Das Telegramm lautete:

„Ihre Frau Gemahlin gefährlich erkrankt. Ruft und weint beständig nach Ihnen.

Schwester Elise."

Hier galt es noch eine Pflicht zu erfüllen. Würde es die letzte sein . . .?

„Sag' ihr, daß ihr Kind lebt, daß sie es gesehen hat", hatte Rixa gesprochen. „Bringe ihr Frieden und Segen!"

„Du hast den Fluch von ihr genommen, Beatrix."

Roger war gereist. Willy hatte er bis Königsberg mitgenommen. Eine Depesche aus Eydtkuhnen meldete, daß sie die deutsche Grenze glücklich erreicht hatten.

Und Rixa begann sich in ihr neues Leben einzuspinnen.

Die Gegenwart hatte der Aufgaben genug, — die Zukunft lag wie ein ferner, leuchtender Sonnenaufgang vor ihr.

Wolf hatte seinen Abschied genommen. Den Winter gedachte er seiner Gesundheit wegen im Süden zu verbringen. Über Erika lag ein eigentümlicher lieblicher Ernst. Sie hatte auf Rixas Wunsch Konfirmationsstunden begonnen. Gretel war als Schülerin des Pastors Werter aufgenommen.

Rixa hatte endlich Zeit und Ruhe. Lange, lange inhaltreiche Briefe flogen zwischen Nervi und Libau hin und wieder, glückliche Briefe zweier ernster, geklärter Menschen, die viel erlebt und viel gelitten hatten, und die dem Schicksal gewachsen waren.

Glückliche, leuchtende Briefe waren es, denn sie waren voll Dank, starke Briefe, denn sie gaben Kraft, hoffnungsvolle Briefe, denn sie schwangen sich aufwärts zum Licht.

Und auf dem flachen Lande tobte der Kampf und wütete der Meuchelmord. Das grause, lüsterne Tier, die Revolution, sträubte seine Stacheln und lechzte nach Blut. Feste Hände und starker Wille, selbstlose Manneskraft und todesbereiter Mannesmut kämpften verzweifelt um ihr angestammtes Recht und das Erbe ihrer Väter. Prediger und Seelsorger wurden nicht müde zu reden, zu hoffen und zu glauben. Die böse, die dunkle Zeit hatte Männer und Helden geschaffen, wie sie Irregeleitete und Verbrecher schuf. Das Land lag in wilden Wehen. War eine Neugeburt möglich?

So gingen die Wochen dunkel und müde ins Land, und Weihnachtshoffnung und Weihnachtsglanz leuchteten von ferne durch trübes schweres Gewölk.

Zu Weihnacht sollte Erika konfirmiert werden.

Da fiel eine neue Depesche wie ein dumpfer Schlag in alle stillen heimlichen Vorbereitungen.

„Beatrix, komm und tröste eine Sterbende. Bringe Licht!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie in metallischer Bläue erfroren und erstarrt leuchtete und funkelte das Mittelmeer.

Rixa grüßte es mit den Augen, doch hatte sie keine Zeit zu verweilen.

Sie sollte ja leuchten, Licht bringen . . .

Sie trat in das halbverhängte Gemach.

Zwei ruhelose Augen glühten ihr entgegen. Am Lager saß ein stiller Mann.

Und Rixa beugte sich über die Kranke.

„Friede sei mit dir!" sprach sie leise. „Dein Kind sendet dir seinen Gruß. Heute wird es eingesegnet, bald kommt es nach . . ."

Mit einer letzten aufflackernden Kraft zog die Sterbende Rixas Hand an die Lippen.

„Ich habe . . . nur auf dich . . . gewartet . . . Mutter meines Kindes . . . Dank . . . Dank!"

Eine stille, feierliche Ruhe senkte sich über die drei Menschen.

Dann kam der Todeskampf. Er währte einen Tag und eine Nacht.

Und am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages strahlte die Sonne der Riviera über ein stilles, friedliches Antlitz.

Schweigend standen Roger und Rixa bei der Toten.

„O, Beatrix, durch die Mutterschaft bist du Weib geworden, den Weg der anderen hast du vorausgenommen. Mein Weib!"

Ende

Frances Külpe
Drei Menſchen

Das ſo beliebte Buch wird in der vorliegenden neuen Ausgabe viele neue Freunde finden

Echte Sittlichkeit und tiefe Frömmigkeit durchziehen das ganze Buch und machen es zu einer genußreichen Lektüre. (Profeſſor Dr. Ludwig Geiger.)

E. v. Adlersfeld-Balleſtrem

Heideröslein Roman Mit ganzſeitigen Federzeichnungen von H. Lindloff Neuer ſchöner Geſchenk-Einband

Das „Heideröslein" hat mit dieſer neuen 7. Auflage wohl eine zeitgemäße Form erhalten, aber im Kern iſt es geblieben, was es war: — ein Buch, das ſo harmlos und unverfänglich, ſo romantiſch und poetiſch angehaucht, ſo reich an allerlei Herzensgeſchichten und eingeſtreuten Poeſien iſt, daß es überall Freude bereitet. Es iſt ein wahrhaft gemütvolles Buch, zu dem man immer aufs neue greift, und das immer wieder anregt und erhebt.

Ausführliche Kataloge ſenden wir überallhin ▭ koſtenfrei ▭



Unſere Verlagswerke ſind durch jede Buchhandlung zu beziehen

Schleſiſche Verlagsanſtalt (vorm. Schottlaender) G. m. b. H.

Berlin W 35, Lützowſtraße 85a

Berühmte Musiker

Jeder Band enthält eine Lebensbeschreibung des Meisters nebst Einführung in seine Werke und viele Illustrationen, Faksimiles, Notenbeispiele, Kunstbeilagen usw.

Geschenkausgabe mit reicher Goldprägung

Neuer Einband von Professor Tiemann

Brahms von Prof. Dr. H. Reimann / Schubert von Prof. Dr. R. Heuberger / Chopin von Dr. H. Leichtentritt / Liszt von Bruno Schrader / Schumann von Prof. Dr. H. Abert / Beethoven von Dr. Th. v. Frimmel / Wagner von Dr. R. Batka / Mozart von Dr. L. Schmidt / Joh. Seb. Bach von Prof. Dr. H. Reimann / Händel von Prof. Dr. F. Volbach / Joh. Strauß von Rud. Freih. Procházka / Haydn von Dr. L. Schmidt

Professor Dr. Ludwig Nohl

Beethovens Leben. Zweite Auflage, gänzlich neu bearbeitet von Dr. P. Sakolowski. Vier Bände mit über 1300 Textseiten, Beilagen und Illustrationen

Nohls „Beethovens Leben" wird in seiner neuen Bearbeitung und zeitgemäßen Ausstattung mit Freuden begrüßt werden. Das Werk sollte in der Bibliothek jedes Gebildeten vorhanden sein, denn auch für den Unmusikalischsten bietet diese liebevolle und im besten Sinne des Wortes volkstümliche Darstellung des Lebens und Wirkens eines der größten Geistesheroen aller Zeiten

eine Fülle von Anregung, Belehrung und edelsten Genusses

Ausführliche Kataloge senden wir überallhin ▭ kostenfrei ▭



Unsere Verlagswerke sind durch jede Buchhandlung zu beziehen

Schlesische Verlagsanstalt (vorm. Schottlaender)
G. m. b. H.
Berlin W 35, Lützowstraße 85 a